ONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
IX
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
467
NAPOLI

LIOTECA PROVINCIALE

Palchetto 16

Num.° d' ordine 63

123 9 22

B. Prov.
IX
467

Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Siebente vermehrte Auflage.

Zweiter Band.
Erste Abtheilung.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.
(1200—1500.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1873.

642581

Vom

Mittelalter zur Neuzeit.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Neuer Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1873.

Der Verfaſſer hat ſich das Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

Digitized by Google

Einleitung.

Man ist gewöhnt, das ganze Jahrtausend deutscher Geschichte, welches zwischen dem Untergang des weströmischen Kaiserreichs und der deutschen Kirchenreformation liegt, als medium aevum, Mittelalter, von dem Alterthum und der Neuzeit zu scheiden.

Es ist wahr, am Aufgange des sechzehnten Jahrhunderts stehen eine Anzahl großer Ereignisse neben einander, welche nicht nur den Deutschen, sondern allen Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerika's, Reform der Kirche. Außerdem fast in jedem Staate Europa's die wichtigsten politischen Umbildungen, in Deutschland die Herrschaft der burgundischen Habsburger. Aber sieht man näher zu, so sind stillwirkende Kräfte lange geschäftig gewesen, diese großen Ereignisse hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen sind nichts Zufälliges, sondern Resultate mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, ist zugleich höchstes Resultat lebenwirkender Ideen und längst vorhandener Sehnsucht und Arbeit.

Von solchem Gesichtspunkt wird uns die Zeit zwischen den Hohenstaufen und dem dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geschlossener Zeitraum der deutschen Geschichte, welcher sich von der Vorzeit und Folge stark abhebt, in dem wir einen innerlich festzusammenhängenden, tragischen Verlauf des nationalen Schicksals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaiserthum und Papstthum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieser Periode lehnt sich der deutsche Geist gegen die Kirche des Statthalters Christi auf, der Unwille über die gemüthlose Herrschaft der römischen Clerisei führt zum Abfall Einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Majorität des Volks. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Mystikern steigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weise Einheit des kirchlichen Bekenntnisses unter Autorität der Schrift, sie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewissenskämpfen und ihrem dogmatischen Streit, aber sie vermag die Freiheit der Forschung, welche sie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beschränken. Auch die Herrschaft der neuen Kirche endet mit dem dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit ist das Aufleben freier Wissenschaft.

Im Staat beginnt diese zweite Periode mit dem Aufsteigen neuer Fürstengeschlechter in Deutschland, alle großen Häuser erheben sich in dem zerfallenen Reiche fast zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es ist die Zeit seines Wachsthums, seiner Familienverbindungen und Erbschaften, der Siege seines Hausinteresses und seiner Versuche, die Kraft des Reiches undeutscher Fürstenpolitik dienstbar zu machen. Höhenpunkt seiner Macht ist die Zeit Karls V. Die gewaltthätige Aufnahme seiner Pläne durch Ferdinand II. führt zu einem tötlichen Kampf, in welchem die nationale Kraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbständigkeit der Theile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit ist die vertragsmäßige Sicherstellung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staates.

Im Anfange dieſer Periode haben die Rechte der Perſonen, die Rechte und Laſten des Beſitzes zahlloſe Abſtufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtloſe Wildfänge ſtoßen überall in Stadt und Land an einander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herriſch den Innungsgenoſſen, der neben ihm dieſelbe Stadtmauer vertheidigt, und der Schildbürtige lehnt ſich trotzig gegen ſeinen edlen Herren auf. Dieſe zweite Periode der deutſchen Geſchichte gliedert die geſammte Nation in wenige Stände, ſie gleicht in langen Kämpfen die Unterſchiede innerhalb der Stände aus, die einen heraufhebend, die andern herabdrückend, und ſie unterwirft am Ende der Periode alle Stände dem Staat der Fürſten.

Es iſt die Zeit der härteſten egoiſtiſchen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zuſammenhangs und Pflichttreue gegen das Reich ſind faſt geſchwunden, Fauſt erhebt ſich gegen Fauſt, Stand gegen Stand. Aber dennoch erſtarken die Deutſchen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, ſie breiten ihre Herrſchaft über weite Länder des Oſtens, ihre Flotten beherrſchen die Nordmeere. Und jeder der großen politiſchen Vereine und Stände vollendet in demſelben Zeitraume ſeine abgeſchloſſene Geſchichte, er wächſt herauf unter dem Schutze ſeiner Privilegien, er ſchafft originales Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieſelben Vorrechte, die ihn zuerſt erhoben, beſchränkt wird und durch das beſſere Recht Anderer widerlegt. Die Ritter wandeln ſich in raubluſtige Junker, dieſe in Gutsherrn ihres gnädigen Fürſten. Die Städte werden, auch wenn ſie nicht reichsfrei ſind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſtehen ſie auf dem Höhenpunkt des Gedeihens, welches privilegirter Arbeit vergönnt iſt. Sie vertreten das beſte Recht des Volkes, wenn ſie für Sicherheit der Landſtraße gegen räuberiſche Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn ſie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren.

Aber ſie vertreten nicht mehr den Vortheil des Volkes, wenn ſie fremde Waaren und fremde Erfindung von ſich ausſchließen, wenn ſie ſich den Leiſtungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall ſelbſt befinden wollen, ob ſie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer privilegirten Genoſſenſchaften überlebt ſich. Die Welt wird größer, ſeit der Seeweg nach Oſtindien und Amerika entdeckt iſt, andere Völker bringen neue Waaren an unſere Küſten, neue Erfindungen fordern ſich freien Verkehr. Alle Genoſſenſchaften überwindet der fürſtliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die egoiſtiſchen Intereſſen der Ritterſchaften, Städte, Hanſa, Innungen, ſondern nach einem großen, mörderiſchen Kriege, der in Deutſchland faſt alles ſelbſtkräftige Leben zerbricht.

Es iſt die Zeit aufſteigender Volkskraft bis zu Luther, welche in dieſem Theile nach Berichten der Zeitgenoſſen dargeſtellt werden ſoll, eine Zeit, in welcher das Leben des Einzelnen ſich in der Genoſſenſchaft birgt, welcher er angehört. Die Schilderungen aus dieſer Periode haben deßhalb vor Allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgeſellſchaften darzuſtellen, welche dem Deutſchen das Privatleben einſchließen, den Staat erſetzen. Dabei wird nur ſelten die innere Bewegung eines Menſchenherzens ſichtbar. Zumeiſt in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vortheil, faſt unabläſſig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkſtätten und Contore; auch von dieſen Bildern war es nicht fern zu halten.

Aber überall rührt ſich erfindend und erobernd die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und feſtem Willen.

1.

Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.

Wie die Genossenschaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der sich zwischen dem Adel und den Bauern erhob, wie sich daraus im fünfzehnten Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im sechzehnten Jahrhundert dem fürstlichen Staat eingefügt wurden, soll in diesen und späteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächst Sitte und Brauch des Ritterthums unter den Hohenstaufen. Es wird hier von deutschen Verhältnissen die Rede sein, von fremder Hofzucht nur soweit, als sie bei uns das Bürgerrecht gewonnen *).

Die Ritterwürde war seit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, welcher zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn sein Herr mit einem Lehngut begabt hatte, oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienst stand. Es war eine persönliche Ehre, welche jedem Einzelnen ertheilt werden mußte, sie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben seinem Herrn in gleicher Rüstung zu kämpfen, und sie machte ihn für Lager, Waffenspiel und

*) Für die ersten Jahrzehnte nach 1200 sind deßhalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger zuverlässig als Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 sind der sogenannte Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel Hauptquellen.

Hofgeſelligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur ſeines Volkes, ſondern der geſammten Chriſtenheit.

Der deutſche Adel beſtand von den Sachſenkaiſern bis nach 1400 — abgeſehen von den geiſtlichen Reichsfürſten — nur aus den Familien der Fürſten, Grafen und Freien, welche Reichslehen beſeſſen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geſchlecht der Fürſten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergeſtellt. Nur ſie ſind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt*), ſie ſind die Hofbeſitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch ſie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber ſtehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadliche, auch ſie mit ſehr verſchiedenen politiſchen Rechten und Anſprüchen. Denn ſie ſind nicht einmal ſämmtlich freie Leute: zwar der größere Theil derſelben ſtammt entweder aus freiem Bauerngeſchlecht, oder doch von Freigelaſſenen. Aber die Dienſtmannen oder Miniſterialen, welche Haus- und Hofdiener eines Edlen ſind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, ſind Hörige; ſie können von ihrem Herrn mit dem Grund und Boden, den ſie beſitzen, verkauft, vertauſcht, verſchenkt werden, zuweilen ſogar ſie allein ohne den Grund, ſie dürfen außerhalb der Dienſtgenoſſenſchaft ihres Herrn nur mit ſeiner Erlaubniß heirathen, dürfen nicht im Gericht Urtheil finden gegen freigeborne Leute u. ſ. w. Doch ſolche Ueberreſte alter Unfreiheit verhindern nicht, daß ſie in allem Ritterthum den freien Rittern, ja den Edlen gleichſtehen. Und merkwürdig, gerade dieſe Dienſtmannen, welche durch Hofgunſt in der Hörigkeit heraufgekommen ſind, bilden bereits um 1200 eine bevorzugte und anſpruchsvolle Klaſſe der

*) So z. B. im dreizehnten Jahrhundert bei Ulrich von Lichtenſtein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

Ritter. Vor andern diejenigen Ministerialen, welche dem Reich oder den Fürsten die obersten Aemter ihres Edelhofes verwalteten: das Amt des Truchsessen (Droste), der die Speisen aufsetzt und an Stelle des früheren Seneschalks, des Altknechts, getreten ist, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und seinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marschalks, des Roßknechts, der über die Ställe gesetzt ist und dem Tische der reisigen Knappen vorsitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Tresor behütet. Diese alten Aemter des Reiches und der Fürstenhöfe hatten sehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Besitzer waren vornehme Männer in ihren Landschaften. Aber auch die übrigen Dienstmannen ohne bestimmtes Hofamt beanspruchten mehr zu sein als die einfachen Ritter. Und diese rittermäßigen Unfreien waren in Deutschland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und sogar Freie, hielten für ihren Hof Dienstmannen, die sie des eigenen Ansehens wegen mit Landlehen ausgestattet hatten*). Es war natürlich, daß diese emporstrebende Klasse höriger Ritter viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmuth, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber sie gingen im Range überall der Masse gewöhnlicher Ritter vor und die Reihenfolge der Ehren ist stets: Fürsten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, edle Knechte.

Die Ritter aber bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, sie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienstmannen und spielten im dreizehnten Jahrhundert als Chor mit. Ein

*) So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er selbst Vogt des Bischofs von Regensburg war, seine Dienstmannen, welche nach seinem Tode nicht in gutem Rufe standen. Der sog. Seifried Helbling VIII, 586. — Die Bestimmung des schwäbischen Landrechts, daß nur Reichsfürsten Dienstmannen halten sollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

tüchtiger Mann unter ihnen konnte in seiner Landschaft ebenfalls Ansehen gewinnen als geschickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im ganzen war noch lange nach 1200 ihre Theilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber bescheiden. Bei dem zahlreichen Ritterspurt, welchen der Lichtensteiner veranlaßt, sind die Edlen und Dienstmannen seiner Landschaft im Einzelkampf immer die Hauptheldeu; denn Turnierschmuck, Rosse und Waffen kosteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter waren den Rittern oft karg zugemessen, sie waren begünstigt, wenn sie ein festes Haus zu Lehen hatten, oft saßen mehrere derselben in demselben Bau, oder sie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herrn Schwert und Gewand, bildeten im Turnier seine Schaar und hatten wohl auch die Turnierbeute mit ihm zu theilen. Auch solche fehlten nicht, welche besitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn suchten, dem sie um Kost und Gewand dienen wollten; oder sie bettelten gar als „elende (fremde), arme, nothhafte Ritterschaft" bei Vornehmen um eine Beisteuer*).

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landschaft, stolz und mißgünstig blickten sie auf die reichen Bauernhöfe, sie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herren des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Masse des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürstin des Landes ihren Ritterdienst zu weihen, im Turnier Könige vom Rosse zu stechen und ihnen Pferd und Rüstung zu pfänden. Sie saßen in allen Landschaften, einzelne Gegenden des altsächsischen Bodens ausgenommen, so zahlreich und trotz aller Fehden so eng mit einander verbunden, daß ihr Gebahren sehr oft das Geschick der Landschaft bestimmte. Auf ihre Menge

*) Turnier von Nantes, 4 und 6.

und das Zahlenverhältniß zu den Edlen kann man aus einzelnen Angaben ſchließen. Als Kaiſer Friedrich Rothbart im Jahre 1184 zu Mainz ſeinen Sohn Heinrich mit dem Ritterſchwert begabte, waren 70 große Fürſten und an 70,000 Edle, Ritter und rittermäßige Knechte verſammelt. Im Jahr 1222 waren bei der Hochzeit, welche Leopold von Oeſtreich ſeiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienſtmannen zuſammengeſtrömt. Zwei Jahre darauf ritten bei einem Sühneverſuch zu Freiſach in Oeſtreich außer Fürſten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienſtmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adlichen und Dienſtmannen werden von dem Berichterſtatter ſämmtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradſchaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß ſie ſich eifrig nach ſeinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, ſich beim Becher höfiſch zu verhalten war ihr Stolz, gern legten ſie ihrem Schildamt das Prädicat edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in ſeiner Familie durch das Hofrecht des Herren beengt wurde, blieb abhängig von Gunſt und Milde des Lehusherrn. Der Lehnsmann mochte ſich einmal trotzig gegen ſeinen Herrn auflehnen, im ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und Behagens in ſeinem Hauſe. Der Hof des Edlen oder Fürſten wurde der Ort, von dem er die meiſten guten Erfolge erwartete, dort drängten und ſtießen ſich rückſichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine huldvolle Gabe. Der ſo hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein ſchwacher Höfling; das wird bald eine Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterſpielen iſt die ideale Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geſchah wohl nicht erſt im ſechzehnten Jahrhundert, daß ſich der Hofmeiſter eines Fürſten freiwillig

vom Pferde warf, wenn er seinen gnädigen Herrn abgestochen hatte.

Dieses Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunst wurde charakteristisch für diese ganze Periode deutscher Geschichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer zum Ritter werden wollte, so der Ritter zum Adlichen; Unzufriedenheit mit der einhegenden Schranke, ein rastloses Drängen in höher berechtigte Genossenschaft wurde seit der Hohenstaufenzeit dem ganzen Abendlande eigenthümlich. Wohl lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinschaft, welche den Herrn mit seinem Mann, den Edlen mit dem reisigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterstolz, den solche Bundesbrüderschaft nährte, ein Quell sittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberische Leben vor völliger Verwüstung bewahrte; mit besonderer Freude heben die ritterlichen Sänger diese Poesie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menschenkraft aus der Stagnation ererbter Zustände wurde das Aufstreben der Ritter eine wichtige Hülfe. Es war unzweifelhaft ein Culturfortschritt, aber er wurde theuer erkauft durch Jahrhunderte der Fehden und politischen Schwäche, durch die Nichtachtung, welcher die ländliche Production verfiel, und durch kunstvolle Ausbildung der Standesprivilegien und Vorurtheile.

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfischen Mann von dem bäurischen unterschied. Hier that er als Kind Pagendienst, bildete einen Theil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer, und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geschenk gab *).

*) In Bertolt's Gedicht Crane ist dies Geschenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen aneinander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbniß und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel, erhielten zusammen ihren Trunk und schliefen oft auf demselben Bett.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Theil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt*): „Die Tischzuchten" z. B. befahlen: man soll hübsch die Nägel beschneiden — was auch deßhalb wünschenswerth war, weil man vor dem fünfzehnten Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ", soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brod beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brodkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brod angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem Andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man

*) Fr. Zarncke, Der deutsche Cato — des Tanhauser's Hofzucht, Haupt, Zeitschrift VI. S. 489.

ſoll nicht trinken und ſprechen, bevor man die Speiſen hinabgeſchluckt hat, nicht ſchmatzen und rülpſen, ſich nicht in das Tiſchtuch ſchnäuzen, nicht über den Tiſch legen, nicht krumm ſitzen und ſich nicht auf die Ellbogen ſtützen. Andere Dinge als Speiſen ſoll man während des Eſſens nicht mit der bloßen Hand anfaſſen, ſondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken ſoll man den Mund wiſchen, nicht in den Trunk blaſen, während dem Trunk nicht über den Becher ſehen. Man ſoll nur zwiſchen den Trachten trinken, man ſoll nicht eſſen, während der Geſelle trinkt, man ſoll beim Eſſen gegen ſeinen „Gemaßen“ billig ſein und ihm nicht ſeinen Antheil wegeſſen, endlich die Zähne nicht mit dem Meſſer ſtochern.

War das Kind im Edeldienſt herangewachſen, ſo wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demſelben Hofe, wo der Glanz und Müßiggang vornehmen Dienſtes verweichlichte, ſondern bei einem feſten und erprobten Lehrmeiſter. Jetzt ward der Knappe*) im Reiterhandwerk unterwieſen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinſtoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfiſcher Tanz und ritterlicher Dienſt bei Frauen durch Liederdichtung und Geſang. Der junge Knecht nahm Theil an den Fahrten ſeines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es ſcheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von ſeinen Geſellen gerufen wurde; wenigſtens ſind in den höfiſchen Kreiſen charakteriſirende Beinamen ſehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als Pſeudonyme den wirklichen Namen ihres Beſitzers verſtecken. Der junge

*) Zwiſchen Knappe und Knecht iſt kein anderer Unterſchied, als daß den Schriftſtellern, Zeiten, Dienſtkreiſen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher iſt. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörter: Mühlknappe, Bergknappe, Schuhknecht, vergl. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter den betr. Wörtern.

Knecht turnierte eifrig mit seinen Gefährten die Ritterschaft zu lernen um besondere Knechtspreise.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht sind überall die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit weihendem Ceremoniel umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt, stammte er von einem Vater, welcher selbst den Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders werth geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmälig dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Wittwen und Waisen zu schirmen. Diese Ceremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geistlichen Orden und in späterer Zeit feierlicher.

Um 1200 durfte das Ritterschwert ertheilen, wer selbst Ritter war und das Recht hatte Lehnsgüter zu verleihen, also wer ein adlicher Herr war. Da aber die Ritter das reisige Gefolge jedes ansehnlichen Gutsbesitzer bildeten, so nahm sich auch der Dienstmann die Freiheit, den Ritterschild an sein Gefolge auszutheilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward schon im dreizehnten Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr sich einmal mit großem Gefolge am Fürstenhofe zeigen wollte*).

*) Der sog. Seifried Helbling VIII, V. 217—285.

Für ehrenvoll galt es, von dem höchſten Fürſten des Landes das Ritterſchwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem Hoffeſt vielen höfiſchen Knechten die Ehre zu ertheilen. Bei jener öſtreichiſchen Vermählung im Jahr 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch rühmlicher war die Ertheilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der erſten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolph von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter Andern auch hundert Züricher Bürgerſöhnen das Ritterſchwert gab und die Züricher für ſeine beſten Kämpfer erklärte.

Schon um 1200 beſtand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächſte Recht zum Schildamt ſollte haben, wer aus dem „Geſchlecht der Tjoſte“ ſtammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufſtrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des dreizehnten Jahrhunderts, der von ſeinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder deſſen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn geſeſſen hatten, ſorgte ſelbſt dafür, daß er vom Ritterſchild nicht ausgeſchloſſen wurde. Auch er ſtand in einem Gegenſatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landſchaften der reichere, bald auch der gebildetere, er vertrat als Mitregierer ſeiner Stadt große politiſche Intereſſen, beeinflußte die Waffenmacht ſeiner Bürgerſchaft und konnte den Fürſten ſehr gefährlich und ſehr nützlich ſein. Er war ſtolz auf ſeinen Ritterſchild und ſeine Armſtärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er ſich auch für den beſſeren Mann hielt, ſchon unter den Hohenſtaufen war für ſeine Geltung unbequem, daß er oft Kaufmannſchaft trieb und ſein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerſtolz der Germanen beſtand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen

Mann Kriegsthat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenstaufen die Würden der Männer aufgezählt sind, steht der reiche Kaufmann stets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen ist, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Gesell und Du. Er hat das Recht sein Wappen auf dem Holzschild zu tragen und sich von dem Knecht aufwarten zu lassen. Es war nicht unnatürlich, daß um diese äußeren Vorrechte des Ritterstandes gerade solche tödtlichen Streit erregten, welche sich davon erhielten, dem Bauer die Rinder zu stehlen; schon um 1290 ist es gefährlich, solchen Raufbold Du zu nennen oder ein Schildzeichen zu führen, welches dem seinen gleich ist*). Das Vorrecht, Schmuck und kostbares Gewand des Adlichen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, scheint der Ritter später gewonnen zu haben als Werthvolleres. Denn noch um 1400 war heraldische Ueberlieferung, daß Gold im Schilde edler sei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldschmuck bald sogar von den ritterbürtigen Knappen beansprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren solle man vergoldeten Schmuck nicht wehren**).

Und es ist bezeichnend für die allmälige Umwandlung des Ritterthums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigener Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte" von anderen Aufwartenden unterschieden werden. Und bereits nach 1200 ist für ritterlichen Grundbesitz und Geltung in der höfischen Genossenschaft die Ritterwürde nicht unbedingt nothwendig.

Die Rüstung des schwerbewaffneten Reisigen sucht seit Friedrich Rothbart den Leib besser zu schützen und dem Ritter

*) Der sog. Seifried Helbling VIII, 430. Hugo v. Trimberg, Renner, V. 1107.

**) Der sog. Seifried Helbling VIII, 660.

den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf Syſteme der Schutzrüſtung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eiſenſchuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eiſenringe und gerundete Schienen, ſind ſämmtlich in der letzten Römerzeit vorhanden, ſie haben ſich neben einander erhalten und werden bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfniß aufgenommen. Nach langen Zwiſchenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf*).

Um 1200 war die Schutzrüſtung noch verhältnißmäßig ein-

*) Wie die Rüſtungen faſt aller bekannten Völker des Orients und Occidents, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenſchmiede nach alten Traditionen wieder gefunden wurden, vermögen wir im Einzelnen nicht nachzuweiſen, daß aber die ſpäte Wiederholung antiker Formen nicht zufällig iſt, lehrt der Augenſchein. Da Conſtantinopel bis in das ſpäte Mittelalter die große Fabrikſtadt für koſtbares Geräth und Stoffe, auch für Rüſtungen blieb, ſo wird dort die Verbindungsſtelle zwiſchen neuerer Mode und antiken Erinnerungen zu ſuchen ſein. Von etwa hundert Helmen z. B. des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, welche 1841 in einer Ciſterne der Feſtung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehre der älteren faſt genau Form und Ausſchnitt des römiſchen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Cabinet zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird ſchon im Kriege Beliſars mit den Gothen erwähnt und ihre Form ſo beſchrieben, wie ſie etwa im ſechzehnten Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Frondsberg führten, iſt bereits fünfzehnhundert Jahr früher in den norddeutſchen Feldzügen des Germanicus den Römern läſtig. Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum dreißigjährigen Kriege. — Man muß ſich hüten, in den ſpärlichen Ueberreſten und Abbildungen des frühen Mittelalters das einzig gültige jener Zeiten zu ſehen. Wer ſelbſt ſchauen will, vergleiche: Heſner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquariſcher Kenntniß erhaltene Denkmäler nachbildet.

fach. Der Harnaſch, d. h. die Rüſtung des Leibes, beſtand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Aermeln, Handſchuhen und einer Kapuze, welche zurückgeſchlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Geſicht freiließ. Ueber dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einſätze, erweitert war, wurde bei ernſtem Kampf zuweilen die Brünne, der ältere Bruſtpanzer, gelegt. Aber im dreizehnten Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, nicht immer legte man eine Eiſenplatte über den Halsberg, erſt im vierzehnten ſchnallte man den Schienenharniſch regelmäßig über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerſtrümpfe, die Eiſenhoſen, geſchützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im zehnten Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe geweſen, hatte im elften durch einen vorragenden Eiſenſtreif die Naſe bedeckt und im zwölften oft koniſche Form gehabt. Gerade in der Zeit des höfiſchen Minnedienſtes ward er in Deutſchland häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgeſtürzten Topf ähnlich. Er deckte auf den Schultern ſitzend das ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenſter, und wurde über der Panzerkappe mit ſeidenen Schnüren feſtgebunden. Neben ihm dauerte der Eiſenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krämpe. — Der Ritterſchild, im zehnten Jahrhundert oft rund, im zwölften dreieckig, ſehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zweiſchneidige Ritterſchwert iſt länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eſchenholz, in den Gedichten auch von ſpaniſchem Rohr, mit kurzer Eiſenſpitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Ueber die Rüſtung wirft der Ritter ſeinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kurſit als Staatskleid; die Sporen werden angeſchnallt, ſie ſind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adlichen werden einigemal goldene Sporen er-

wähnt. Das Roß ist noch gar nicht mit Eisenplatten bedeckt*). Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters sichern Widerhalt giebt, auf der rechten Seite des Sattels ist eine eiserne Gabel zum Auflegen des Speers angebracht, der Reiter steckt den Speer noch nicht in das starke Gerüst mit Kerbeisen, welches in späterer Zeit hinter seiner Hüfte ragt. Der Zaum ist eine einfache Trense.

Es war ein zweifelhafter Fortschritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und allmälig andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man das Zimier, den Helmschmuck, auf den Scheitel des Helms zu setzen, er besteht zunächst als Schmuck der Vornehmen aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Busch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, buntgemalt, mit Pfauenfedern und Tuchstreifen geschmückt. Allmälig werden phantastische Formen aufgesetzt, Figuren von Menschen und Thieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen seltsame Inventionen, in ansehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachsenzeit einen Strohhut über die Eisenkappe gesetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen lassen, erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Theil des Wappenschmucks.

Die Außenseite des hölzernen Schildes, nicht selten mit Hermelin überzogen, zeigt das Wappen des Besitzers, das auf Leinwand gemalt ist. Die Wappenzeichen sind um 1200 allerdings Kennzeichen der Ritter und zuweilen der Familie, aber ihre Bilder und Farben werden frei behandelt und die Nachkommen ändern sorglos daran. Grün ist in dieser Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei

*) Dies sagt Wolfram von Eschenbach ausdrücklich im Willehalm 395, 12, wo er die eiserne Covertüre eines Heiden erwähnt.

Metalle über einander gesetzt. — Das Roß wird mit einer langen Decke geschmückt, welche vom Hals bis über den Schweif fast zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecken haben häufig dieselbe Farbe, der bunte und kostbare Stoff ist durch eingesetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze scheint an der kurzen Spitze ein Quereisen gehabt zu haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die spätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenster und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers sind geschützt und die Wunden können nicht tief gewesen sein. Der Speer wird farbig bemalt, wohl auch mit Blumen und Flitterschmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geschlossene Helm, der bemalte Schild, das Ritterschwert, der Gürtel, der Waffenrock sind die unterscheidenden Zeichen des Ritters, der Knappe reitet in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung erhielten dem Ritter seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts die Waffenübungen, welche ein Vorrecht seines Standes geworden waren. Sie wurden in der Hauptsache zuverlässig schon während der Wanderzeit eingerichtet, seit den Kreuzzügen mit den Spielgesetzen, welche die Romanen allmälig erdacht hatten, zu einem System von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der höfische, d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von diesen Uebungen war die häufigste, Grundlage der übrigen, die Tjost, der Speerstich zweier gerüsteter Ritter gegen einander*). Zweck dieses Kampfes war, den Gegner im

*) Eine naheliegende Herleitung des Wortes die Tjost ist vom lateinischen justa, regelrechter Kampf. So wurde das Wort von den Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts erklärt. (Darum mhd. zë rechter tjoste.) Man wird jedoch vor alten Kampf- und Kriegsbezeichnungen zweifelhaften Ursprungs gut thun, germanischen Ursprung als möglich zu betrachten. Denn auch die Romanen gewannen Ordnung und Brauch ihrer Kämpfe

ſcharfen Anritt mit dem Speer ſo zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde, oder der Speer in die Rüſtung des Reiters drang und von dem Stoß zerſplitterte. Zu ſolchem Kampf wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Oertlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß", wobei das Roß mit geſteigerter Schnelligkeit ſo zu leiten war, daß es die größte Kraft im Moment des Stoßes gab*). Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs" — im Schritt oder Trab — es gehörte Kunſt dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Carrière, oder wie man damals ſagte, aus dem Walap in die Rabbine zu treiben. Der Anlauf war „kurz" oder „lang", der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Roſſes und Speers, aber er war natürlich wirkſamer, es iſt charakteriſtiſch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der ſchweren Rüſtung für unbequem. Es war Spielregel, bei dieſem Rennen den „Hurt", das Zuſammenprallen der Reiter und der Roſſe, zu vermeiden, und der Reiter mußte verſtehen nach dem „Stich" mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Abſicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichteſten geſchah, wenn er ſchräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjoſt" aber war, daß man in gerader Linie Front gegen Front auf einander ſtieß, in dieſem

---

weit mehr von den Germanen der Völkerwanderung, als von den Römern. Häufig empfingen die Deutſchen angeſtammtes, aber unverſtändlich gewordenes Sprachgut aus romaniſchem Munde zurück, ſo die Wörter Infanterie (nicht von infans, ſondern von fante, der leichte Fußkrieger), Sarjant (nicht von serviens, ſondern von sarawi, Kettenhemd, ſiehe unten), Sarabande, Herold (von ahd. haran rufen, haralt). Auch unſer modernes Hurrah iſt zwar von den Ruſſen zurückgenommen, dieſen ſelbſt aber aus dem altgermaniſchen Schlachtruf hara überliefert. — Die Tjoſt hieß bei den Byzantinern Tzuſtra, das T gehört alſo wohl zum Stamm, vom gothiſchen tvistass (fem.).

*) Winsbecke, h. von M. Haupt, 21, 4. Das Wort Puneiz iſt romaniſch, von lat. pungo, ſteche.

Fall traf der Speer die Schildseite des Anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, so kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig so nah, daß Schild an Schild stieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirksamer aber schwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er sich mit dem Helm berührte, oder den Helm selbst, galt für den besten Stoß*); das ungepanzerte Roß zu treffen, war große Ungeschicklichkeit. Wer dem Gegner besondere Artigkeit erweisen wollte, hob beim Rennen seinen Speer aus der Auflage und schlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der Andere dadurch, daß er das Gleiche that, oder mit größerem Selbstgefühl, wenn er seinen Speer auf dem Schenkel hochhielt und gar nicht gegenstach. Es scheint, daß im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeschrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf sich bereit erklärte, band den Helm auf dem Haupte fest und senkte den Speer, wer den Helm abband, schied aus dem Spiel.

Dieser Einzelkampf war die häufigste Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampflustigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffest. Als im Jahr 1224 Leopold von Oestreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Freisach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Lichtensteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen Ritterschaft zu prüfen und forderten zur Tjost in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt alles auf das Feld um zu stechen und vergaß Tage lang die Verhandlungen, bis die Bischöfe sich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er selbst ein großes Turnier

*) Die vier Nägel auf dem Schild, oder wo der Helm gebunden ist, sind das rechte Ritterziel und beste Klugheit bei der Tjost. Winsbecke, 21, 6.

anſagte, wo die Verſammelten einander in Maſſe zerſtechen konnten.

Die höfiſchen Dichter erklären gern, daß die leidenſchaftliche Freude an der Tjoſt durch Ehrgefühl und Frauendienſt aufgeregt ſei, in Wahrheit ſpielen aber auch hier die Preiſe und Wetten eine große Rolle. Ulrich von Lichtenſtein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der ſeiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Roſſe, die er mit ſich führt. Und ebenſo ſetzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germaniſchem Blut die Franzoſen gründlich beſiegt, ein Edler zu einer Tjoſt ein Roß und hundert Mark Silber aus, und verliert dieſen Preis.

Das Speerſtechen war in den altheimiſchen Volksſpielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahrs Sommer und Winter verkleidet mit einander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit ſeinem reiſigen Gefolge in das Dorf einritt. Ueber das dreizehnte Jahrhundert hinaus blieb der Mai und Pfingſten die luſtige Feſtzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt ſich, daß die herausfordernde Partei in der Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, ſich rüſtete, und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Vorhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetiſches Lager und Verſteck des Auftauchenden reſpectirt. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Ueberraſchung beabſichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubverſteck, er ſandte einen Knappen heraus, welcher ihn artig mit den Worten anmeldete: „mein Herr begehret Ritterſchaft an euch“; kam die Antwort: „ſie wird ihm gewährt, wie er ſie auch begehrt“, ſo tauchte der Ritter ſelbſt, in ſeinem ſchönen Waffenkleide, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme ſämmtlicher Betheiligten durchaus unkenntlich; er zer-

ſtach ſeine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verſchwinde. Deßhalb nannte man in der Ritterſprache von dem romaniſirten Worte „Foreſt", Hain, alles Verkleiden oder Veranſtalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennſpiele „foreſtiren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Es lag nahe, in dieſen Verkleidungen Heldengeſtalten der Sage und der Rittergedichte nachzubilden. Zumal wenn ſich ganze Geſellſchaften für ritterliches Spiel zuſammenthaten, erſchienen die Helden Karls des Großen, die Mannen Siegfrieds und Dietrichs von Bern und die Gralritter in phantaſtiſchem Schmuck. Von vielen Maskenſcherzen und Erfindungen der Rennbahn, durch welche man der Tjoſt höhern Reiz zu geben ſuchte, hat einer in unſeren Oſtſeeſtädten Erinnerungen hinterlaſſen, welche bis zur Gegenwart dauern, die Tafelrunde des König Artus. Ein Zelt, Pavillon, Thurm wurden inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäſte oder nahmen bewährte Ritter in ihre Geſellſchaft auf, zuletzt ſchmauſten die Genoſſen an rundem Tiſch, froh der Verkleidung und des poetiſchen Schimmers, in dem ſie einander ſahen. In Oeſtreich richtete Ulrich von Lichtenſtein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde von vier Bannern umſteckt, im weiten Ring herum eine ſchöne ſeidene Schnur gelb und blau geflochten, durch zweihundert Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Thore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen ſie wurde das Zelt von den Artusrittern vertheidigt. Und im Jahr 1285 führten die Magdeburger dieſe Invention noch ſchöner aus. Dort ſtanden damals den Pfingſtſpielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genoſſenſchaft der Konſtabler bildeten. Sie hatten mehre ritterliche Spielweiſen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten ſie einen gelehrten Genoſſen, Bruno von Sconenbecke, er

möge ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralspiel und dichtete höfische Briefe dazu. Diese wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten gesandt, und die Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine schöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis sein für den Sieger*). Alle Jünglinge der Städte rührten sich; die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre besondern Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man sie nicht mit einer Tjost empfange. So wurden sie von zwei Konstablern bestanden. Auf der Marsch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeschlagen und ein Baum aufgepflanzt, daran hingen die Schilde der Konstabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäste Messe und aßen, dann zogen sie aus den Gral zu beschauen, und es war gesetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, so trat der Besitzer desselben heraus und bestand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee, er nahm sie mit sich, verheirathete sie und gab ihr so viel als Ausstattung, daß sie ihrem wilden Leben entsagen konnte.

Dieselbe Idee wurde in preußische Städte und nach Stralsund verpflanzt, dort entstanden unter den rittermäßigen Familien im vierzehnten Jahrhundert Artusbrüderschaften und Artushöfe, stehende Genossenschaften mit eigenen Clubhäusern. Die eng-

*) Die Feen waren aus den Rittergedichten wohl bekannt, z. B. Parcival 96: Der Feien Art ist minnen oder Minne suchen. — Auch in Lübeck wurde noch hundert Jahr später das ritterliche Artusspiel von Edlen der Umgegend ausgeführt. — Der Name Krimhildespiel als Ortsbezeichnung bei Saarbrücken. W. Grimm, d. Heldensage, S. 155. In derselben Landschaft wird der Ritterbund der Nibelungen erwähnt.

liſchen und franzöſiſchen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimiſchen Ritterbrauch und gaſtliche Aufnahme.

Ein Haufenſpiel zu Roß war der Buhurt, wahrſcheinlich die älteſte der ritterlichen Uebungen. Die Reitenden theilten ſich in Parteien und zogen ſich in ſchnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunſt und im Vorbeifliegen der Zuſammenſtoß der Schilde und das geräuſchvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptſache; er wurde deßhalb wohl auch mit Stäben geritten. Das behende Wenden im engen Raum und das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteriſtiſch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegeriſcher Freude, Begrüßung eines geehrten Gaſtes auch in den Stadtgaſſen und im geſchloſſenen Hof*), er erhielt ſich aber nicht über die erſte Hälfte des Jahrhunderts, ſpäter werden beim Empfang geehrter Gäſte nur einige Tjoſte geritten.

Das größte Ritterfeſt war der Turney, ein Maſſenkampf in abgeſtecktem Raum, die Theilnehmer immer in zwei Parteien getheilt, dieſe wieder in verſchiedene Haufen, welche einander unterſtützten. Aufgabe der Haufen war, die Schaar der Gegner zu durchreiten und die Einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffeſten angeſtellt, auch von den Rittern einer Landſchaft, es waren Spielkämpfe, welche das Ritterthum in ſeinem höchſten Glanze zeigten. In der Stadt, welche dem Turnierplatz nahe lag — und man hatte Urſache, volkreiche Städte mit kunſtfertigem Handwerk zu wählen — war in den Wochen vor dem Turnier geräuſchvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandſchneider, Goldſchläger, Maler, Federſchmücker waren in angeſtrengter Thätigkeit, die Herbergen

*) Das Wort bu bedeutet Hausbau, Gebäude, aber auch Bauernweſen und Bauernarbeit, hurt das Rennen.

füllten sich, auch Privathäuser nahmen Einquartirung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog stattlich ein und wandte leicht mehr Geld und Credit auf sich und sein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienstmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Rossen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Fest wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, welche des Abends einander besuchten, ließen sich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdeß hatte, wer das Turnier ausgeschrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu bestimmen; wurde er Führer einer Partei, so trug wenigstens die Schaar, mit welcher er einritt, seinen Schild, und war er nicht der Landesherr selbst, so hatte er vornehme und erprobte Ritter um diese Gunst zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter seinem Schilde in das Turnier zu führen. Draußen aber auf der staublosen Grasebene wurden weite Schranken abgesteckt, Zelte und Buden errichtet, und um diese Gerüste sammelten sich wie Zugvögel Schwärme des fahrenden Volks: Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtlosen Kinder der Landstraße mit ihren Weibern, sie, die unentbehrlichen Lustigmacher bei jedem Feste des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerst die Messe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Theilung in Schaaren. Diese Vorbereitung war in späterer Zeit ein ernstes Geschäft, die Wappenschau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanstandet wurde, der kam nicht in die Theilung; um 1200 scheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht stattgefunden zu haben, die Prüfung der Wappen besteht aber bereits unter Rudolph von Habsburg*). — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) schrien

*) Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt ſtolzen Muth und ziehet freudig aufs Feld, erweiſet eure Ritterkraft und dienet ſchönen Frauen.“ Die Haufen ſammelten ſich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Poſauner blieſen eine Reiſenote, in froher Erwartung hoben ſich Roſſe und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten ſich die Schaaren, unter lauter Kriegsmuſik ritten ſie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erſt allein in einer Tjoſt gegen einander, in dieſem Fall war es Courtoiſie, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuſchneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schaar einer Partei in ſtarkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenſtich auf die gegenüberſtehende traf, welche den Choc durch Gegenſtoß zu pariren hatte. Thaten die Angreifer ihre Pflicht, ſo drängten ſie, nachdem ihre erſte Reihe die Speere gebrochen, im Anſturm geſchloſſen durch die Schaar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten ſie vor den Schranken ſchwenken und die Gegner umreitend ihre erſte Poſition wiedergewinnen. Und dieſe Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schaar der Gegner, wenn ſie durch den Anſturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Theil der Angreifer abzuſchneiden und gefangen zu nehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, ſo wurden ſie ihrerſeits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, wo möglich durchbrochen, und ihnen blieb überlaſſen, Einzelne von dieſer Schaar der Gegner bei deren Tournée abzufaſſen. Darauf trat wieder als Ablöſung und Hülfe die nächſte Schaar ihrer Partei in das Spiel, und ſo fort, bis alle Schaaren in den Kampf geritten waren*).

Den weiteren geſetzlichen Verlauf dieſer Quadrillen ver-

*) So beginnt wenigſtens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Lichtenſtein veranſtaltet.

mögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Schaaren wogen auf der weiten Ebene hin und her, bald sind Tjoste Einzelner, also freier Raum und Anlauf möglich, Einspringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen sich die Genossen zum Durchbruch oder zur Vertheidigung eng aneinander. — In diesem ersten Theil des Turniers führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der Einzelne war, sobald er den Speer verstochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgesetzt, er mußte sich schleunig in den Haufen der Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war also Aufgabe der Freunde, den schutzlosen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Schaaren der Gegner durch Abfangen Einzelner so zu schwächen, daß sie den Widerstand aufgeben mußten; es scheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erschöpfung und Gefangennahme der schwächeren Partei durchgeführt wurde.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenschaften als die regelrechte Tjost. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Rosses — oder, wie man damals sagte, die Stiche — waren verschieden, je nachdem man in angreifender Schaar einen Choc mit langem Anrennen machte (Stich zem puneiz) oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich ze triviers, à travers), ob man stillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenstoß gegen die Angreifer that (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenstoß; muoti ist das altdeutsche Wort für das spätere romanische tjost), oder ob beide Theile mit Anlauf, Front gegen Front, auf einander kamen (der gute Stich ze rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge)*).

*) Vergl. Wolfram von Eschenbach im Parcival 812, 9.

Dem Einzelnen wurde während dieſes Kampfes, der viele Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, ſich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechſeln und ſich zu erfriſchen. Dafür hatte jeder anſehnliche Mann ſeinen beſondern Platz außerhalb der Schranken, am liebſten unter einem ſchattigen und aus der Ferne ſichtbaren Baum.

Durch Tamburiren, Flötiren und Pfeifen wurde der zweite Theil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grunde für weniger vornehm und wurde bei eleganten Turnieren der Frauenritter wohl ganz weggelaſſen. Aber er war beluſtigend für ſtarke Fäuſte, und den Beuteſuchenden die beſte Zeit ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es nur Gefangene zu gewinnen. Die Schaaren ordneten ſich dazu aufs neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierſchwert ohne Spitze in die Hand und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Roſſe im Getümmel war nicht geeignet beſondere Kunſt zu zeigen, man ſuchte den Helmſchmuck des Gegners und ſeinen Holzſchild in Späne zu zerhauen, den Kopf deſſelben durch Schwertſchläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupt zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des einen gegen einen, man ſuchte in Maſſe zu umdrängen und die Opfer abzuſchneiden. Der Waffenloſe wurde, während er mit Armen und Beinen um ſich ſchlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer ſo „gezäumt“ war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er ſein mochte, von dem Sieger und dem Knappen deſſelben ſtarke Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber ſchon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr beſonderes Recht, den Gezäumten mit ſeinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben*).

*) Konrad von Würzburg, Engelhard, her. v. M. Haupt, S. 90. — Die Hauptſtellen im Turnier von Nantes, 139 folgg.

Die Freunde des Gezäumten durften ihn innerhalb der Schranken, wahrscheinlich nur so lange er den Helm trug, wieder befreien, wo also nicht schneller Zwang entführte, erhob sich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieser Kampf um die Gefangenen ballte große Haufen zusammen und schuf das wildeste Drängen, Geschrei und Kampfwuth.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dann wurde der Dank an die vertheilt, welche sich nach Meinung von Preisrichtern am besten gehalten, der Ruhm wurde gemessen nach der Zahl der Durchritte, der verstochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, schlich traurig zu den Juden, denn Roß und Rüstung waren seinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck versetzen und Bürgen stellen, um die behandelte Auslösungssumme zu erhalten. Zuweilen löste der Veranstalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Dem Vornehmen geziemte seine Gefangenen niedrig zu schätzen, er entließ den armen Landfahrer, der sich durch seinen Schild ernährte, wohl ganz ohne Lösegeld oder schenkte gar alles Lösegeld den armen Groiern. Das that die fürstliche Milde des Richard Löwenherz, und diese Großmuth erhob den Ruhm dieses seligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Rosse und Rüstungen schlug er aus einem Turnier heraus und alles überließ er den Rufern und Wappenschauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

Leider war dieser ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja es ist ersichtlich, daß die Turniere auch deßhalb so massenhafte Theilnahme fanden, weil sie von Habgierigen als Speculation behandelt wurden. Und man sah im Turnierkampf sehr wohl, wohin das Trachten des Einzelnen ging, und unterschied solche, die um Ehre und Lob kämpften, und andere, die als Dienstmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter“ sich erweisen wollten; diese trugen gern ein Zeichen geheimer Huld

an Helm oder Rüſtung: Schleier, Band, Feſſel, ſie waren zumeiſt Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen ſtachen und ſchlugen harte Geſellen, welche ihrer Fauſt und der Stärke ihrer Pferde vertrauend in das Turnier nur wegen der Beute zogen; und ſolchen war die eiſerne Strenge heilſam, mit welcher der Turnierbrauch aufrecht erhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen ſehr groß geweſen ſein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, welches am 31. Mai 1227 von Ulrich von Lichtenſtein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Schaaren aufgetheilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beſchreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engelhard des Konrad von Würzburg 2000 Ritter, und dieſe Anzahl ſcheint im dreizehnten Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht ſelten geweſen zu ſein. Noch zum Jahr 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anweſende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf*) u. ſ. w. Zuweilen turnierte im zwölften Jahrhundert der höchſte Adel allein an beſonderem Tage, ſo 1184 bei dem erwähnten Feſt Friedrich Rothbarts zu Mainz, überhaupt dem größten Feſt, welches in Deutſchland jemals gefeiert wurde. Dies vornehme Turnier hatte nur 20 Theilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein ſolcher Maſſenkampf phantaſtiſch geſchmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerſtich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben und ſchwer überſehbar geweſen ſein. Er verſammelte eine ungeheure Menſchenmenge und regte den leidenſchaftlichen Antheil der Zeitgenoſſen auf, wie kein anderes Ereigniß, mehr als eine Schlacht. Immer

*) Es iſt hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unſicheren Angaben der Turnierbücher keine Rückſicht genommen.

wurden der Frühlingsglanz des Mai, das frische Grün des Grundes, die Blüthen am Baum und auf der Wiese als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Rosse, welche die Aufregung der Reiter theilten, die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — **sperâ sper, wichâ wich, hurtâ hurt, slahâ slach, stich und stich, jarâ! wurrawei!** (Speer her, schlage, stich, weiche, drauf!). — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Gestalten und Rüstungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landschaft, die Tribüne mit geschmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindungen an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zusammengelaufenen Volks — es waren Sinn bethörende Bilder für Kämpfende und Zuschauer. Und es wird berichtet, daß solche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehre Tage hintereinander.

Sämmtliche Ritterspiele forderten große Kraft und Uebung. Die Ausdauer, welche Virtuosen dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Lichtensteiner verstach einmal an einem Tage in der Tjost fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meisten litten Hände und Arme, sie waren am Abend von den Stößen und der Erschütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilde geschwollen, blau und mit Blut unterlaufen, ebenso die Kniee übel zerstoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjost nicht häufiger verwundet und vom Rosse gesetzt werden. Durch etwa 300 Speere, welche der Lichtensteiner in vier Wochen versticht, werden sechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er selbst erhält nur zweimal leichte Verletzungen. Unsere Herrenreiten mit Hindernissen geben fast mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher,

im Gewühl vom Roß zu ſtürzen brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechthum, und kaum ein Turnier mag ohne mehre ſchwere Unfälle vergangen ſein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürſt war.

Dieſe Spiele blieben ſeit den Kreuzzügen die elegante Leidenſchaft des Standes. Wer irgend auf höfiſche Sitte Anſpruch machte, hatte Kenntniß davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigſtens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor andern der wandernde Spielmann, der darin ſo gut Beſcheid wiſſen mußte, wie der Knappe eines Edlen.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge", welche ſich verlagen und ein ruhmloſes Leben in Ruhe allem Tjoſtiren vorzogen. Selten aus frommer Beſchaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutſchen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speiſe und Trunk. Die höfiſche Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laſter der Deutſchen, wenigſtens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnezeit ſangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an ſtarken Schwelgen und Schlunden, die ſich gegen die Vorwürfe höfiſcher Genoſſen behaglich entſchuldigten. „Ich ſtreite nicht um eure Zucht, ihr thut ganz recht, ſie iſt ſtattlich und ehrenvoll; aber mein Leben iſt auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Windſpiele und Falken, ich habe auch nicht ſo viel Roſſe, daß ich zum Turnier und Ritterſtreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne ſehen wollten, ich habe auch kein ſo ſchönes Ritterkleid, daß ich damit durchs Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es iſt wahr, mein Leben iſt arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rauſch trinke, macht mir die allergrößte Freude."

Dieſe Art von Käuzen hat keiner Periode unſrer Vergangenheit gefehlt, ſie ſaßen als thatloſe Zänker unter den Bauern und Bürgern und ſchnallten die roſtige Rüſtung nur an, um einmal der zornigen Hauswirthin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu ſchaffen. Ihre ausgebildete Trinkluſt galt in der guten Zeit des Ritterthums für eine veraltete Unart. Aber ſie erlebten die Freude, daß bald anſpruchsvolle Standesgenoſſen in wüſtem Becherturnier eine Ehre ſuchten, welche das Knie weniger ſcheuerte als die Ehre des Turnierplatzes.

Doch auch auf die höfiſchen Turniergenoſſen legte ſich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine beſondere Strafe, daß dieſer Fluch ſie zuerſt gerade da ſchlug, wo ſie am ſtolzeſten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reiſigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptſache wird, iſt ſeine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieſelbe Zeit, welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre und Poeſie umgiebt, die ihn hoch über ſeinen Ahnherrn, den Bauer, ja über ſeinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken ſeine Haufen, bald ſchwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach ſiegreich ſeine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmiſche Landmann ſeine Holzkeule. Wir ſehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierſpiele unpraktiſcher. Erſt unmittelbar vor der Schlacht konnte er ſeine ſchwere Rüſtung anlegen, auch ſeine Roſſe mußten bis zu der Action geſchont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günſtige Entſcheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geſchulter höfiſcher Schaar zuſammenſtieß. Es war unbehülflich gegenüber einem Kriegsvolk, welches behendere Bewaffnung hatte und nicht beſondere Ehre darin fand,

regelrecht in rechter Tjoſt oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Uebungen mit dem Speer und Turnierſchwert an einen Kampf mit gewiſſen Rückſichten gewöhnten, ſie machten freien Raum für den Anlauf nöthig oder ein langes Schlagen auf die eiſerne Rüſtung und ein Ringen mit dem Feinde, ſie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Ausſuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjoſt und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verſtechen, ihren Haufen im übermüthigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu faſſen und Roß und Rüſtung ſorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Hauptſache. Friedrich von Oeſtreich wurde im Jahr 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er ſie wie eine feindliche Turnierſchaar anſah, die erſt auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdeß vor der Front ſeinen Haufen ſorglos ermahnte*). Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehren Kriegern zu Fuß überlegen, aber ſeine ganze kriegeriſche Ausbildung war auf die Virtuoſitäten des Einzelkampfes berechnet, je ſtärker die Maſſenwirkung des Krieges, deſto geringer wurde ſeine eigne Leiſtung. Nicht die Erfindung der gegoſſenen Büchſe und des Handrohrs hat die reiſige Cavallerie des Mittelalters überwunden, ſie iſt gerade durch ihre eigenthümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei Schweizern noch bei Dithmarſchen war es das Pulver, welches die ſtolze Schaar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Geſinnung, welche in den Kämpfern leben ſollte, vermochte ſich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und ſchon in der Zeit Wolframs von Eſchenbach machte ein Theil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben verlief in ganz

*) Nach Ulrich von Lichtenſtein, S. 527.

anderen Intereſſen. Selbſthülfe und Gewaltthat waren allgemein, und Raub auf der Landſtraße, das alte Laſter der reiſigen Dienſtleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Virtuoſitäten ſo arg wie nur je. Seit den erſten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts werden die gemeinſchädlichen Laſter der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmſten galten nur zu oft für die Beſchützer dieſes Unweſens. Wer eine Fehde anſagte und ſeine Forderung durch Krieg durchſetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigne Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch, aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückiſchem Ueberfall wurde allgemein, und derſelbe Ritter, der geladen von ſeinem Herrn ſtattlich zum Turnier zog und am Hofe deſſelben höfiſch zu tanzen und zu eſſen wußte, lebte oft auf ſeiner Burg mit harten Speergeſellen als Räuber, und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reiſende zu lauern, ja er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Heerden weg, tödtete und verſtümmelte die Bewohner.

Dies war die Kehrſeite der ſtolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, welche ihre Befriedigung nur in Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings ſuchte. Mancher hochgeſinnte Minneſänger fühlte vor ſeinem Ende die Schwere des Fluches, der ſich auf das Leben ſeines Standes gelegt hatte, und er ſah noch, wie der üble Teufel viele in das Höllenfeuer riß, welche er ſelbſt für die Lieblinge der hohen Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte ſich ſo behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Roſengarten umgeträumt, der mit ſeidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Lichtenſtein. Er hatte ſein Sommerleben verſtochen und verſungen; auch nachdem er ſeine vornehme Herrin wegen ſchnöder Behandlung, die ſie ihm zugetheilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die gefälliger war, und er beſang ihren Mund und weißen Leib als Sachverſtändiger, während er bei

ſeiner Hausfrau ſaß und ſeine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch auch er ſollte gewaltthätig an den deutſchen Winter gemahnt werden, und da ſein Leben in die Jahre fällt, wo ſich alte und neue Zeit feindlich ſcheiden, ſo darf hier aus demſelben Buch, aus welchem früher ſeine ritterliche Huldigung mitgetheilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verſchwiegen werden, welche weit andere Zuſtände ſeiner ſpäteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider iſt ſein Bericht gerade für das, was wir darin ſuchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in ſeinem Frauendienſt (nach Lachmann S. 537) Folgendes:

„In dieſer Zeit — es war am 26. Auguſt 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien, die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbſaſſe, der hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hauſe in ſeiner Geſellſchaft froh geweſen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, ſein Leib war ungeſtalt, ſein Mund voran mit ſchlauen Reden, aber ſein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen dieſe zwei nach Frauenburg an mein Thor. Mein Geſinde hieß ſie Gott willkommen; ſie dankten artig mit freundlicher Geberde und Herr Pilgerin ſprach: „Sagt an, was ſchafft mein Herr?“ Die Meinen verſetzten: „Der Herr hat ſich ſchlafen gelegt.“ Er ſprach: „Das iſt große Trägheit, geht zu ihm, bittet ihn aufzuſtehen, ich wünſche ihn bald zu ſprechen.“ Mein Kämmerer kam zu mir und ſagte mir das, ich ſtand willig auf, ging zu ihnen und empfing ſie herzlich, hatte mir Hoſen, leinenes Unterkleid, Kürſe (Pelzweſte) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und ſprach: „Vielliebe Freunde, ſeid mir Gott willkommen,“ nahm ſie bei der Hand und führte ſie auf eine ſchöne Bank unter einem

Söller. Mich freundlich zu erweiſen ließ ich zu trinken hinbringen und frug: „Wollt ihr etwas eſſen?“ „Wer frägt, der will nichts geben,“ verſetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speiſe, Meth und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: „Herr, wollt ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?“ „Nein, ich will es diesmal wegen des Bades laſſen.“ Da ſprach der ungetreue Mann: „Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde euch dafür verbunden ſein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen.“ Da ſprach ich: „Freund, geſchieht euch mit dem Falken ein Gefallen, ſo reite ich ſogleich mit euch.“ Ich ließ alſo meinen Leuten kund thun, daß ſie Vogelhunde und Federſpiele auf das Feld führten. So ſandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch dieſe trieb Herr Pilgerin faſt alle fort, ſandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen ſaß, da winkte er ſeinen Knappen, von denen zwei bereit ſtanden und zu meinem Thurm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren auf, zückten Meſſer, fielen beide auf mich und ſtachen mir mit den Meſſern drei Wunden. Die Kürſe und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Thurm. Ich rief kläglich laut: „O weh, o weh, was hab' ich euch gethan, um Gott, laßt mich am Leben!“

Es hatten dieſe zwei Männer ihre Knechte beim Thor gelaſſen, jetzt unterſtanden ſie ſich in das Haus zu bringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und ſchrie: „O weh, was ſoll das ſein?“ Die zwei ungetreuen Männer ſprachen: „Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, ſo geht ſogleich vor das Thor, dort findet ihr eure Leute, und macht euch fort von uns. Wir wollen ihn und all ſein Gut haben, oder es muß ſein letzter Tag ſein.“ Die Gute ſah mich mit Thränen an; ich ſprach: „Geht ſchnell

hinaus, wenn euch eure Ehre lieb iſt, und bleibt nicht länger bei mir.“ Da ging ſie mit meinen Kindern auf das Thor zu. „Frau, laßt uns euren Sohn hier,“ ſprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand, und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden ſah, das nahm er ihnen alles, gegen Ritterſitte, und trieb ſie ſo vor das Thor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Geſinde ſchieden gezwungen, ſie fuhren in Jammer dahin den geraden Weg nach Lichtenſtein. Schnell wurde die Mähre überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in kurzem wohl drittehalb hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren ſchnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich ſah es ungern, denn es ſchaffte mir faſt den Tod. Da ſie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und ſprach: „Wollt ihr das Leben behalten, ſo heißt dieſe von hinnen fahren;“ er band mir ein Seil um den Hals und rief: „Ich hänge euch ſogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit ſie die Luſt zu ſtürmen verlieren. Ich fürchte ſie alle nicht mehr als ein Ei.“ Kläglich laut ſchrie ich den Bekannten zu: „Was wollt ihr? ihr ſeid thöricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlöſen von dieſem großen Unglück. Kommt ihr näher, ſo bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts ſchaden.“ So drohte ich, ſo bat ich, bis ſie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der Nacht litt ich große Noth, man drohte mir oft, ich müßte ſterben, ſobald es Tag würde. Als der nächſte Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich ſuchte nach, ob in dem Thurm, wo ich gefangen lag, etwas von Brod zu finden wäre, ich fand ein Broſamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen ſieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brod als ſeinen Leib, wie Brauch iſt, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüstet mich zu töten. „Und wollt ihr länger athmen, so sagt, was ihr uns geben wollt.“ Ich sprach: „Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag.“ — Wie feindselig mir der Treulose war, die Lösung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme sein Gut und thue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl mich an eine unmäßig große Kette zu schmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieser Noth rieth mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu singen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues sang, während ich in solchen Nöthen lag, ich aber wollte die nicht vergessen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erschlagen, mit Messer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenschaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg geritten, er machte mich ledig, ich mußte als Pfand des Vertrages dort lassen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löste ich meine Burg wieder ein, mit welchen Kosten, das will ich verschweigen und lieber von Fröhlichem sprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder, wie ich früher gewesen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohsinn zurück. Ich sang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Oestreich, alle lebten traurig, die Reichen waren schlecht gesinnt, sie thaten einander Leides und dachten nur an Raub, der Frauendienst lag darnieder, auch die Jungen verschwendeten lästerlich ihr Gut, Rauben war ihre stete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel.“

Soweit der Bericht des Lichtensteiners. Er sagt leider nicht, was seinen untreuen Mann zu der Missethat gestachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrichs, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Uebelthäter eine starke Abfindungssumme gewährt, so möchte man meinen, daß die Gefangenschaft Ulrichs noch einen andern Grund hatte als die Raubsucht seines treulosen Vasallen und einiger Spießgesellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verstehen ausbündig die Kunst das zu verschweigen, was ihnen ungemüthlich ist. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker seines eigenen Thurmes, in Eisen geschmiedet, an seine vertraute Herrin dichtet, während sein Sohn in den Händen des Todfeindes ist und sein Weib mit den übrigen Kindern bei seiner Sippe das Flüchtlingsbrod verzehren muß. Er blieb der höfische Frauenritter bis zu seinem Ende. Der tieferen Natur Walthers von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erspart, daß ihm sein früheres Leben schaal und inhaltslos erschien.

Unter den ersten Habsburgern, unter Ludwig dem Baier und den Luxemburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten vieles von der höfischen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäurischer und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien verthat sich ihr kriegerischer Muth. Oefter muß im Folgenden die Rede sein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landschaften der Deutschen ausübten.

In Rüstung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüstung wurde massiger, einzeln erscheinen die Schienen. Schon Ulrich von Lichtenstein hatte in späteren Jahren eine Brustplatte über sein Eisenhemd gelegt, gegen Mitte des Jahrhunderts fing man an auch das Ritterroß mit Eisen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eisenhauben modisch, und 1389 warfen die Ritter gar auf kurze Zeit

ihren Schild bei Seite*). — Bei Tjoſt und Turnier häuften ſich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte ſich die Kirche die Turniere zu verbieten; damals ſcheint der Gebrauch einer Speerſpitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu ſein. Dieſe Unſitte blieb deutſche Eigenthümlichkeit**), auch der furiöſe Anlauf in geſtrecktem Galopp galt bis an's Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als deutſcher Brauch.

Die Ritterwürde ſelbſt verlor ſchnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgetheilt, von König Rudolf und Ludwig dem Baier gern an Städter; auch Biſchöfe ſchlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Biſchof von Straßburg, und ſein Ritterſchlag erſchien beſonders anſprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von koſtbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolfs und des Biſchofs von Baſel wurde mit dem Schwertgurt geſchmückt und ſtolzirte als Ritter Konrad im Geſinde. Der Hohenſtaufe Friedrich II. hatte zuerſt einmal durch Brief den Rittergurt ertheilt, unter den Luxemburgern geſchah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Privilegien der Ritterſchaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten des zwölften Jahrhunderts eine perſönliche Ehre des ſchwergepanzerten Reiters, welche Freigeborenen wie Unfreien ertheilt wurde, wenn letztere durch die Gunſt ihres Herrn in Stand geſetzt waren mit Reiterſchild zu dienen. Damals war es eine ariſtokratiſche Beſtimmung in dem Ordensſtatut der Templer und hundert Jahre ſpäter der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geiſtlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — dem Statut nach — nicht die freien Stadtbewohner, wohl aber

*) Die Limburger Chronik verzeichnet die wechſelnden Moden der Rüſtungen.

**) Meiſterlin, Chronik v. Nürnberg II, 13.

die meiſten Dienſtmannen und ihre Söhne ausgeſchloſſen. Die herkömmliche Ausſtattung des Reiters für den Kriegsdienſt aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in Stand ſetzte Roß und Knecht zu halten. Dieſe Lehngüter wurden allmälig erblicher Beſitz der begabten Familien. Da geſchah es, daß Ritterwürde und Lehnbeſitz ſich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Ritterthum im zwölften Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt hatten König und Edle das Intereſſe die Zahl der Ritter zu ſteigern, es entſtand ein Ritterproletariat, welches den Kaiſern, die ſelbſt Ehre der Ritterſchaft hochhielten, ebenſo läſtig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern ſaßen auch Träge und Rohe, welche Ritterſitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Verſuchung daſſelbe an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten ſich die Hohenſtaufen, zuerſt Pfaffen- und Bauernſöhne von Ritterſchaft auszuſchließen (1187), dann unter Friedrich II. die Ertheilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

Dieſe Beſtimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgeſetze. Aber ſie drückten eine Tendenz aus, welche im Ritterthum bereits vorhanden war, und ſie beförderten deßhalb etwas anderes, als die Geſetzgeber wahrſcheinlich beabſichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die gepanzerten Heergeſellen wurden dadurch gehoben, ſondern die Familien mit rittermäßigen Vorfahren. Als das Ritterthum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaiſern achtlos verliehen wurde, da ſuchten viele, welche durch ihren Lehnbeſitz zum gepanzerten Felddienſt verpflichtet waren, nicht mehr die Ritterwürde, aber ſie führten den Ritterſchild mit dem Wappen der Vorfahren und beanſpruchten die weſentlichen Ehrenrechte des Ritterthums als

erblichen Vorzug. So hörten allmälig im vierzehnten Jahrhundert dieſe Rechte: Wappenſchild, Rüſtung und Turniertheilung auf ein perſönlicher Vorzug zu ſein, welcher nur durch Verleihung des Rittergurts erworben wurde, ſie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbeſitz waren, auch ihrer beſitzloſen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deßhalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird werthvoller als die Ritterwürde ſelbſt, obgleich dieſe einzelnen Ritterbürtigen noch ertheilt wird und außerdem immer neue Familien mit ihren Vorrechten verſieht, den älteren Beſitzern der Vorrechte nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete ſich und war bemüht ſich in Ehe und Geſelligkeit vom Bauer und Bürger zu ſcheiden. Aber er hatte keinen Namen. Die meiſten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß ſie nicht vom Adel waren; das alte Wort Degen, welches einſt die reiſigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfiſchen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze vierzehnte Jahrhundert ſchwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entſchied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen, und der Umſtand, daß dem Volke die Achtung vor adlichem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenſtaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienſt lernten, wie dieſe „edle Knechte" genannt, um ſie von anderen Reiſigen zu unterſcheiden; am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gewöhnte ſich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüber zu ſetzen.

Aber merkwürdig iſt, wie zäh und treu die Familien der reiſigen Lehnsleute die Traditionen des Ritterthums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rothbarts überliefert waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde faſt vergeſſen, wurden doch immer wieder an den Fürſtenhöfen in Uebung

gebracht; wenn in Deutſchland ritterliches Spiel darnieder lag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, welche normänniſche und flandriſche Herrn nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefriſcht.

In dieſer Zeit des abſterbenden Ritterthums ſchrieb etwa um 1400 ein wackrer Thüringer, der Chroniſt Johannes Rothe aus Creutzburg, in poetiſcher Form ein Büchlein, „Ritterſpiegel", worin er Brauch und Recht des Ritterthums darſtellt, und einer ſchlechten Gegenwart die Auffaſſung gegenüber ſtellt, wie ſie in den Beſſeren ſeiner Zeit lebte. Sein Gedicht iſt für Kenntniß dieſer Verhältniſſe ſehr werthvoll und nicht zur Genüge gewürdigt*). Aus ihm wird hier im Auszuge mitgetheilt, was damals unter Ritterſchaft verſtanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte ſind im Dienſt der Edlen, man giebt ihnen nicht den Beinamen: edel, ſondern geſtrenge. Wer von ſeinen Eltern wacker und ehelich geboren iſt und ſelbſt nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb ein Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürſt giebt, zum Ritterſchild kommen, wenn ihm ſein Herr oder Fürſt den verleihen will.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Werth genommen, auch ſind viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Meſſe in den Orden aufgenommen von einem Prieſter, der ihm ſein Schwert, ſeinen Ritterſchmuck und Sporen ſegnete, dabei ſchwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Chriſtenheit ſein wolle, das Reich nach geſchriebenem Kaiſerrecht

*) Herausg. von Karl Bartſch, Mitteldeutſche Gedichte, 1860.

vor Schaden behüten, Wittwen und Waisen beschirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden schädlich sein. Dann legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht gesetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand sollte nach Recht zum Ritter schlagen, als wer selbst ein Edler ist, von dem man Lehn empfangen darf, und selbst ein frommer Ritter. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre giebt; diese trauen sich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt giebt es dreierlei Ritter, erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwohl ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, sind Kuhritter und entehren Klosternonnen. Kommen sie zu einem Turnier gezogen, so werden sie vielleicht sehr geschlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Klosterthaten gehört haben. Sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich ihrer schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub theilen. Auch wenn sie jemandem eine Fehde vorher ansagen, so rennen sie schon in das Feld, während noch der Brief unterwegs ist, und bevor der andre den Fehdebrief gelesen hat, haben sie schon die Kuh gegessen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in saurer Arbeit.

Zu Ritterschaft gehören sieben besondere Ehren. Zuerst das Schwert, welches durch Ritterschlag zugetheilt wird; zweitens ein goldner Fingerring mit einem Edelstein, der an den Gold-

finger gesteckt wird; drittens, ein frommer Knecht, der dem Ritter beständig aufwartet und ihm sein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht das Schwert selbst zu tragen wie ein Büttel. Viertens ist sein Recht, Gold an seinem Leibe und eine goldene Spange an seinem Gewand zu tragen, fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechstens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht seiner Herkunft verdankt (nicht von sime geslechte)), sondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tische Wasser über seine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenschild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weisen, fehlt eines der beiden, so ist es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als silbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild, je mehr ein Schild Farben hat, desto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darin stehen, desto adlicher ist es u. s. w.

Ein Ritter soll sich begnügen an den Einnahmen, die ihm sein Erbe bringt, und was ihm Gott beschеert im Dienst oder an Sold von Gold, Silber und Geschenken. Wird ihm das zu wenig, so darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürstenamt erhalten Da ist ihm erlaubt sich mit einem andern zu gesellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt, in diesen Gütern soll er seinen Antheil am Geschäft nehmen, so weit er sie im Hause gebraucht. Ferner darf er Pferde-Handel und Zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wohl seine Pferde beschlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbansen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf seinem Rosse eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, sein Geschütz zurechtmachen und Büchsen gießen. Auch um seine Viehzucht darf er sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter seinem Feinde Schaden thun, so soll er

offen zu Werke gehen und seine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er seines Feindes Erbe in Besitz genommen und ihn gefangen, so soll er ihn nicht in Grund verderben, sondern er soll ihn so schatzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; ist er ehrbar, so entlasse er den Gefangenen gegen Gelöbniß. Niemanden soll man so schatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das thut, wird ehrlos und einem Räuber gleich geachtet.

Einem guten Ritter steht es wohl an, wenn er lesen und schreiben kann; ist er gelehrt und kunstvoll, so wird es sein Glück.

Ein vollkommener Mann soll siebenerlei Behendigkeit haben. Er soll verstehen reiten, schnell auf- und absitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten soll er schwimmen und tauchen, zum dritten schießen mit Armbrust, Büchse und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, stechen und tjostiren, zum sechsten ringen, pariren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit springen, zum siebenten wohl aufwarten bei Tische, tanzen und hofiren und das Bretspiel verstehen.

Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Kost von Wasser und Brod, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen.

Denn Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren, er steigt auf und fällt. Der eigne Mann kann durch die Hand des Herrn frei gegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herren-

hof und treten in den Dienſt eines Edlen, und ſind ſie brauchbar bei Fechten und Streiten, ſo belehnet ſie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Beſitzer zufällt. So werden ſie Mannen eines edlen Herrn. Und halten ſich wieder ihre Kinder tüchtig, ſo werden dieſe zu Rittern geſchlagen. Erlangt der Ritter aber Schlöſſer und wird er ein wohlhabender und feſter Mann, ſo wird er mit allen ſeinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und ſelbſt rittermäßige Leute halten; entziehen dieſe ſich nicht ihrem Dienſte und helfen ſie ihm in ſeinen Kriegen, ſo wird wieder ſein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieſer das Anſehn eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürſten oder belehnet ihn der König damit, ſo wird er gefürſtet, und ſtirbt der König oder Kaiſer, ſo kann ihm Gott die Ehre beſcheeren, daß er an ſeiner Statt geküret wird. Manneswerth und Kraft gewinnt, ſorgloſes Vergeuden wirft nieder."

So frei und groß war noch um das Jahr 1400 die Anſicht über die Bewegung deutſcher Volkskraft im Staate!

2.

Aus deutschen Dörfern.

(1200—1500.)

Es war ein alter Zwiespalt zwischen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutsche als emsiger Hauswirth schaffte und doch nicht seine beste Ehre fand, und zwischen der wilden Arbeit des Krieges, welche Geschaffenes zerstörte und doch durch die begeisterte Poesie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieser feindliche Gegensatz zweier großen Kreise von idealen Empfindungen war seit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, dort Bürger und Bauern, hier die Ritter und ihre reisigen Knechte. Durch die gesammte Geschichte unserer Nation zieht sich von da ab der Streit zwischen Arbeitenden und Beutesuchenden; erst die Neuzeit hat dafür Versöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reisigen Minnegesangs die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch; die Ritter sahen aus ihrer Trinklaube hochmüthig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindselig auf die gepanzerte Schaar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet den Stolz des Landmanns zu verringern, nicht nur wer den Ritterschild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte sich in besserem Recht und höherer Kunst als der Bauer. Uns ist möglich Einblick in das Gemüth des Landvolkes und in viele Einzelheiten seines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts haben die Handschriften

manchen unschätzbaren Zug aus dem Leben des Bauern überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Theil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte später.

Der Leibeigene zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit besserem Recht unter einem Herrn saß, fühlte sich mit Recht als Bewahrer der heimischen Sitte, das Schwert an der Seite schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürstengeblüt. Gerade nach 1200 fing der Bauer an, seinen Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinere Gartencultur, schon wurden die Weinberge eifrig gepflegt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirthschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Colonisten dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Wohlhäbig steht der größere Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger. Zwar ist der Titel Herr nach höfischem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von seinen Knechten, ebenso von den Hofleuten; „stolz" ist ehrendes Beiwort der Burggenossen, aber auch das Bauermädchen wird als „stolze Magd" von dem Ritter gerühmt. Unvermindert ist die alte Freude des Landvolkes an dem Erwachen der Natur,

ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das frühste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von Jung und Alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierrat an der Seite, mit ihren Gespielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reien versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wamms mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, welche eine Zeit lang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind, die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reien getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reiens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute. Auf einleitende Strophen,

welche in zahllosen Variationen das Aufgehen des Frühjahrs rühmen, folgen andere, zum Theil in lockerem Zusammenhange wie improvisirt, den Schnaderhüpflen ähnlich, welche sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geschildert und verhöhnt werden. Denn leicht bilden sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reien folgen die Trinkgelage mit lauter und übermüthiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische herausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reien und Tänze, alterthümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reien in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, welche wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slavische Reidawac genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge

ihrer Zunge. Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn ſchnell von dem greifenden zurück, ſetzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und ſchleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut ſich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin ſich auf ſchnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben ſuchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerkſamkeit geſchenkt hat.

So ſieht das Dorfleben in den Liedern Neidhart's von Reuenthal aus, des geiſtvollſten und launigſten aller ritterlichen Sänger im dreizehnten Jahrhundert. Seine ganze Poeſie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Theil ſeines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbſtgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er iſt trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vortheil. Ein Bauerburſch, Engelmar, hat ihm das größte Leid ſeines Lebens bereitet, es ſcheint, daß er ihm ſeine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abſpenſtig gemacht hat, der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, ſo lange er lebte; aber auch bei ſpäteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern ſehr zu fürchten, und nicht ſelten quält ihn bittere Eiferſucht.

Und dies Verhältniß des Ritter Neidhart zu den Landleuten war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete ſich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer ſchnell zu einem ausſchließenden Standesbewußtſein *).

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der

*) Der ſogenannte Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitſchr. IV. S. 164 ff. Der öſtreichiſche Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in ſeinen Stand als Mißbrauch; er ſchrieb (nach Karajan) das achte ſeiner Büchlein um 1298.

es ihm in Kleidern und Waffen gleich thun wollte und seinen Einbrüchen in die Gemeindeheerde den gepanzerten Faustthandschuh entgegenhielt. Im Jahr 1244 verbot Herzog Otto von Baiern in seinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eisenhut oder Halsberge, lateinische Messer oder andere Stahlwaffen in ihrem Dorfe zu tragen, nur den Reutel, den Stab, der zum Säubern des Pflugbretes dient, sollten sie führen. Ein ähnliches Verbot erging in Oestreich. Aber es war vergebens. Kurz darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen Ritterkleidern prangen, seidene Stoffe, Kettenpanzer führen und mit dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in wilder Zeit die Versuchung nahe, selbst Rechte und Privilegien des Ritterstandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm höfische Sitte kund wurde, sie übte doch ihren modischen Zauber aus. Das Schönste was ihm der Spielmann sang, das Glanzvollste was seine Augen erblickten, war Werben um kriegerischen Preis im Kampf und Turnier. Wer sich ungenügsam in seiner Kraft fühlte, der strebte aus dem Bann des Zaunes und der heimischen Feldmark, um lieber andere zu schlagen als selbst geschlagen zu sein. Auch der Sohn des Bauern zog als reisiger Knecht in die Burg und dachte darauf den Rittergurt anzuschnallen. Dies Aufstreben in den Ritterstand erregte wieder Zorn und Spottlust der Edlen und ihrer Vasallen, es verdarb das Selbstgefühl des Landmanns, es stand ohne Zweifel den Begehrlichen sehr oft übel an und machte viele ruchlos und schlecht. Es fand unter den Bauern selbst, welche friedlich über ihre Scholle schritten, herbe Beurtheilung, nicht mildere bei ernsthaften Dichtern und Volkspredigern, es war doch ein nicht aufzuhaltender Proceß.

Eine der merkwürdigsten Ueberlieferungen aus dem dreizehnten Jahrhundert wirft ein scharfes Licht auf diese Verhältnisse. Es ist eine wahre Geschichte, welche sich auf alt-

bairiſchem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Oeſtreichs, da, wo die Salzach mit dem Inn zuſammenfließt, ereignet hat. Wer bei Burghauſen die Salzach überſchreitet und auf der alten Harterſtraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen iſt, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der ſieht kurz nachdem er den Wald verlaſſen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erſtere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er iſt alten Leuten noch unter dieſem Namen bekannt. Der Hof war einſt größer, einer der anſehnlichſten Meierhöfe der Landſchaft. Dieſer Hof iſt Mittelpunkt der Geſchichte, welche hier erzählt werden ſoll. Sie iſt uns in poetiſcher Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchſtem Werth iſt, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der dieſe Dorfgeſchichte zwiſchen den Jahren 1234 und 1250 niederſchrieb, nennt ſich ſelbſt Wernher der Gartenäre. Sein Gedicht „Helmbrecht“ wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handſchriften herausgegeben in Band IV. der Zeitſchrift für deutſches Alterthum; ſpäter hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und ſeine Heimath“ aus den Ortsangaben des Gedichtes die Localität nachgewieſen und die Erinnerungen daran, welche noch in der Gegend leben, geſammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zuſammengefaßt werden; auch aus dieſer unvollkommenen Form wird man den Werth, welchen die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

„Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achſel, er ſteckte ſie in eine ſchöne ſeidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren geſtickt war. Dieſe Haube hatte eine Nonne geſtickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebſchaft entronnen war, wie das ſo mancher geht. Bei ihr lernte

Helmbrecht's Schweſter Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, ſie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käſe und Eier. Schweſter und Mutter ſchmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwamms und Schwert, mit Taſche und Gewand und einem ſchönen Ueberrock von blauem Tuch mit goldenen, ſilbernen und kryſtallnen Knöpfen verziert, ſie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen beſetzt, ſo oft er im Reien ſprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der ſtolze Knabe ſo geſchmückt war, ſprach er zu ſeinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gieb auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hülfe.“ Der Vater erwiederte: „Wohl könnte ich dir einen ſchnellen Hengſt kaufen, der über Zaun und Graben ſpringt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch iſt hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt iſt. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, ſo lebſt und ſtirbſt du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir ſein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leideſt du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirſt du der Spott der rechten Hofleute, vergebens ſuchſt du es ihnen gleich zu thun, und wieder gerade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebſten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben.“ Der Sohn aber ſprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer ſollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Miſt auf deinen Wagen, meinen langen krauſen Locken, meinem ſchönen Rock und meiner geſtickten Haube ſtände das übel an, nicht will ich durch ein Weib thatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben

kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir." Da kaufte der Vater den Hengst und sprach: „O weh, verlornes Gut!" Der Knabe aber schüttelte das Haupt, sah sich auf seine beiden Achselbeine und rief: „Ich bisse wohl durch einen Stein, so wild ist mein Muth, ich wollte Eisen fressen. Ueber Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz." Und beim Scheiden sprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich lasse dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du schöner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vöglein und wahre dein langes Lockenhaar, du gehst unter solche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich sah dich gehen an einem Stocke mit ausgestochenen Augen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wohl anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig saßen ein Rabe und eine Krähe, verworren war dein krauses Haar, zur Rechten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe." Der Sohn aber rief: „Ich lasse nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder."

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienste thaten. Dort ging der Knappe unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Räuber. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein anderer liegen ließ, stopfte er alles in seinen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segelwinden floß sein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen,

Helmbrecht!“ das war ihnen widerrathen, ſie ſprachen: „Mein junger Herr, ſeid Gott willkommen!“ Er antwortete: „Kindeken, ik wunſch üch ein gud leven*).“ Die Schweſter lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da ſprach er zur Schweſter: „Gratia vestra!“ Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!“ und zur Mutter ſprach er böhmiſch: „Dobra ytra!“ Vater und Mutter ſahen einander an, die Mutter ſprach zu ihrem Mann: „Herr Wirth, uns ſind die Sinne verſtört, es iſt nicht unſer beider Kind, es iſt ein Böhme oder Wende.“ Der Vater rief: „Es iſt ein Wälſcher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er iſt es nicht, ſo ähnlich er ihm ſieht,“ und ſeine Schweſter Gotelind ſprach: „Es iſt nicht euer Sohn, zu mir redete er lateiniſch, es muß wohl ein Pfaffe ſein,“ und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, darnach iſt er in Sachſen oder Brabant zu Hauſe, er ſprach ik und Kindeken, es wird ſicher ein Sachſe ſein.“

Da rief der Wirth mit ſchlichter Rede: „Biſt du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, ſprich ein Wort Deutſch, und ich ſelbſt will dir deinen Hengſt abwiſchen, ich und nicht mein Knecht.“ „Ei wat ſegget ihr Gebureken, min Parit**), minen klaren Lif ſall kein Burenmann nimmer angripen.“ Da erſchrak der Wirth gar ſehr und ſprach wieder: „Biſt du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut Nacht will ich dir ein Huhn ſieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, ſo fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachſe oder ein Brabanter, ſo müßt ihr euer Mahl mit euch führen, von mir erhaltet ihr nichts,

*) Die zierliche Weiſe, in welcher hier die alte Sprache mit fremden Dialektklängen gemiſcht iſt, kann nicht wiedergegeben werden.

**) Unſer Wort Pferd, damals noch romaniſches Prachtwort gegenüber dem deutſchen Roß.

und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Meth noch Wein, den müßt ihr bei den Herren ſuchen!“

Nun war es ſpät geworden und kein Wirth in der Nähe, der den Knaben behalten hätte, ſo überlegte er und ſprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einſt war ich euer Sohn und Knecht.“ Der Vater ſprach: „Ihr ſeid es nicht.“ — „Ich bin es doch.“ — „So nennt mir erſt die vier Namen meiner Ochſen.“ Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geſchwungen, es ſind die beſten Ochſen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Thor aufſchließen.“ Der Vater rief: „Thür und Thor, Gemach und Schrein, jetzt ſoll dir alles offen ſein.“

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schweſter und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polſter und ein weiches Kiſſen.“ Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Eſſen bereitet war. Es war ein Herreneſſen, klein geſchnittenes Kraut mit gutem Fleiſch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie eine Trappe, gebratenes und geſottenes Huhn. Und der Vater ſprach: „Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; ſo aber trink, lieber Sohn, von dem beſten Quell, der je aus der Erde floß.“

Und der junge Helmbrecht packte ſeine Geſchenke aus, dem Vater einen Wetzſtein, Senſe und Beil, die beſten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, ſeiner Schweſter Gotelind eine ſeidene Binde und eine beſchlagene Borte, die beſſer für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte ſie einem Krämer genommen. Und er ſprach: „Ich muß ſchlafen, ich bin viel geritten, mir iſt heute Nacht Ruhe noth.“ Da ſchlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem ſeine Schweſter Gotelind ein neu-

gewaſchenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater ſieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da ſei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich," ſprach er, „ging einſt, als ich ein Knabe war, mit Käſe und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, ſie übten ritterliches Waffenſpiel, dann tanzten ſie mit den Frauen und ſangen dazu, dann kam der Spielmann mit ſeiner Geige, und wenn er anfing, ſtanden die Frauen auf, die Ritter gingen auf ſie zu, nahmen ſie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernſt hieß*). Alles war damals in fröhlicher Geſelligkeit. Die einen ſchoſſen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürſchen, der ſchlechteſte von damals wäre jetzt wohl der allerbeſte. Denn jetzt wird werth gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre ſind in Falſchheit verkehrt, jetzt ſind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür ſind andere im Schwange. Sonſt hörte man im Ritterſpiel ſo rufen: Heia, Ritter, ſei froh! Jetzt ſchallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; ſtich, ſchlage, verſtümmle den, ſchlag' mir dem den Fuß ab, hau dieſem die Hände ab, den ſollſt du mir hängen, dieſen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war es, denke ich, früher beſſer als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte."

„Das will ich thun. Jetzt iſt der Hofbrauch: trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, ſo trink' ich das. Man ſitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das iſt jetzt bei Frau

*) Herzog Ernſt von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott."

„Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen."

„Vater," sprach der Junge, „ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh' der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid gethan: über die Saat meines Pathen, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's theuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Pathen von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der that mir auch schweres Leid: er aß Brod zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgend ein anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn betete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau werth sein. Man hört in kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater sprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehrt haben einen reichen Mann zu berauben, wenn er Krapfen und Brod zusammen ißt!" Da nannte der Sohn seine Gesellen: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch

und Wolfsgaumen, Wolfsrüſſel und Wolfsdarm*), — dieſem gab ſeinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia, — das ſind meine Schulmeiſter.“

Der Vater ſprach: „Und wie nennen ſie dich?“

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müſſen Waſſerbrei eſſen, was die Bauern haben, das iſt mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameiſenhaufen, den hänge ich bei ſeinen Beinen an die Weide.“

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennſt und rühmſt, wie hitzig ſie auch ſind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge ſie faßt und von ſeiner Leiter hinabſtößt.“

„Vater, Gänſe und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Geſellen bewahrt, jetzt thue ich's nimmermehr. Ihr ſprecht zu ſehr gegen die Ehre frommer Geſellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Geſellen Lämmerſchling zur Frau geben, bei ihm hätte ſie das beſte Leben gehabt. Das iſt jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns geſprochen.“ Und ſeine Schweſter Gotelind nahm er bei Seite und ſagte ihr heimlich: „Als mein Geſelle Lämmerſchling mich zuerſt um dich bat, da ſprach ich zu ihm: Du wirſt gut mit ihr fahren; nimmſt du ſie, ſo ſei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängſt, ſie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegſcheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umſchreitet ſie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und haſt du das Glück nur geblendet zu werden, ſie führt dich an ihrer

*) Die wilden Namen ſind ſchwerlich von dem Dichter erfunden die Räuber zu charakteriſiren, es iſt aus dem Folgenden wahrſcheinlich, daß ſie durch die Laune der ruchloſen Burgleute ſelbſt gegeben und als Corpsnamen gebraucht wurden.

Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeſchlagen, ſie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, ſie ſchneidet dir Fleiſch und Brod bis an dein Ende. Da ſprach Lämmerſchling zu mir: Ich habe drei volle Säcke ſchwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und koſtbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel, ich habe ſie in einer nahen Schlucht verſteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, biſt du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegſt du an dem Herzen eines Unedlen. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater iſt er nicht. Ich bin ſicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geſchlichen iſt, von ihm habe ich den hohen Muth."

Und die thörichte Schweſter ſagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geſelle heirathet, ich verlaſſe Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder berieth heimlich mit der Schweſter. „Ich will dir meinen Boten ſenden, dem du folgen ſollſt, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirth hier gilt mir ſo wenig als ich ihm. Mutter, Gott ſegne dich." So fuhr er ſeinen alten Strich und ſagte ſeinem Geſellen den Willen der Schweſter. Der küßte ſich vor Freuden die Hand und verbeugte ſich vor dem Winde, der von Gotelind her wehte.

Manche Wittwe und Waiſe ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerſchling und ſein Gemahl Gotelind auf dem Brautſtuhl ſaßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Roſſen emſig geſtohlenen Trank und Speiſe in Lämmerſchling's Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing ſie: „Willkommen, Dame Gotelind." „Gott lohne euch, Herr Lämmerſchling." So begrüßten ſie einander freundlich, und ein alter Mann, weiſe in Worten, ſtand auf und ſtellte beide in einen Ring, und frug

dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, ſo ſprechet Ja.“ So gab er ſie zuſammen. Alle ſangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß*). Darauf wurde das Hochzeitmahl bereitet. Aber ſeltſam war es, vor den Knaben ſchwand die Speiſe, als wenn ſie ein Wind vom Tiſche wehte, ſie aßen unendlich, was ihnen der Truchſeß von der Küche auftrug, und es blieb nicht ſo viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man ſagt, jedem Menſchen, der ſo unmäßig ißt, dem naht ſein Ende**). Der Braut Gotelind begann zu grauſen und ſie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir iſt das Herz ſo ſchwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlaſſen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, dieſe Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle.“

Noch eine Weile ſaßen ſie nach dem Eſſen, ſchon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da ſah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen ſiegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch ſei, und ſchlüge er auch ein ganzes Heer, iſt wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber ſchlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer ſonſt

*) Der altdeutſche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im dreizehnten Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anſpruch genommen. Erſt im vierzehnten Jahrhundert galt es für ungebildet, nicht von einem Geiſtlichen eingeſegnet zu ſein. Noch im fünfzehnten war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer ſolchen Vermählung im Kreis der Genoſſen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einſpruch erfolgen müſſe. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, iſt die Ehe geweſen!“ Der Ring S. 145. — Wenn unſere Junker gegen die Civilehe eifern, ſo haben ſie vergeſſen, daß bereits ihre Ahnen ſich ſo vermählten.

**) Uralter Volksglaube. Aehnlich die Freier in der Odyſſee vor ihrem Ende.

nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht, und dieser zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch säumt, so lasse ich euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt euch weg von der Thüre."

„Herr, ich bin's, euer Kind."

„Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eisen aßet, als ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder."

Und wieder sprach der Blinde: „Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hause kriechen, wie ihr mit armen Kranken thut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig seid."

Dem Wirth bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und

ſtoß' den Riegel vor, ich will heut Nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den ſonſt nie mein Auge ſah, ehe ich euch ein halbes Brod gäbe." Und er ſchlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt, ich thäte ſo deinem Meiſter, nur daß ich mich ſchäme einen Blinden zu ſchlagen." So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brod in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Noth. Einſt an einem Morgen früh ging er durch den Wald um Brod zu betteln, da ſahen ihn Bauern, welche Holz laſen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die ſiebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, ſie ſollten ihm helfen. Alle hatte er ſie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und ſprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er ſtieß mein ſchlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und ſchrie, ſchüttete er es aus in den Schnee, daß es geſtorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hülfe kam." Alle wandten ſich gegen Helmbrecht: „Jetzt hüte deine Haube." Die Stickerei, welche einſt der Henker unberührt gelaſſen hatte, wurde zerriſſen und auf den Weg geſtreut mit ſeinem Haar. Seine Beichte ließen ſie den Elenden ſprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab dieſen dem ehrenwerthen Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer. So hingen ſie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterluſtige Kinder bei Vater oder Mutter ſind, die ſeien gewarnt durch Helmbrecht's Geſchick."

So endet die Geſchichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut' wiſſen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernſohn zu erzählen, der unter die

Räuber ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, steht eine Kapelle, dort, sagen die Leute, sei ein Soldat gehenkt worden, der seinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieses Bild, welches mit erschütternder Wahrheit ein wirkliches Ereigniß schildert, für Ueberlieferung eines Ausnahmefalls halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenossen lehren, daß im dreizehnten Jahrhundert ähnlicher Uebergang in den Ritterstand sehr häufig war. Es gelang in anderen Fällen besser, und vollzog sich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein großer Dienstmann brauchte Geld, der Bauernsohn, welcher als reisiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut seines Vaters aus der Noth; oder der Herr sollte zum Fürstenhof reiten, und sein Stolz machte ihm wünschenswerth, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien seiner Lehnsherrschaft schienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverlässig: in diesen und ähnlichen Lagen gab er Ritterschwert und Lehngut dem rüstigen Landmann. Auch die Ehe half diesen Uebergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu verheirathen, dann erinnerte er sich wohl einer reichen Bauerfamilie im Dorfe, die ihm selbst verschwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebahren anzugeben, mit denen er um 1300 einen Bauer in seine Verwandtschaft suchte*). Er ritt vor das Bauerhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabst du dich?“ — „Gut, lieber Herr.“ — „Kennst du mich noch?“ — „Nein, lieber Herr.“ — „Ich bin es ja, dein Oheim, sage mir, lebt noch deine Schwester, meine Muhme Hedwig?“ — „Ja, Herr, erst gestern sah ich sie.“ — „Nun, wie geht's deinem Sohn Ruprecht?“ — „Ei, Herr, das ist ein tüchtiger Gesell, er ist heuer älter als er vordem war, er trägt sein erstes Schwert, hohen Hut und zwei

*) Renner des Hugo von Trimberg, v. 1605.

Eiſenhandſchuh, er iſt den Mädchen Vorſänger beim Reien und Liebling der Nachbarn." — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, ſie war ihrem Vater und mir ſehr lieb und oft hat man uns um ſie gebeten, ſie iſt von Gott euch aufbewahrt.. Die ſollten wir deinem Sohn zum Weibe geben." — „Gott helfe mir, Herr, wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um ſo reicher ausſtatten." — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gieb meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächſtens zu mir, dann laß uns das mit der Maid beſprechen." Darauf füttert er, reitet von dannen in ſein leeres Haus und die Ehe wird geſchloſſen.

Auch der Ritter verſchmähte nicht ſeine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und ſie zu rechter Ehe empfing. — Die Kinder aus allen ſolchen Verbindungen wurden von höfiſchen Dichtern gern mit der Elſter verglichen, deren Gefieder aus Weiß und Schwarz bunt gemengt iſt. Wenn ſie Söhne von Bauern waren, wurden ſie Ritter „mit einem Schild", und dieſen Neuen ward gern Arges nachgeſagt, auch daß gerade ſie die ärgſten Landplacker wären. — Lange hat ſich in einzelnen Landſchaften ſolcher Uebergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. thaten es noch zu Luthers Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermüthig und ſtreitluſtig, und die beklagenswerthen Ehen waren nicht ſelten.

Aber ſogar der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schilde ging, wurde Rival der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigenthümer ſeines Grundes war oder mit gutem Dienſtrecht auf dem Erbgut ſaß. Er verglich ſein altes Recht mit dem der Dienſtmannen und der freien Vaſallen des Adels, und er fand, daß er das beſſere Recht hatte. Dieſe freien Bauern ſaßen nach 1200 ungleich vertheilt auf deutſchem Boden, ſie fehlten aber in keiner Landſchaft, ſie ſtellten in einigen

den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkiſchen Gebiet freilich, welches unter Merovingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reiſigen Franken als Edle und Reichsritterſchaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in dieſem Theil Deutſchlands, der die größte Zerſplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkiſcher Landſiedler niedergedrückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günſtig. Auch in Thüringen und einem Theil des Sachſengebietes war viel Land durch Occupationen und Landanweiſungen mit fremden Anſiedlern beſetzt. In ſehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm einzelnen ſeiner Krieger die Dorffluren in Beſitz gegeben, welche ſeitdem die Endung -leben führen. Dazwiſchen hatten fränkiſche Lehnsleute ihre Höfe mit -heim und -hauſen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slaven, dazwiſchen kräftige Bauerdörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienſtpflicht. Auch in Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Theilung des Herzogthums unter kleine Gebieter ſeit Rudolf von Habsburg ſchlechter. Aber in der Schweiz, im ſüdlichen Alemannien, in Oberſchwaben, vor anderen in Baiern, in dem altfränkiſchen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landſtrichen der Sachſen, bei Frieſen und den Nordalbingen der Weſtſee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hie und da der einzige Herr des Bodens.

In beſonderer Lage waren Oeſtreich, Salzburg, Steier, Kärnthen. Dort in der Oſtmark waren die Avaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachſenkaiſern erſchlagen, das Land durch bairiſche Coloniſten beſiedelt worden, auch die friedlichen Slovenen waren unter günſtigen Bedingungen dem Reich angeſchloſſen, der Bauer in Oeſtreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Daſſelbe Selbſtgefühl erhob von

1200 bis 1400 die deutschen Ansiedler in Schlesien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landschaften der untern Oder, in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germanisirung nicht durch friedliche Bauersiedlung, sondern entweder durch kriegerische Bewältigung der Slaven oder durch Belehnung deutscher Ritterfamilien erfolgt. Dort saßen die räuberischen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch seine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge geritten — wenigstens werden von den Geschichtschreibern dieser Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermassen erwähnt —, er hatte am Giebel seines Hauses ähnliche Geschlechterzeichen, wie sie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Diese alten Freisassen wurden überall dem Lehnswesen unbequem. Sie schienen weder Bauern noch Ritter, saßen stolz zu Roß und setzten ihre Hausmarken oder ein Thierbild auf ein dreieckig Bretlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch sie nahmen zuweilen die herrschenden Laster des Ritterstandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht*).

Noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterschieden, aber im Tagesverkehr hie und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reisigen Ansprüche der freien Landleute fort. Und man sagte manchen der Fürsten nach, daß sie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vasallen, diesen Schildbauern aber, daß sie unzuverlässig im Kampfe wären und nur die Privilegien, nicht die Lasten des Ritterstandes tragen wollten. Und man wußte über sie ein bedenkliches Gleichniß zu erzählen. Die Vögel hatten einst Krieg,

*) Renner des Hugo v. Trimberg, v. 1091.

luden dazu und ſandten auch zu der Fledermaus. Dieſe ſprach, man möge ihr den Zug freundlich erlaſſen, denn ſie ſei eine Maus. Da muthete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuſe in Zwiſt. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder ſprach ſie: „Was geht's mich an? ſeht ihr nicht, daß ich Flügel habe? ich ſtehe in Pflicht bei den Vögeln.“ So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürſt in Landesnoth alle aufbietet, die in reiſigem Dienſt ſtehen, ſo gehen ſie an die Arbeit, denn ſie haben kein Ritterlehn. Der Fürſt läßt ſie alſo zu Hauſe und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder ſagen ſie: „Wir ſind zu gut, um mit den Bauern zu zinſen, wir müſſen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unſere Haut, darum ſind wir ſteuerfrei.“ Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem ſagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, ſo käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Geſell die zehn Mark gab, erklärte er, er ſei keines von beiden, ſondern er ſei ein Edelknecht *).

Für den fleißigen Landmann kam ſeit Kaiſer Friedrich II. eine harte Zeit. Die wilden Gewaltthaten und der Druck des räuberiſchen Adels treiben viele Hülfeſuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer iſt Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slaven, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Oſten der Elbe öffnen ſich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutſchen Landmanns. Auch in den Geiſtern arbeitet eine Aufregung. Der neue Deſpotismus der römiſchen Päpſte und der fanatiſchen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niederſachſen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zuſammenſitzen und durch die Natur ihres Landes begünſtigt werden, erheben ſie ſich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren.

*) Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge nach Karajan S. 19.)

In den Thälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, untüchtiger, roher; immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt sich im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, seine ungeschlachte Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Fastnachtspielen.

Und doch war dem Landmann noch im fünfzehnten Jahrhundert viel von gutem-altem Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch, und ist geneigt mit Laune das unstete Treiben der andern zu betrachten. Von drei Schwestern heirathet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte.“ Und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzscene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidhart's, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rothes lundisches Tuch gekleidet, mit

gelbem Wamms und Hoſen. Eine ſchmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: ſo kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit ſo nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er ſich den wilden Geſellen durch ſchnöde Flucht entzieht*).

Und iſt nun Tanz und Zank zu Ende, dann ſetzen ſich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben ſtehen. Hat man ausgeruhet, dann tritt die Geſellſchaft zum Ringelreien an. Alle faſſen einander bei den Händen, ſingen im Wechſel und geſellen die Paare, welche den Reien ſpringen**).

Der Spielmann, welcher mit ſeiner Geige in das Dorf kam oder ſich unter den Bauern niedergelaſſen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrath heimiſchen Liederſtoffes: die letzten Trümmer der alten Heldenſage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu ſingen wußte, dann ſolche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnſtube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Geſang der

---

*) Es giebt mehre Schilderungen dieſer Art, eine heſſiſche in: Kormann, Frau Venus-Berg.

**) Als Beiſpiel des einfachen Textes, der bei ſolchen Ringelreien geſungen wurde, das Folgende:

Vorſänger. Wem ſoll ich's geben,
Zu Freude ſeinem Leben?
Chor. Was iſt das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorſänger. Es iſt Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt ſie baß?
Einer. Keinem andern als wie mir,
Sie iſt meines Herzens Gier.
(Das Paar ſpringt den Reien.)
Vorſänger. Wem ſoll ich's geben u. ſ. w.

Vergleiche: Der Ring von Heinrich Wittenweiler S. 169.

Stubenvögel, die Zucht seiner Thiere waren dem Bauer regelmäßige Hausfreude, noch zu Luthers Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht citirt und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deßhalb die Faust gegen die Pfaffen*).

Der Bauer fühlte sich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde schutzlos dem Ueberfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schaar der Dorfgenossen wußte er seine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Theil Deutschlands, wo die Häuser des Dorfes in Gassen aneinander lagen, war sein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Thor geschützt, und vor den Thoren standen zuweilen auch Blockhäuser, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren versuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zur Vertheidigung eingerichtet, zuweilen mit Thürmen besetzt, und wenn das Dorf angesengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und stand in Krebs und Eisenkappe hinter der Mauer, sein Liebstes zu vertheidigen, während die Sturmglocke den Ueberfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorfthore reich an Festen und poetischen Bräuchen, sein Recht, so es nicht durch Gewaltthat gekreuzt wurde, war ihm sicher und werth, und jede Thätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch Repräsentation und dramatisches Zusammenwirken mit den Dorfgenossen befestigt.

Und doch erhob sich eine neue Gefahr für sein Behagen,

*) Dialog, New Karsthans.

für die Ehre und Geltung seines Berufes, größer als die Raubsucht der Edelleute und der Landsknechte, eine Gefahr, welche keine menschliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm heraufstieg aus den unverständlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstisch stiller Gelehrten und den engen Stuben lateinischer Schulmeister. Und was den Landmann zunächst herabdrücken sollte, das war ein neuer großer Fortschritt der gesammten Nation, es war die lateinische Schule und der neue Stand von Gebildeten, den diese schuf. Durch die Humanisten kamen den Deutschen die Anfänge einer Gelehrsamkeit und Cultur, an welcher die anderen Stände sämmtlich eher Theil hatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langsam, spät, auf weitem Umwege den Segen gönnen sollte, den sie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutsche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht Feind sein, ja sie kämpfte auch für seines Lebens Heil, wenn sie den Papst befehdete und dem Knaben Beispiele von Männergröße und Edelmuth aus der Römerzeit in das Herz legte; aber sie schied doch alle, die an ihr Theil hatten, von der Masse des Volkes, sie warf allmälig die Schranke, welche die übrigen Stände von einander trennte, nieder, aber sie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwischen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die andern und deßhalb drückte sie zunächst den Landmann herab. Zwischen dem Urtheil des Junkers und seines Bauern war im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Unterschied, welcher zufällig zwischen den Rechten des „Hauses“ und des Meierhofes bestand, beide sprachen denselben Dialekt, sangen dieselben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurtheilen und Ansprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen sollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig lateinisch sprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Tristan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und

der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte, neuem Recht, neuer Poesie und Kunst, zuletzt an einem neuen Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann er sich gewaltthätig gegen seinen Herrn zu erheben.

3.

Aus der Heimath der Habsburger.

Die großen Herrengeschlechter der Sachsen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von starken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampf gerungen, die alte Idee der römischen Weltherrschaft von deutschem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängniß geworden, daß sie dem Zuge einer Idee folgten, welche nicht politisch, sondern poetisch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrschte. Jetzt war das Traumbild der Deutschen verdämmert. Die früheren Kaiser hatten ihr Kaiseramt hoch gefaßt, ihr Stolz war gewesen als weltliche Gebieter der römischen Christenheit zu herrschen, die eigene Hausmacht, welche jeder von ihnen zu verstärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchste Erdenamt gegen die Fürsten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie sie selbst, die Oberhoheit im römischen Reiche beanspruchte.

Im Jahr 1273 war die Frage: ob Kaisermacht oder Papstmacht die höchste auf Erden sei, und ob der Kaiser oder die Landesfürsten auf deutschem Boden die Herrengewalt besitzen, zum Nachtheil für die Kaiserwürde entschieden. Die Reichsfürsten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutschlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten. Fortan wurde auf Jahrhunderte Grundsatz der wählenden Reichsfürsten, die Attribute der römischen Königsmacht einem Fürsten zu geben,

der nicht so mächtig war die Gewalt seiner Mitfürsten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu bestehen, und daß er mit allen Mitteln darnach ringen würde diese Hausmacht zu vergrößern, sie hatten deßhalb zu sorgen, daß die Krone nicht in seinem Hause blieb.

Nach volksmäßiger Auffassung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich gewesen, und einigemal hatten die Fürsten das Heraufkommen eines mächtigen Geschlechtes zu verhindern gesucht und wenigstens verzögert; aber so groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit gewesen, den ein Landesherr durch die Kaiserkrone erhielt, daß die Vererbung derselben an seine Söhne und nächsten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutschland bis zur Schlacht am weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte sich Schritt für Schritt in einen lockern Bundesstaat, in welchem sieben der vornehmsten Fürsten die Wahl eines höchsten Repräsentanten vollzogen.

Doch der geistliche Oberherr Deutschlands war geblieben. Er versuchte auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, dessen Zusammenhang er verdorben, zu schalten. Er hatte den Fürsten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römischen König zu machen, er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, sonst werde er das mit seinen Cardinälen selbst besorgen. Aber die Macht des Papstes, welche so gebieterisch heischte, war in ihren politischen Grundlagen fast ebenso unterwühlt, als die kaiserliche Würde.

Und gerade deßhalb, weil sie das Kaiserthum so klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vortheil der Landesfürsten dem Papste verbündet gewesen; seit die Fürsten sich gegen einen Kaiser stark fühlten, wurden sie lau, der undeutschen ränkevollen Politik des römischen Stuhls zu dienen. Zwar

arbeitete das Interesse der hunderttausend, welche dem Stellvertreter Christi Gehorsam gelobt hatten, die deutsche Christenheit in treuer Vasallenschaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papst nicht mehr als Herr die Seelen der Deutschen. Wer eigene Gedanken hatte, wer patriotisch empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde ersehnte, der sah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmüthigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerdecrete in das Land fielen, das Geld der Deutschen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrlosesten schien gegen die Befehle des Papstes, kümmerten die deutschen Fürsten sich sehr wenig um seinen Bannstrahl, und fahrende Schüler sangen an den Höfen geistlicher Herren die keckſten Spottlieder auf die Simonie und die sittenlose Wirthschaft des römischen Hofes, der schwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzerische Lehren zu verkünden; auch die sich mit der Geißel schlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes suchten, achteten Papst und Geistlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienst. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Noth zur Beichte, aber sie schlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geistlichen; der Bauer, dem sein Geistlicher die Sacramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott“*), und als des Papstes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erschlug das Volk den finstern Mann.

Im Jahr 1273 war der Zustand des Reiches für alle Theile unleidlich geworden, für den Papst, die Fürsten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, steuerte und zinste, die Einnahmen der Kirche wurden gering, die Reisigen zwackten dem

*) Noch im fünfzehnten Jahrhundert. Vergl. Der Ring von Heinrich Wittenweiler, S. 228.

Kirchengut ab, die geiſtlichen Herren wehklagten oder ritten ſelbſt im Harniſch. Unendlich war Zwiſt, Fehde, Sorge um die Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältniß im ganzen Reiche drohte unſicher zu werden. Der Kaiſer war Ertheiler und Beſtätiger aller Privilegien und Rechte, was ſich Fürſten und Städte errafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe ſeines Inſiegels und ſeines Gerichtes. Und jeder der Beſſeren fühlte, daß ein Mann fehlte, dem ſein Amt gebot den gemeinen Nutzen zu vertreten. Keiner gedachte die eigenen Anſprüche aufzugeben, jeder wollte die der andern gebändigt ſehen, jeder war für ſeine Perſon mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht, aber wahrſcheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das deutſche Reich aus der Verwüſtung wieder auferſtehen müſſe und gegen die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welſchen, ſeine alte Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutſchen Fürſten hatte aber nicht nur um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eigene Dauer zu ſorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der Verwirrung übermächtig geworden und ſie durften fragen, ob er überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit des Reiches ſtand ein König, der ſeine Königskrone in einem Volke trug, das ſeit vielen Jahrhunderten in Deutſchland gelagert, nicht mit deutſcher Zunge ſprach. Die Herrſchaft Königs Ottokar II. von Böhmen reichte vom Meißner Land über die Alpen bis zum mittelländiſchen Meere, von der Thaja bis über einen Theil Baierns. Die Biſchöfe von Freiſingen und Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Baiern ſuchten im Anſchluß oder Widerſtand gegen ihn ihre Rettung; er regierte mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof und weit reichte ſein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Mann, für ſich die Herrſchaft im Reiche zu begehren, obgleich er bei dieſer Königswahl aus Gründen, die wir nicht überſehen, ſich zurückhielt. Ihn zum König machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Oſtens zu Gebietern Deutſchlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der thätigſte Werber für ſeinen Verwandten, einen elſäſſiſchen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elſaß. Mit Hülfe des Erzbiſchofs von Mainz wurde bei den Fürſten, die in Frankfurt verſammelt waren, durchgeſetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wohl zum König wählen wolle, wenn er ſich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Er war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit beſonders geeignet, das verzweifelte Wagniß der Königskrone auf ſein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahr alt. Er war ſein Lebtag einer der unruhigſten unter den kleinen Herren geweſen, welche in ihren Landſchaften Gewaltthat übten um ihre Herrſchaft zu vergrößern, ſo raſtlos und frei von Bedenken, daß er ſogar damals auffiel, der Schrecken ſeiner Nachbarn und Verwandten. Einen nach dem andern hatte er ſie überzogen und aus ihrem Beſitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, ſondern, was bei den deutſchen Herren nicht gewöhnliche Eigenſchaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Ueberlegung. Er war ein bewährter Kriegsmann. Man kannte ſchwerlich die ganze Tüchtigkeit ſeiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran in Kampf und in Ertragung von Reiterbeſchwerden, als Führer von ſchnellem Entſchluß und eiſenfeſtem Griff, als durchaus und in allen Lagen muthig.

Rudolf verdankte einen Theil ſeiner Erfolge der beſonderen Stellung, in welcher er, wie vor ihm ſein Vater, zu den Bürgern der größten Stadt des Elſaſſes ſtand. Seit er die reiſigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen den Biſchof derſelben durchgeführt und war bei den Bürgern ein populärer Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er ſtand gleichgültiger als vielleicht irgend ein Landherr ſeiner Zeit zu dem ſpielenden Idealismus des Ritterthums, ein nüchterner, praktiſcher Geſchäftsmann. Seine Stel-

lung als Hauptmann einer Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben den Werth bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beschützen. Seit er sich in Besitz der Kyburgischen Erbschaft gesetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Waarentransporte, welche sein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberischen Adel zu sichern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, welches er einmal dem Erzbischof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die persönliche Neigung und die Wahlstimme des geistlichen Fürsten gewonnen hat.

Die rastlose Rührigkeit, mit der er seine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unsicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf besaß noch andere Eigenschaften, die ihn seinen Zeitgenossen werth machten. Er war seinen untergebenen Freunden zuverlässig, ein bequemer und billiger Mann, wo ihn nicht sein eigener Vortheil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn seine Hand war in der Regel leer und seine Eigensucht entbehrte den Schimmer höfischer Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunst und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verstand leutselig zu sein, unterzog sich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Nothfall Rüben vom Felde und flickte selbst sein gescheuertes Wamms. Wie er sein Lebelang arm an Würde und frei von Bedenken blieb, wo es seinen Nutzen galt, so war er auch merkwürdig frei von Vorurtheilen bei Schätzung einer Menschenkraft. Und er besaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbstsucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, damals unter Deutschen nicht die letzte Eigenschaft populär zu werden.

Er hatte zur Hohenstaufenpartei gehört; man erzählte später, daß Kaiser Friedrich II. bei seiner Taufe Pathe gewesen

sei. Noch im Jahre 1267 hatte der Vorsichtige sich von dem armen Konradin das zweifelhafte Recht seiner Kyburger Lehne bestätigen lassen für den Fall, daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf sich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann gethan worden, das letzte Mal, weil er mit seinen Spießgesellen das Magdalenenkloster zu Basel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm seine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte sich seine Stellung zum Papst geändert. Um Konradin hatte seine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie sorglich auch dieser um die Freundschaft des Papstes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte die geistlichen Fürsten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenstaufenpartei, in denen die Traditionen der deutschen Reichsherrlichkeit noch am lebendigsten waren, dem Papst eher als Verbündete wie als Gegner erscheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigsten, aber er war gegen die großen Reichsfürsten doch nur ein kleiner Herr, und er sollte den Mangel an eigener Hausmacht so lange er lebte, empfinden. Es gehört zu seinen besten Eigenschaften, daß ihn die Enge seiner Mittel und die Leere seiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat das Höchste zu wagen.

Selbst von dem kleinen Landgebieter forderten die deutschen Fürsten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig von Baiern, derselbe, welcher in früheren Jahren sein unschuldiges Weib in einem Anfalle eifersüchtiger Wuth getötet hatte, versicherten sich seiner guten Dienste dadurch, daß sie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürsten wurden durch Geldsummen

und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte Uſurpationen und Rechte beſtätigte oder neue verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürſten ſtellten den neuen König völlig unter ihre Curatel, indem ſie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher, von der Beiſtimmung des Reichstages, ſondern von ihrer, der Wahlfürſten, ſchriftlichen Beiſtimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Daß Rudolf für ſein Haus einen Landbeſitz brauchte, um ſich in dieſer demüthigen Königsſtellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Solche Ausſtattung war aber nur in dem ſüddeutſchen Erwerb König Ottokars zu finden, und dieſen konnte der König erſt im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutſchen Fürſten thatlos anzuſehen geneigt war.

Es waren alſo in Wahrheit verzweifelte Verhältniſſe, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk ſammelte ſich in endloſer Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausſtattung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zuführen, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römiſchen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, ſich aus ſolcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürſtlichem Sinn, welchem Demüthigungen unerträglich ſind, er war ſein Lebtag ein wageluſtiger Spieler geweſen, hatte mit nichts angefangen und vieles durchgeſetzt, und war geneigt ſeinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchſtens einige hundert Ritterpferde und als König auf ſehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber er hatte zehn Kinder und er fand als König in vier Söhnen und ſechs Töchtern ein reiches Capital, das er zu großen Familienverbindungen umſichtig verwandte. Und er hat durch dieſe Politik ſein Geſchlecht groß gemacht und von dem deutſchen Reiche in ſeinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er sich mit dem Papst stellen. Er warb demüthig um die römische Gunst und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Im Jahr 1275 ging er nach Lausanne, wohin der Papst über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Christi jede wünschenswerthe Demuth, leistete den Eid des Gehorsams und empfing die Bestätigung der Königskrone. Er ließ sich das Kreuz anheften und gelobte nebst vielen Fürsten und Edlen nach dem Morgenlande zu ziehen, was er schon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Aussicht gestellt hatte, als seine Fürsten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerksam machten. Aber im Ernst dachte er so wenig daran unter dem Kreuz dahin zu fahren, als die Mehrzahl seiner Fürsten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächsten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er versprach dem Papst nach Rom zu kommen und dort die Kaiserkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, seine Getreuen auf die Fußspuren, welche nach der Löwenhöhle führten. So lange er lebte, war er an der Reise verhindert. Er bestätigte auch dem Papste alle alten Landansprüche in Italien, außerdem Sardinien und Corsica und einen großen Kreuzzehnten in Deutschland, diesen sollte sein Vertrauter, der neue Bischof von Basel erheben und ihm zur Romfahrt 10,000 Mark abgeben. Endlich scheint er, was für Deutschland wichtiger war, für uns aber nur aus den Folgen erkennbar ist, sich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutschland verpflichtet und in diesem Punkte sein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieselbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch später gegen Rom, er enthielt sich ernstlicher Einmischung in die italienischen Geschäfte mit Recht, war immer devot gegen die kirchliche Autorität, und als einst ein widerwärtiger Legat des Papstes durch schamlose Habsucht und Wucher so laute Zornesausbrüche der deutschen Fürsten erregte, daß der König

den Erſchreckten bei der Hand aus der Verſammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf ſeiner eigenen Partei, daß er Theil habe an den unwürdigen Praktiken des päpſtlichen Legaten.

Erſt nach großen Opfern an königlicher Autorität konnte er den Feldzug gegen Ottokar beginnen, der bis dahin in hochmüthigen und fruchtloſen Verhandlungen ſeinem thätigen Gegner Zeit gelaſſen hatte. Rudolf wußte ſich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutſchen Verbündeten Ottokars, Herzog Heinrich von Baiern, durch einen Separatfrieden auf ſeine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel den wetterwendiſchen Fürſten an ſein Intereſſe zu feſſeln. Der König hütete ſich Böhmen zu betreten, brachte, ſehr ungenügend von deutſchen Fürſten unterſtützt, durch eine ſchnelle Anſtrengung Oeſtreich und die Nebenländer in ſeine Hand, erhielt Neuſtadt durch Ueberraſchung, und Wien, welches Ottokar nicht zu entſetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürſten vermittelten Frieden mit Ottokar, welcher Oeſtreich, Steier, Kärnthen, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolfs ließ und die Beſtätigung ſeines Königreichs Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieſes Friedens, wieder Familienheirathen und daran geknüpfte Ausſicht für den Böhmenkönig einen Theil des verlorenen deutſchen Gebietes zurück zu gewinnen, wurden von beiden Theilen nicht gehalten.

Es iſt charakteriſtiſch, daß durch dieſe Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolfs nicht befeſtigt, eher verſchlechtert wurde. Ein Theil ſeiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und ſeine Schwiegerſöhne hatten ihm im Jahr 1276 Zuzug geleiſtet, ſo lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Beſitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er ſie für ſeine Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört übermächtig zu ſein.

Rudolf vermochte den begehrlichen Fürsten nichts Neues zu bieten, seine Versuche Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Uebergriffen entgegen zu treten, erregten Gegner, Ottokars Gold that das übrige. So geschah es, daß im Jahr 1278, als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hülflos war, die Ritterschaft Oestreichs verwildert und unzuverlässig bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft; Heinrich von Baiern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elsaß rührten sich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen schwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus standen bei ihm, ein Theil der kriegerischen Kumanen auf böhmischer Seite. Hier aber bewährte der sechzigjährige König glänzend seine kriegerische Tüchtigkeit, mit schwachem Zuzug aus seiner Heimath wagte er die entscheidende Schlacht bei Wien, welche König Ottokar in Siegeshoffnung ersehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor sein Leben.

Diese Schlacht auf dem Marchfelde ist nicht nur ein politischer Glanzpunkt in Rudolfs Leben, sie ist auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es war die letzte deutsche Ritterschlacht, in welcher die alte Turnierweise einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegen einander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten fast nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht selbst wurde entschieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutschen und böhmischen Ritter Ottokars etwa 900, die ungarischen und deutschen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieses Schlachtturniers wurde Rudolf vom Rosse geworfen, Ottokar „gezäumt“ und im Getümmel getötet. Rudolf entschied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erst durch diese Schlacht wurde die Wahl des Habsburgers

bestätigt. Seinem Hause waren jetzt die östreichischen Landschaften nicht zu nehmen. Er hütete sich mehr zu begehren, bestätigte den Nachfolger Ottokars in Böhmen und verwandte wieder eine seiner Töchter, um Böhmen mit seiner Familie zu befreunden.

Er hatte sich als König durchgesetzt. Doch er wurde für Deutschland kein Schirmer, wie die stärkeren unter den alten Königen hatten sein können. Er zerstörte eine Anzahl Raubburgen und verkündigte wiederholt seinen Landfrieden, er vermochte nirgend durchgreifend und dauerhaft zu helfen, aber er machte für den Südwest Deutschlands seine Regierungsjahre zu einer besseren Zeit als die Jahrzehnte vorher und nachher gewesen, und diesem Segen seiner Herrschaft bewahrte das Volk ein treues Gedächtniß. Für seinen guten Willen lohnten die Städte dadurch, daß sie ihm in seinen endlosen Geldverlegenheiten Darlehne schafften, er war gern bereit den Städten größere Rechte einzuräumen und sich dafür von ihnen bezahlen zu lassen, und er sorgte dafür, daß die Begnadigungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulden bezahlten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dieselben Geldquellen hatten auch die stolzesten Kaiser der Hohenstaufen benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen und größere Rücksicht darauf nehmen mußte, seine Schulden zu bezahlen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmangel zu Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erregten. Wir sind darüber ungenügend unterrichtet, aber der Ton, in dem sein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im Jahr 1286 seine Protection der Wuchergeschäfte des Legaten Johannes Tusculanus hervorhebt, und jene Katastrophe auf dem Convent von Würzburg lassen schließen, daß die Sache arg war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn seine Kinder viel Geld kosteten.

Seit der König die böhmischen Angelegenheiten geordnet, war sein unabläſſiges Bestreben für seine Familie neue Be-

ſitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin nicht das Glück ſeiner erſten Regierungsjahre.

Seine Anſtrengung ein Herzogthum Schwaben für einen ſeiner Söhne aufzurichten, ſcheiterte an dem Widerſtand der ſchwäbiſchen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwiſt gerieth und ſeine königliche Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie ſie einſt dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorſicht nicht, welche ihn abhielt bei ſeinen Landgeſchäften zu viel auf das Spiel zu ſetzen, und nicht die alte eiſenfeſte Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harniſch trug, war er den andern wie der jüngſte voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elſaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverſtändniß mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leiſten. Als ſein Heer in einer Burgunderfehde auf ſteiler Höhe über dem Doubs lag, von welcher kein Roßpfad zu den Feinden im Flußthal führte, unterwarfen ſich dieſe dennoch und ſagten: „wir kennen dieſen König, er klettert auf Händen und Füßen herab um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend den Schatten einer Reichspflicht wieder herzuſtellen, längs dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger Burgund an ſein Haus zu feſſeln, obgleich er hier wieder ſein Hausmittel, eine Heirath, verſuchte. Diesmal war er ſelbſt fröhlicher Bräutigam.

Auch andere Pläne, die er ſtill gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne ſtarben vor ihm dahin bis auf den hoch-

fahrenden Albrecht, den Herzog des Oſtreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römiſche Königskrone und die Nachfolge im Reiche zu ſichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl der Fürſten war diesmal für die Diplomatie des Greiſes unzugänglich. Auch ſein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungariſche Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte ſeinem Sohn Albrecht ſchon die Lehnbriefe des Reichs für Ungarn ausgeſtellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand und der Papſt erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiſerliches, ſondern für päpſtliches Lehn. Rudolf hinterließ ſeinem Hauſe nur die großen Projecte, für welche er als Kaiſer gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Anſprüche in Ungarn, und den Wunſch Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgeſonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächſten Jahrhunderten erreicht, und es wurde erreicht genau mit denſelben Mitteln, die er angegeben, durch ein Syſtem von Heirathen und Verſchwägerungen und durch Fügſamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgültigkeit gegen die deutſchen Intereſſen des Reichs und trotz aller Geldbedrängniſſe. Mehr als einer der Nachkommen hat dieſelben tiefen Demüthigungen erfahren, denen der Alte ſich fügen mußte, Kaiſer Friedrich III. fuhr auf einem Ochſenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max ſteckten ſeine eigenen Landsknechte einen Strohwiſch an die Thore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolfs ſein Geſchlecht das erſte und ſtolzeſte Herrengeſchlecht von Europa. Die Erfolge und die welthiſtoriſche Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantaſie der Geſchichtſchreiber mit fremden Zügen verſehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht eben ſo groß iſt er für uns Deutſche. Und wir haben für ſeine Beurtheilung bei der Mangelhaftigkeit der

Quellen einen zwar in Einzelheiten versagenden, aber im ganzen untrüglichen Maßstab.

Zu dem Wesen des alten Reiches gehörte, daß es nach keiner Seite feste Grenzen hatte, sie verliefen allmälig in Unbotmäßigkeit und fremder Herrschaft. Es hatte auch keine Hauptstadt und festen Mittelpunkt, wo sich die Lebenskraft der Nation am stärksten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort, immer in dem Stamm, dessen Herrengeschlecht gerade die Kaiserkrone trug. In der Sachsenzeit griff der deutsche Norden erobernd über Skandinavier und Slaven, unter den Schwaben war die schaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein starker Fürst trieb das Lebensblut bis in die entferntesten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorsam schwören. Darum messen wir die segensvolle Wirkung eines Königslebens darnach, ob ihm gelang den ganzen Leib des Reiches in Gehorsam zu vereinen und die Außenländer wenigstens in Scheu und Frieden zu erhalten. Da König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum deutschen Reich, und im Osten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schlesiens fast eben so zweifelhaft. Als Rudolf die böhmische Macht brach und Oestreich, Steier, Krain für seinen Sohn erwarb, und als er später die Verbindung Schlesiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsschenkenamt und Wahlstimme von neuem in das Reich fügte, da that er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber den Westgrenzen ist er ein Wiederhersteller nicht geworden. Er vermochte nicht sich im Elsaß eine Hausmacht zu gründen, welche den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nöthigsten war, an den Rhein; einige Jahre nach seinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Thäler, in denen er seine treueste Mannschaft gefunden hatte, den sieg-

reichen Freiheitskampf gegen seine Nachkommen. Auch im innern Deutschland blieb seine Thätigkeit für das Reich in so engen Grenzen, daß man kaum sagen darf, Rudolf habe über dem deutschen Reiche als König gewaltet. Erst zwei Jahre vor seinem Tode hatte er Zeit und Willen die kaiserliche Macht bis nach Thüringen auszudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Ueber Thüringen hinaus ist er nie persönlich gereist, in ganz Norddeutschland war sein Regiment und Einfluß nicht der Rede werth. Wie wenig er sich um die Hälfte des deutschen Bodens gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkunden und landesherrlichen Acte seiner Canzlei. Die norddeutschen Städte suchten in dieser Zeit der Königslosigkeit sich selbst zu helfen, sie zogen die Bande alter Handelsgenossenschaft enger, in denen allmälig die Hansa zusammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf seinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein 14jähriges Kind, die schöne Isabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten spöttisch, wenn er seine junge Frau, oder nach dem Rath gefälliger Aerzte auch andere Frauen vor aller Augen liebkoste. Aber der an seinem Hofe so würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gasse lief, blieb zu Rosse ein Feldherr, im Rath der kluge Geschäftsmann bis an sein Ende. Als ihm der Arzt meldete, daß seine Lebenskraft zu Ende gehe, — wie erzählt wird, während er neben seiner jungen Gemahlin am Schachbret saß, — da fügte er sich vorsichtig und geschäftsmäßig in das Unvermeidliche, wie er sich als König dem übermächtigen Willen des Papstes und seiner Fürsten gefügt hatte, und er eilte sich bei Zeiten das Letzte zu sichern, was ihm übrig blieb, ein Kaisergrab zu Speier. Wohl hatte er sich in Kampf und klugem Rath ein Recht erworben neben den ältern Kaisern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familienverbindungen und Verträge mit den Fürsten die Grundlagen eines neuen Reichslebens geschaffen, das, wie ungenügend immer, dem

deutſchen Volke die Möglichkeit gab ſelbſtändig zu dauern, bis die Arbeit von Millionen Kleinen ſich in der Kraft eines Mannes zuſammenſchloß, welcher Reformator und Bildner des deutſchen Lebens werden ſollte; aber dieſer eine war kein Habsburger und kein König, ſondern ein thüringiſcher Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk ſeiner Zeit angeſehen wurde, ſoll der folgende Bericht deutlich machen. Es ſind ſeine treuen Landsleute im Elſaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für ſeine Geſchichte haben zwei aus ſeinem Heimathland hier beſonderes Intereſſe. Das eine iſt die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorſteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, das andere ſind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateiniſch geſchrieben. Die letzteren ſind hier zu Grunde gelegt, aus der gebildeteren Chronik Ellenhards nur wenige Sätze zur Vervollſtändigung des Zuſammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, welche unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beſchreibung des Elſaſſes" von Jaffé*) herausgegeben ſind, wurden nicht deßhalb gewählt, weil ſie die Geſchichte König Rudolfs am beſten erzählen, ſondern weil ſie in naiver Weiſe eine volksmäßige Behandlung der Geſchichte zeigen, welche ſeit den Hohenſtaufen in lateiniſch und bald in deutſch geſchriebenen Städtechroniken in Vordergrund tritt. Es ſind nicht mehr die vornehmen Benedictiner, welche ſchreiben, ſondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtſchreiber und ehrliche Bürger, welche aus dem Geſichtskreiſe ihrer Mauern die Weltereigniſſe beurtheilen.

---

*) Bei Pertz, Monum. script. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie ſie uns erhalten ſind, aus verſchiedenen Aufzeichnungen zuſammengeſchrieben ſind und die Beſchreibung des Elſaſſes aus kurzen Notizen locker zuſammengeſtellt iſt, ſo war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Ueberſetzung einiges wegzulaſſen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.

Ihre Handſchriften geben uns das Kleinleben der Geſchichtſchreibung, eine Auffaſſung, welche geneigt iſt den hiſtoriſchen Stoff in Anekdoten umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welche das Volk ſich große Ereigniſſe verſtändlich macht. Aber dieſe Erzählung iſt doch nicht mehr die alte epiſche, es iſt bereits viel von dem guten Gedächtniß und der ſcharfen Beobachtung des Details darin, welche der nüchterne Realismus des letzten Mittelalters nirgend verleugnet. Die „Beſchreibung des Elſaſſes“ und die „Chronik von Kolmar“ erzählen Folgendes:

Es giebt eine Gegend in deutſchen Landen, Elſaß genannt, ſie iſt vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfernt, ſo daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kann. Dieſe Gegend liegt zwiſchen der Stadt Straßburg und Baſel, iſt 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechnet. Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit ſchied der Rhein die Stadt Breiſach von dem Elſaß, im Jahr 1295 zog er ſich an dieſer Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hatte keine Brücke, ſondern die Leute ſetzten auf Schiffen über. Der Fluß Rhein entſpringt aber im Süden und fließt gen Norden drei Tagereiſen von Koſtnitz bis zum Elſaß, und geht mitten durch Deutſchland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Straßburg und Baſel gering an Mauern und Kirchen, aber noch geringer an Häuſern. Die feſten und guten Häuſer hatten wenige und kleine Fenſter und Mangel an Licht. Kaufleute waren wenig und faſt alle galten für reich. Meiſter im Handwerk gab es wenige, auch ſie wurden unter die Reichen gerechnet. Wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte, wenig Juden. Ketzer waren an vielen Orten in Fülle, dieſe aber rotteten die Brüder vom Predigerorden mit großer Hülfe der Landesherren ruhmvoll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunſt, aber ſpäter kamen ſie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfern

kleine Thürme, die sie vor ihresgleichen kaum vertheidigen konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kampfspiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht warb um wessen Magd er wollte, und wenn er sie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür besorgte er ihr das nöthige Schuhwerk, und so befreite der Liebhaber die Herrin von diesem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

Karren waren wenig und die Elsässer gebrauchten ihre Wagen ohne Eisen. Mit Eisen beschlagene Wagen kamen später aus Schwaben nach Elsaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber später wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, sehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man sah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechischen Tauben aber, welche gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden später nach dem Elsaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elsaß, welche das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, welche 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuser mit Gyps war noch nicht bräuchlich, denn erst viel später um 1290, wurde in der Stadt Dürckheim von den Einwohnern Gyps gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Cement gemacht wird; auch die Erde, welche Mergel heißt und durch welche die Aecker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß wenige Geistliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern die Messe zu lesen. Viele Geistliche waren in Wissenschaft schwach, weßhalb sie nicht klugen Rath geben konnten. Auch hatten die Geistlichen insgemein Beischläferinnen, weil die Bauern sie dazu gewöhnlich anhielten; denn sie sagten: Der Pfaff kann

nicht enthaltſam ſein, deßhalb iſt beſſer, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von allen verſucht oder erkennt. Die Stiftsherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Biſchof von Baſel, hinterließ bei ſeinem Tode 20 Kinder als Waiſen der Sorge ihrer Mütter.

Daſelbſt war Graf Rudolf von Habsburg aus dem Geſchlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 ſeinem Vater, dem Grafen Albrecht von Habsburg, geboren. Dieſer war Landgraf in Ober-Elſaß und von Kindheit in reiſigem Dienſt erzogen, denn er war bei ſeinen Lebzeiten Hauptmann der Reiſigen [und Fähnrich]*) der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in ſeiner Stelle und wurde ebenſo Hauptmann der Reiſigen von Straßburg. Es war dieſer Mann lang von Leibe, ſieben Fuß groß**), hager mit kleinem Kopf, bleichem Antlitz und langer Naſe, hatte wenig Haare, ſchmale und lange Hände und Füße. In Speiſe, Trank und anderen Dingen war er enthaltſam, ein weiſer, fürſichtiger Mann, er erwarb die größten Reichthümer und war doch immer in der größten Bedrängniß. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Vermögen und Ehren ausſtattete. Da

---

*) Das Eingeklammerte bei Fritſche Cloſener, Straßb. Chronik.

**) In einer Handſchrift ſteht der Zuſatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr von Baldeck $7^{1}/_{10}$ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaiſers $3^{1}/_{2}$ Fuß. Im Durchſchnitt haben die Männer 6 Fuß und 2 Fingerbreiten, kleine Leute findet man von $4^{1}/_{2}$ Fuß.“ — Da nach einer Zeichnung in der Handſchrift der damalige elſaſſiſche Fuß $10^{1}/_{2}$ Zoll rheinländ. Maß ausmacht, ſo wiſſen wir, daß Rudolf von Habsburg grade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchſchnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß $4^{1}/_{2}$ Zoll preuß. Es ſcheint, daß ſeit dem Jahr 1300 die Manneslänge in Deutſchland nicht verringert iſt. Allerdings meldet dieſe Notiz nichts von dem Zahlenverhältniß zwiſchen dem Mehr und Minder des mittleren Durchſchnitts. — Viele der erhaltenen Rüſtungen und Helme ſind auffallend klein.

nun Graf Rudolf ſah, daß die Grafen, ſeine Nachbarn, viel Reichthum hatten, er aber gegen andere in Armuth und Dürftigkeit ſteckte, ſo dachte er darauf, wie er zeitliche Schätze erfaſſen könnte. Er erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit ſchnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei ſich, daß er ſeine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen von Tufenſtein, und er hatte eine Burg, auf die er ſehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte ſeine Güter gern gehabt, wenn er ſie an ſich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falſchen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus ſeinem Geſinde einen Hinterhalt, und dieſe erſchlugen den Jüngling ſchmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn ſeines Oheims, und verwüſtete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg hatte ſich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt, da er aber ſah, daß er von ihr keine Söhne haben könnte, gab er ſeine Beſitzungen dem Herrn Biſchof von Straßburg, wie man ſagte unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei beſitzen ſollte, und ſpäter ſollten die Beſitzungen den Nachfolgern der Straßburger Biſchöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg geſtorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg faſt alle Habe und Güter mit Gewalt, obwohl viele ſagten, daß er nicht der rechte Erbe ſei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verſchiedenen Herren Zwiſt und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard Biſchof von Konſtanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Biſchof Heinrich, ſeinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaiſers Friedrich nahm jeder der Herren vom Reichsgut was er faſſen konnte, in Beſitz. Graf

Rudolf aber nahm Breiſach und behielt es einige Zeit in ſeiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich Biſchof von Baſel ſagte dem Grafen Rudolf: „Breiſach gehört mir, weil ich es nach Erbrecht beſitze.“ Der Graf Rudolf aber ſagte: „Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willſt, ſo verſpreche ich Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben.“ Der Biſchof gab ihm 900 Mark und erhielt ſo die Stadt, die er behielt, bis Rudolf zum römiſchen König gewählt wurde. Da aber unterdeß der Graf Rudolf den Biſchof wieder ungebührlich beläſtigte, lud ihn der Biſchof zu ſich und ſagte: „Vetter, höre auf mich zu quälen und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben.“ Der Graf war willig und hielt dieſes Jahr Ruhe. Im folgenden Jahr fing der Graf zum zweiten Mal an den Biſchof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark, damit er ihn nicht mehr quälen ſollte, und wieder gab ihm dieſer eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahr forderte der Graf Rudolf von dem Biſchof 200 Mark, weil er ſie brauche, denn er ſei in viele Schulden verſtrickt. Da ſagte der Biſchof: „Ich ſchäme mich ferner zinspflichtig zu ſein, mit 200 Mark will ich mich ſo umſchanzen, daß ich keine Gewalt fürchte.“ Darauf fing Graf Rudolf an ſeinen Vetter, den Biſchof von Baſel, nach Kräften zu befehden. Der Biſchof aber und die Bürger von Baſel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verſchanzt war durch Graben und Bruſtwehr, und verwüſteten alles was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schweſterſöhne des Herrn Biſchofs, und bedrängte ſie hart, der Biſchof dagegen zerſtörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Veſte Bertenberg, die neu erbaut und ſchön vollendet war. Darauf nahm der Biſchof die Veſte Rheinfelden, welche unüberwindlich ſchien, mit Gewalt ein und zog ſie an ſich. Da Graf Rudolf ſah, daß er mit Gewalt dem Biſchof Heinrich nicht widerſtehen konnte, ſo gab und verhieß er Geſchenke den Rittern

und Bürgern des Biſchofs. Die Ritter des Biſchofs waren dem Grafen insgeheim günſtig und achteten den Biſchof nicht. Da der Biſchof das merkte, traute er ſich nicht mit ſeinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, ſo ging er unbeſorgt ſeine Wege.

[*) Unterdeß verſammelten ſich auf Befehl des Papſtes die Fürſten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römiſchen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verſchiedene Handlungen und Verſammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und ſie brachten einander in das Gedächtniß alle Edlen in allen Kreiſen deutſchen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß ſie unter ſich nicht einig werden konnten, mahnte er ſie, daß alle übereinkämen einhellig den Herrn Rudolf Grafen von Habsburg zum römiſchen König zu wählen, der von Alters her bewährt ſei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtſchaffenheit. Sobald die Fürſten, welche gegenwärtig waren, ſeinen Namen hörten, ſtimmten ſie mit geneigtem Sinne überein und wählten dieſen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar König von Böhmen nicht, der war nicht zugegen und wollte auch ſeine Stimme nicht geben zu dieſer Wahl. Eiligſt ſendeten die Fürſten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Beſtätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte ſich alſo auf, kam in den oberen Elſaß und fand den Herrn Rudolf vor Baſel bei der Belagerung dieſer Stadt. Der Burggraf ſprach:] „Die Wahlfürſten thun euch kund: wenn ihr eure Töchter dieſen und dieſen Herren vermählen wollt, ſo werden ſie euch zum König der Römer wählen.“ Dieſer antwortete: „Dies und alles andere werde ich erfüllen.“ Da zeigte der Bote allen die Wahl und den

*) Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritſche Cloſener.

Bestätigungsbrief. Als der König diese sah, sagte er allen seinen Leuten: „Haltet Friede mit allen und laßt alle Gefangenen frei.“ Als die Herren dies hörten und sahen, riefen sie: Es lebe der König! und erwiesen ihm königliche Ehre. —

[Als die Mär nach Basel kam, erschrak der Bischof Heinrich so sehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf starb, und er sagte zu denen, die bei ihm waren: „Niemand ist ärger, als der Arme, wenn er erhöht wird,“ und er murmelte, wandte sich hin und her und sprach: „Wenn einem lebenden Menschen möglich wäre auf Gottes Stuhl zu kommen, so würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden.“]

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutschlands gekrönt wurde, erschien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz gestaltet, die später in blutroth sich umwandelte. Als dies die Fürsten dem Herrn König meldeten, sagte er: „Wenn der Herr mir Leben und Glück bescheert, so will ich über's Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jesus Christus weihen.“

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte seine Mutter einen Traum, daß sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieser war ein schöner Jüngling von brauner Farbe, mittler Größe, breiter Brust, stattlichem Antlitz, tapfer, weise, an Beredtsamkeit übertraf er die Weisen und Philosophen. Diesem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich seinen Vater das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hülfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen und sie be-

lagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem Vater. Darnach vermehrten sich in Böhmen die Deutschen, durch diese erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König gestorben war, bemächtigte sich sein Sohn Ottokar (II.) des Königreiches, er verjagte die Deutschen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, vielen wurde er Feind und treue Diener hatte er wenige. Als seine Frau ohne Kinder starb, erhielt er vom Papst Dispens eine Nonne aus dem Kloster der Predigermönche in Trier zu heirathen, die Schwester Margaretha, welche einst Königin von Deutschland gewesen war*). Wenige Jahre darauf erwarb er durch sie Oestreich**). Da er von dieser keine Kinder hatte, so forderte er von den Bischöfen Erlaubniß eine andere zu heirathen. Diese antworteten: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte sie wie eine Wittwe und starb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch seine Frauen hatte er viel Land erworben, und wie die Leute sagten, hatte er Thürme von Gold und Silber gesammelt und fast alle seine Feinde besiegt.

Als aber die Edlen, welche unter Herrschaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des Königs Rudolf hörten, freuten sie sich sehr, weil sie hofften von der Herrschaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie sandten Briefe und Boten zum römischen König und baten demüthig, daß er in ihr Land komme, weil sie das Reichsgebiet, welches

*) Es war die Wittwe des Hohenstaufen Heinrich VII., des Sohnes von Kaiser Friedrich II. Die Heirath fand vor Ottokar's Thronbesteigung statt.

**) Er hatte Oestreich schon 1251 gewonnen.

der Böhmenkönig durch Gewalt beſaß, ſeiner Herrſchaft unterwerfen wollten. — Denn der König von Böhmen beſaß Baierland, Kärnthen, Krain, Steier viele Jahre in ſicherem Beſitz. — Jetzt erſchrak er und verſammelte einen Rath ſeiner Fürſten und ſagte: „Schwört mir Treue.“ Da ſchworen alle. Auch die Bürger aller Städte ſchworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiſeln. — Und der König von Böhmen forſchte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und anderen, die er für kundig hielt, nach der Art dieſes Königs. Da ſagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: „Herr König, wenn ihr mir es verſtattet und nicht zürnt, ſo will ich euch die Art ſeines Landes und ſeine Art berichten.“ Darauf ſprach der König von Böhmen: „Sprich frei, und ich werde dir deßhalb nicht feind ſein.“ Da ſagte der Bruder Rüdiger: „Herr König, Graf Rudolf von Habsburg iſt mager, lang, hat eine große Adlernaſe, iſt enthaltſam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun Kinder*), ward von Jugend auf in große Dürftigkeit geſtellt, iſt den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er ſiegt mehr durch klugen Rath als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück geſtärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man ſagt, und läßt die Seinen keines begehen, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria.“ Da ſprach der König von Böhmen: „Gutes und Uebles haſt du von dieſem Grafen geſagt, aber mehr als alles andere müſſen ſeine Feinde fürchten, daß er Glück hat.“

Als König Rudolf die Botſchaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen ſtracks zu Hülfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlaſſen. Da er aber in eigener Perſon

*) Das zehnte wurde unter der Königskrone geboren.

nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige derselben selbst nach dem Elsaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufschieben in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen, und sie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb selbst alle Ritter, welche er werben konnte, und befahl den Seinen allen in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reisen müsse. Viele versprachen ihm Geld, aber sie konnten es nicht aufbringen.

Der König Rudolf fuhr aus seinem Land mit wenigen, aber von Tag zu Tag warb er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, sagte zu ihm der Herr von Klingen: „Herr, wer ist der Hüter eures Schatzes?" Da antwortete ihm der König: „Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in schlechter Münze." Da sagte ihm der Herr von Klingen: „Wie wollt ihr dann für euer Heer sorgen?" Da antwortete ihm der König: „Der Herr hat immer für mich gesorgt, er kann auch auf dieser Fahrt für mich sorgen." Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängniß*). —

Der römische König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte sie so stark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand sicher ein- und ausgehen konnte ohne seinen Willen. Die Wiener aber in der Gefahr wußten nicht was sie thun sollten, endlich hielten sie einen Rath, vertrugen sich mit dem römischen König und ehrten ihn mit großen und schönen Geschenken. Da aber der Böhmenkönig sah, daß er dem römischen König nicht widerstehen konnte, demüthigte er sich und übergab sich seiner Gnade. Die Fürsten aber versöhnten die Könige unter diesen Bedingungen: der Böhmenkönig sollte seine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheirathen,

*) Es ist ein Bettelmönch, welcher hier zum Leser spricht, ihm wird die fröhliche Armuth des Königs zu einem poetischen Refrain.

ſein Königreich, wie es recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Roſſen zum Heer des Königs führen, wenn dieſer wollte.

Der König von Böhmen bereitete ſich ſogleich mit vielen Rittern und Roſſen, geſchmückt mit goldenem Gewand und Edelſteinen, das Königreich Böhmen vom römiſchen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des Königs Rudolf merkten, berichteten ſie es freudig dem Könige und ſprachen: „Herr, rüſtet euch mit köſtlichem Gewande, wie einem König ziemt.“ Da ſprach der König: „Der Böhmenkönig hat mein graues Kleid oft verſpottet, jetzt aber ſoll mein graues Kleid ihn verſpotten.“ Darauf ſagte er ſeinem Schreiber: „Gieb mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armuth lache.“ Als der Böhmenkönig herankam, ſagte der römiſche König ſeinen Rittern: „Wappnet euch, rüſtet eure Roſſe und macht euch ſo ſchön ihr könnt, wie zum Kampf, dann ſtellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt, zeiget den Ruhm deutſcher Waffen dieſen Barbarenvölkern.“ Die Ritter thaten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht, fiel dem römiſchen König zu Füßen und bettelte demüthig von ihm die Verleihung ſeines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig ſein Königreich und die Königrechte, und rühmte ihn vor allen Umſtehenden als ſeinen lieben Freund. Als der römiſche König das that, trug er ein graues Wamms, ſah gemein und demüthig aus und ſaß auf einem Dreibein.

Nach wenigen Wochen reute den Böhmenkönig, daß er ſich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er ſah, daß König Rudolf zwar vieles Gut gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängniß war. Darum und wegen anderem machte er ſeine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des Königs Rudolf zur Ehe verſprochen, und weihete ſie feierlich in ein Frauenkloſter vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch sah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rath und Gewalt zu besiegen war, so wollte er ihn durch Bestechung besiegen. Und er sandte einigen Rittern in Oestreich vieles Geld, damit sie im Kampfe den König verließen oder wo möglich durch ihren Rath hinderten. Er versprach auch sechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebend, oder verwundet, oder todt brächten. Er sandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß sie ihn selbst nicht angreifen oder doch nur schwach beunruhigen sollten. Dies erwies später der Ausgang. Er sandte auch und versprach den Herren Bischöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit sie dem König Rudolf nicht zu Hülfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das thaten auch einige nach ihren Kräften, und sie hätten es ärger gethan, wenn es der König in etwas versehen hätte. Deßhalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hülfe.

Als dies der römische König vernahm, befahl er seinen Fürsten, als dem Ungarkönig, dem Sachsenherzog, dem Baierherzog, vielen Rittern, dem Bischof von Basel, seinem Sohn, dem Landgrafen von Elsaß, mehren Bischöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüstung, die sie aufbringen könnten, zu Hülfe zu kommen. Er sagte aber: „Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da seid, kann mir der größte Schaden geschehen.“ Der Ungarkönig hörte günstig auf den König Rudolf und kam mit 14,000 gerüsteten Männern nach Wien. Aus Oestreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Rossen gesammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf sie alle verließ sich der König nicht und traute nicht mit ihnen den Böhmenkönig zu bestehen. Er hoffte nämlich, daß sein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur gesetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römische König unmäßig betrübt, denn er war verlassen und ermangelte

des Raths und der Hülfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und sprachen: „Herr, die Euren haben euch verlassen und ihr habt keine Mannen, mit denen ihr dem Böhmenkönig widerstehen könnt. Wir bitten euch, wir wollen uns selbst einen Herrn wählen, damit wir nicht mit eurem Gesinde umkommen.“ Da bat der König sie flehentlich und sagte: „Harret nur noch kurze Zeit, damit wir sehen, was sich thun läßt.“ Darauf ließ er die Burg sorglich bewachen und befahl seinen Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgend einem Anlaß trotzig oder verächtlich antworte, „denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehen.“

Da König Rudolf so in Gefahr stand, sammelten der Herr Heinrich Bischof von Basel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiser und vorsichtiger Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elsaß, genannt von Hattstadt, einen Haufen von 200 wohlgerüsteten Rittern mit verdeckten Pferden. Diese beiden vereinigten sich in Basel, zogen zusammen nach Schwaben, dort gesellte sich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Rossen zu ihnen und sie fuhren zusammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten diese Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehre Tage ihren schweren Harnisch nicht aus. Da sie nach Wien zum deutschen König kamen, hatte dieser große Freude. Da frug der König: „Weshalb ist mein Sohn nicht in eurer Gesellschaft gekommen?“ Da antworteten sie ihm: „Euer Sohn rüstet sich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfürt und der Graf von Mömpelgard und die andern sind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt.“ Insgeheim aber meldeten sie dem König das Gegentheil von allem und sagten: „Herr König, nicht euer Sohn und nicht ein anderer eurer Freunde kann euch alsbald in euren Nöthen zu Hülfe eilen, erwägt also, was ihr thut.“ Da antwortete er ihnen und sprach: „Ich will, daß ihr einen Tag rastet und darauf in die Schlacht zieht, mir ist Genüge, daß ich euch habe mein Haupt

zu beschirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieser Würde auserwählt und wunderbar in ihr gestärkt hat, ich hoffe, er wird in seiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen." Dies sagte er und sie meldeten seine Worte den Ihren: „Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müssen tapfer mit dem Gesinde des Königs von Böhmen kämpfen." Da liefen alle Knechte des Königs Rudolf zu den Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten sich gläubig zur Communion. Denn Todesgefahr schien über allen zu schweben. Das ganze Heer des Königs Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutschland stand in größter Sorge um sich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges sicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum sprach er: „Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überschritten hat, dem will ich gern 20 Mark spenden."

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Bischofs von Basel und des Herrn Konrad Wernher von Hattstadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit seinem Heere aus Wien, um mit dem König von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit seinem Heere nahe zur Stadt Wien gekommen. Der Böhmenkönig hatte sein Heer in mehre Schaaren, nämlich in drei, getheilt, denn er hatte viele tausend kumanisches Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verschiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verdeckten Rossen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf theilte sein Heer ähnlich in drei Theile. Er hatte den König von Ungarn mit 15,000 Ungarn. Dieser König war ein Jüngling von achtzehn Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Bischof von Basel saß auf einem verdeckten Rosse, mit schönen Waffen angethan, und wäre sehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der

Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König Rudolf hätte gern gesehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zusammengeschlagen hätten, aber sie wollten diese nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schaar und diese stellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war stärker und zwang sie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken sah, führte er seine dritte Schaar, 300 Ritter mit verdeckten Rossen, auf die er sich zumeist verließ, gegen den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn, als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen sich ziehen sah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchstach viele, dreißig Ritter, seine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und seiner Waffen beraubt. Und der König wurde so entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: „Das ist der König, der meinen Bruder schändlich getötet hat, er büßt die That.“ Er zog sein Schwert und schlug dem König in's Antlitz eine schwere Wunde. Ein anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, welcher den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte sehr und hätte ihn gern vertheidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen seine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und stach nach dem König, aber da er ihn nicht bewältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da stürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden gestreckt ohne jede Hülfe, und legte seinen Schild auf sich, damit er nicht unter den Rosseshufen schmählich umkam. Nachdem die Rosse vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, so gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: „Rüstet mir schnell ein Roß.“ Dies geschah, er stieg sogleich auf und rief stark die Seinen zur Hülfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit diesen brach der König von der Seite in das Heer

des Böhmenkönigs und theilte es in zwei Theile und bedrängte ſtark den hinteren Theil. Der vordere Theil des böhmiſchen Heeres aber ſchrie: „Sie fliehen, ſie fliehen!“ und wollte das Heer des Königs Rudolf täuſchen. Aber je mehr ſie ſchrien, deſto mehr ſtachen die Deutſchen in ſie. König Rudolf aber jagte den hinteren Theil des Heeres in die Flucht. Da ſie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, ſie nahmen gefangen, ſchlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in dieſem Treffen 14,000 Menſchen geblieben ſind.“

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elſaß von ihrem königlichen Landsmann, ſtolz auf ihre deutſche Art und auf die Kriegsthaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Stammes heraufgewachſen; Rudolf ſtammte vom linken Rheinufer, und die bedeutſamſte That ſeines Lebens war, daß er ſeine Hausmacht vom deutſchen Weſten in den Oſten an die böhmiſche und ungariſche Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmiſchen Winterkönig beſtimmen die Intereſſen von Oeſtreich und Böhmen die Geſchicke Deutſchlands.

Es war nicht ſein Haus allein, welches aus den Grenzländern Frankreichs nach Oſten herüberſprang, denſelben Weg und dieſelben Mittel der Herrſchaft ſuchte nach ihm das Grafengeſchlecht der Luxemburger. Rudolfs Nachkommen wußten dies neuere Königsgeſchlecht durch Heirath und Erbſchaft in ſich aufzunehmen.

Der Fritz Hohenzollern von Nürnberg war es, welcher die Erhebung des Hauſes Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaiſergeſchlecht der Habsburger die Kraft verlor, ſein altes Geburtsland, den Elſaß, vor dem Einbruch der Franzoſen zu retten, da war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich,

der dieſe Schmach Deutſchlands am tiefſten empfand. Seitdem ging allmälig die Leitung der höchſten Intereſſen Deutſchlands von der Oſtmark an der Donau über auf die andere Oſtmark an der Oder, in welcher die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürſten die neue Geſchichte Deutſchlands.

4.

Auf den Straßen einer Stadt

(nach 1300).

Zwischen dem Jahrhundert der Hohenstaufen und dem Jahrhundert des ersten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinsicht weniger bekannt ist als die große Zeit vorher. Alles scheint in Auflösung, überall Krieg, Fehde, Zerstörung, und doch wachsen in dieser Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derselben gedeiht reichlicher und kunstvoller; hart ist der Egoismus, arm an Zucht und guter Sitte scheint das Leben, und doch weiht dieselbe Zeit fast jedes menschliche Verhältniß durch feste Ordnungen und sinnvollen Brauch, und frommer Tiefsinn ist geschäftig dem Glauben und Gewissen der Menschen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Ueberall Zersetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigsten politischen Bildungen, die Germanisirung weiter Landschaften, das Ordensland Preußen, die Hansa. Das Reich war nie machtloser und doch hat es nie eine Periode gegeben, wo die Herrschaft der Deutschen sich so weit über die alten Grenzen nach Norden und Osten ausbreitete.

Noch auffallender werden diese Gegensätze, wenn wir die Menschen nahe betrachten, welche sich in dieser Zeit tummeln. Keine Periode ist so arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wir-

kungen der tüchtigsten Menschenkraft. In keiner Zeit, seit das deutsche Volk die Erbschaft des Alterthums übernommen hat, treten die Individuen so sehr zurück, es ist auch nicht mehr wie in der Urzeit, gemeinsames Bedürfniß und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise getheilt, deren Interessen oft feindlich gegen einander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die Einzelnen, nicht das ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der Einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es sind auch andere Schichten des Volkes, welche das neue Leben darstellen. Fürsten, Adel und Ritter haben aufgehört eine freie und edle Bildung zu haben, Bischöfe, Stiftsgeistliche und alte Mönchsorden sind reich und bequem geworden, ja in wüstes Schwelgen, in Rohheit und Unwissenheit zurückgefallen. Es sind jetzt Tausende von Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche die besten Interessen des Volkes vertreten, indem sie für sich selbst sorgen.

Die Morgensonne, welche seit Karl dem Großen über dem deutschen Volke steht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufsteigenden Tages fällt in die dämmrigen Thäler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutschen Lande, überall rührt sich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge sind viele Einzelheiten schwer erkennbar.

Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüth, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vortheil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß scheint eines Theils der Poesie entkleidet, welche der Deutsche sich so leicht um seine Freuden spinnt. Es ist ein Geschlecht arm an Illusionen und

arm an ſchöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerſtörbar, von großartiger Willenskraft.

Aermlicher iſt der ſchriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken, als in früherer Zeit. Ein Mann der Geſchäfte, welcher anderen gebietet, ergreift nur ſelten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten, oder was ihnen ſonſt als ungewöhnlich auffiel, aber ſie haben nicht das Bedürfniß aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigſten die Ereigniſſe ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung ſtädtiſcher Intereſſen. Längere Zeiträume, große Landſchaften, gewaltige Thaten fanden unter den Zeitgenoſſen keinen erträglichen Geſchichtſchreiber, die norddeutſchen Kaufleute und deutſchen Kreuzritter haben die großartigſten Erfolge durch ſehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und ſpätere Menſchen zu bringen, hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegentheil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des Einzelnen zeigt dieſelbe Armuth. Dieſe ganze Zeit hat in Deutſchland keinen ſtarken Dichter hervorgebracht, nur wenige, welche ſo viel Originalität haben, wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urtheil über die Welt gegen das Treiben der andern zu ſetzen; faſt nur in Schwänken und kleinen Geſchichten erreicht die geſtaltende Kraft wirkſame Darſtellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutſcher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch faſt ſämmtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und geſungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutſcher Menſchen nicht verleugnen, auch der Sänger iſt einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgerſohn oder Handwerksgeſell, das ſagt er wohl ſelbſt in dem letzten Vers und freut ſich, daß es ihm mit dem Liede ſo wohl gelungen iſt.

Wo der Mann ſich dem Behagen der Stunde hingiebt, liebt er derben und maſſenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung iſt eine grobe Laune getreten, Neigung zu Poſſen und Eulenſpiegeleien; ſogar in das Ritual des Glaubens dringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernſter und harter Arbeit ſucht der Deutſche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutſchen Weſens iſt in dieſer Zeit maſſiver Menſchenverſtand und praktiſche Klugheit.

Ueberall, in Kampf und Arbeit, in Poeſie und Genuß gilt der Einzelne an ſich wenig, alles ſeine freie Bruderſchaft, die ſich gegen andere abſcheidet und bei jeder Macht der Erde Begünſtigung ſucht gegen die andern. Unter ſeinen Geſellen reitet und hämmert, ſingt und zecht der Mann, und einer ſieht vielen andern ähnlich.

In dieſer Periode ſind die Städte Bewahrer der beſten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, faſt jeder Fortſchritt wird durch ſie geſchaffen oder doch gefeſtigt.

Unter den Sachſen- und Frankenkaiſern hatte der König ſeine Reichsſtadt, der Biſchof oder Herzog ſeine Landſtadt unter den Schutz einer Burg geſtellt, ſein Graf oder Dienſtmann führte die Stadtreiſigen, erhob Thorzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, ſein Schultheiß oder Vogt ſaß den Schöppen der Stadt vor, welche das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt ſtanden obenan die reiſigen Burgmannen und freien Kaufleute, ſie zumeiſt bildeten den Reitertrupp der Gemeinde und waren Beiſitzer des Schöppengerichts, neben ihnen ſiedelte die Maſſe der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, urſprünglich ſelten Freie, ſondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 ſämmtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geſchäftig ihren geldbedürftigen Herren Beſitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und

Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt ging auf die reisigen Dienstmannen und Kaufleute über, welche sich zu einer regierenden Aristokratie verbunden hatten. Die reisigen Burgmannen, welche gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein festes Haus zu Lehn besaßen, suchten wie ihre Genossen auf dem Lande den Ritterschild, sie waren die Vornehmen in jeder ansehnlichen Stadt, außer wo sie durch Bürgerzwist ausgetrieben waren, wie eine Zeitlang in Cöln, oder wo sie sich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch bestand in vielen Städten ein verfassungsmäßiger Unterschied zwischen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelschaft trieb, durfte nach Lübischem Recht nicht Mitglied des Rathes werden, und Spuren ähnlicher Zurücksetzung des Kaufmanns finden sich in anderen alten Stadtrechten.

Dafür gab es nach Auffassung jener Zeit einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte seinem Beruf nur in des Königs Frieden nachgehen, er bedurfte den Schutz anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit seinen Wagen und Knechten auf der Reichsstraße dahinfuhr, sollte er sein Schwert nicht an der Seite tragen, sondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt seine Waaren feil, so fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anschauung durch sich selbst in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, dessen Heimwesen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimathlose Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verschlechterte sein Ansehn.

Aber der reisende Kaufmann war auch in seiner Heimath nicht wohl geeignet im Rath zu sitzen, denn er war einen großen Theil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erschien nicht seßhaft und bürgerlich, daß er umherschweifte und in der Fremde seine Baarschaft mehrte,

und man behauptete, daß ihm bei der häufigen Abwesenheit nicht immer die Ordnung seines Hauses gedieh, kam er von weiter Fahrt zurück, so fand er wohl unerwartet einen neuen Inlieger in der Wiege seines Hauses, oder die gestorben, für deren Zukunft er Gut erworben.

Aber derselbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürsten und Bischöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten der fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und unsicherem Rechtsschutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerschrocken. Er wußte in der Fremde mit jedermann zu verkehren, mit dem König und dem wilden Reiter in einsamer Herberge; überlegen wußte er seinen Vortheil zu verfolgen, mit spähem Auge und unabläſſiger Selbstbeherrschung. Und er brachte heim, was einen Zauber ausübte, wie ihn unsere geldreichere Zeit gar nicht begreift. Die Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren Sehnsucht und Poesie von jedermann, durch ihn kam alles Seltene und ganz Unerhörtes in die Landschaft, er besaß das Geld, womit man die Höchsten der Erde gewinnen konnte, den Papst, daß er Nonnen verheirathete, den Kaiser, daß er ganze Haufen Unedler zu Rittern machte und Pathe stand bei den Kindern eines Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunst edler Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufmann verlieh und verschenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn nur brauchte, kaufte Häuser und Güter und machte einen großen Theil der Bürger abhängig von seinem Wohlstand und seinem Geschäft. Seine Erfahrung und seine Geldmittel waren der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder zu machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran setzte seine Geschäfte zu fördern.

Es war also natürlich, daß er mit dem übrigen aristokratischen Theil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch die Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieben Kaufmannschaft. Der eine Sohn trug den Schild und

beſaß Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straße, wer nicht ſelbſt reiſen wollte, legte einen Theil ſeines Vermögens in Genoſſenſchaft zum Handel an, oder er ließ ſeine Söhne, Vettern, Diener reiſen und ſaß als großer Herr im Rath.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterſchied zwiſchen den Familien der großen Geſchlechter das vierzehnte Jahrhundert.

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute ſind eng verſchwägert, ihre Blutsfreunde ſind in anderen Städten mächtig, ſie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, ſind einflußreiche Diplomaten am Kaiſerhofe. Auch geſellig ſchließen ſie ſich gegen die übrige Bürgerſchaft ab. Die Kaufleute haben ihre beſondere Innung und ein Heiligthum — ſchon um das Jahr 1000 iſt in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute —, ihre Söhne behaupten Stellen in den geiſtlichen Stiften der Stadt, ſie leben ſtolz, reichlich, gaſtfrei in ihren Trinkſtuben und Höfen. Durch ſie werden die großen Bündniſſe der fränkiſchen, ſchwäbiſchen, rheiniſchen Städte, der Hanſa möglich, ſie bilden ſeit 1300 die Geldmacht Deutſchlands.

Neben den Geſchlechtern ſtand die regierte Bürgerſchaft, gegliedert in Innungen, in dieſen die Männer des beſitzenden Mittelſtandes als die Herren. Die Innungen waren Genoſſenſchaften derer, welche ähnliche Erwerbsintereſſen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch ſie hatten gemeinſamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenſeits zu fördern, und eine Kaſſe zur Unterſtützung für Kranke und Hülfloſe und zu ehrlichem Begräbniß.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigſtens drei Jahr als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem andern, der das Handwerk ſelbſtändig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Geſellen Brauch und Geſetz. Es war ſicher uralt, wir finden es aber erſt ſeit dem dreizehnten Jahrhundert erwähnt.

Einſt hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herrn geſeſſen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehre Meiſter geſetzt worden; ſeit die Handwerker perſönliche Freiheit und ſelbſtändige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meiſten Handwerken Meiſter allmälig ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorſteher, ſondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in ſelbſtändigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genoſſenſchaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meiſter länger ehrende Bezeichnung des oberſten Vorſtehers, der um 1300 wohl einer aus den Geſchlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung ſeines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung beſtand aus Männern deſſelben Handwerks, oft waren mehre zu einer Brüderſchaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten ſich die Innungen zuerſt durchzuſetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderſchaft werden mußte, demnächſt, daß die Aufnahme in der Brüderſchaft abhängig wurde von den Vorſchriften, welche ſie für Lehre und Ausübung des Handwerks geſetzt hatten.

Dieſelben Genoſſenſchaften hatten ſeit früher Zeit auch eine militäriſche Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet unter dem Banner ſeiner Innung Kriegsdienſt zu leiſten, die Knechte, wie es ſcheint, in leichterer Rüſtung. Die Bürger auch darin im Gegenſatz zu den Geſchlechtern, daß ſie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieſer Innungen war nach deutſcher Weiſe eine Schwurgenoſſenſchaft, deren Mitglieder gelobt hatten, „Liebe und Leid“ mit einander zu tragen, ſie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meiſter waren die Genoſſen ſeiner

Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbniß verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Selbstgefühl des Wohlstandes und physischer Ueberlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rath, oder der Rath, dessen Mitglieder jährlich wenigstens theilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämmtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Theilnahme der Handwerksmeister am Rath, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patricischen Reaction. Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Theilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Haupttheil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Uebergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichthum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieser Umstand verdarb dem Geschlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahrhunderte die

Verbindung mit neu angesammeltem Kapital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in diesen und den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnißmäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieser Wechsel wird auffälliger, da die Ehen der Geschlechter, früh geschlossen, bei verhältnißmäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erstaunlichen Kinderreichthum zeigen. Es war wohl ein seltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, sein Sohn 15 Kinder, und wieder dessen Sohn 18 Kinder, welche den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich stark; und es sieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der Einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Ueberfluß an Menschen hervorbrachte, welche zu vielen Tausenden über die Elbe und Oder und thalab der Donau ziehen konnten und die ungeheuren Verluste einer Pest in den Jahren 1349 und 1350 ergänzten.

Auf einer fast unabsehbaren Verschiedenheit der localen Verhältnisse regt sich die gestaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, in keiner ist Recht, Entwicklung, Schicksal den Nachbarstädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, hat eigenthümlichen Antheil an der großen Entfaltung der Production in den nächsten Jahrhunderten, und zeigt dem Beschauer einen originellen Charakter. Zuweilen gliedert sich das Leben einer Landschaft durch zwei Hauptstädte, in Schwaben sind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, welche als Reichsstädte das ältere Bamberg überwachsen, in Baiern das herzogliche München und das freie Regensburg, um 1300 neben Erfurt wohl die größte Stadt Deutschlands, die Mittelpunkte der Landschaften. Dann

die beiden Endpunkte des Elsaß: Basel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Köln, daneben die alte Kaiserstadt Aachen, unter allen Reichsstädten am meisten durch kaiserliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, im Gebiet der Saale Halle und Leipzig, an der Nordsee Hamburg und Bremen, an der Ostsee aber die jüngste der Hansaschwestern, welche alle an Macht und Ruhm überwuchs, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem östlichen Deutschland, das fremdem Volksthum abgerungen war oder jetzt colonisirt wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vielthürmige Prag, welches durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptstadt Deutschlands gelten konnte, und noch weiter im Osten der neue Markt Breslau, erst vor kurzem nach deutschem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorposten deutscher Kultur.

Bei großen Verschiedenheiten ist aber doch sehr auffallend, wie viel Gemeinsames diese Städte in Aussehen und Wandlungen haben. Nicht nur in den Ordnungen, welche eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, welche ihre Verfassung und Production erfährt, steht das Gleichartige für uns obenan. Deßhalb wird hier der Versuch gemacht, das Tagesleben einer ansehnlichen Stadt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in kurzem Bilde zu schildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet: uns, den späten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, welcher vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verstehen.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Haide umgeben. Aus der Haide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde ab-

zuhalten. Ueber die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Wartthürme, ſchmuckloſe Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Thür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt ſich die Stadt, die Morgenſonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem rieſigen Holzgerüſt des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Thürmen der Stadt. Sie ſtehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathhaus, auch zwiſchen den Häuſern, als Ueberreſte alter Befeſtigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Theile ſcheidet; dann hat die innere Mauer auch Thore, die bei Nacht zu großer Beläſtigung der Bürger noch geſchloſſen werden. Sehr groß iſt die Zahl der Mauerthürme und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwiſchen 60 und 70, kaum eine menſchenreiche Stadt weniger. — Dieſe Thürme, quadratiſch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, ſind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit zinnernen Knäufen verſehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker ſpringen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, ſie ſind zum Theil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geſchmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buſchreiter, welcher von ſeinem Klepper auf den ungeheuren Steinkaſten ſchaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tauſend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer ſeinem Wunſche vorenthält. Aber zwiſchen ihm und der Stadt ſteht auf einer Anhöhe der Rabenſtein, und ſchwarze Vögel fliegen dort um formloſe Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Aecker, Weiden und Gemüſegärten. Noch außerhalb der Mauern ſind Menſchenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus,

Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Thürme, damit die Stadt in einer Nothzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Thürmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Crucifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Thore, um das Außenthor steht ein festes Werk, ein dicker Thurm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rath Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Aeckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathhaus gehört, unweit der Stadtmauern stehen Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Ueberfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs,

von dem kleinen Platz am Binnenthor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafheerde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte säen sogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahr 1368 mehre hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen und der Rath hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rathe die Borstenthiere und ihr Schmuz, denn die Schweine fahren durch die Hausthüren in die Häuser und suchen auf dem Wege ihre unsaubere Nahrung, der Rath verbietet zuweilen Schweineställe an der Straße zu bauen — so 1421 in Frankfurt —, auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Anstandsgefühl unserer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete, diese „Profeten“ wurden ebenfalls bei besonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war

man so weit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung beim Convent zu fehlen, wenn der Straßenschmuz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause thun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Rathsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg, der Meister, welcher sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hülfe eines kunstreichen Mönches durch Visirruthe und unendliche Arbeit eine Wasserader wohl zwei Stunden weit über Thäler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deßhalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet, und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweiſe ſind die Straßen der Stadt, ſie ziehen ſich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuſer ſind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt — im Jahr 1362 ließ der Rath in Frankfurt bei ſeinen Bauten ſelbſt noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Breter- und Strohdächer verboten —, die Häuſer ſtehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwiſchen ihnen ſind Schlupfe, in denen das Regenwaſſer herabgeleitet wird, die Eingänge ſind häufig mit einer Halbthür verſehen, über der Thür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauſes, oft wird der Beſitzer nach ſeinem Hausbilde genannt. Die Häuſerlinie läuft nicht glatt und ſenkrecht, ein Oberſtock oder zwei — die Gadem — ſpringen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den erſten, und darin ſind wieder Erker und Söller. Dieſe Ueberhänge, Ausſchüſſe und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hauſe anders, verengen das Licht und nähern die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuſer. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite beſtimmt. An dem Erdgeſchoß der Häuſer aber ſind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen ſich auf die Straße und die Kellerhälſe ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieſer Zeit den Rath, und er befiehlt vielleicht ſie ſämmtlich auf einmal abzubrechen. Zwiſchen den kleineren Häuſern ſtehen einzelne größere Steinbauten im Beſitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, ſie ſind aber, auch in den größeren Reichsſtädten, ſelten, ihre feuerfeſten Gewölbe und der Steinzierrath ihrer Front ſind Stolz der Beſitzer. In den Städten der Niederſachſen, der Thüringer und Franken iſt alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler geſtützt wird; dann entſteht zwiſchen dem eingerückten Unterſtock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptſtraßen und am Markte geſchützten Durchgang geſtatten. Iſt eine Stadt durch

große Feuersbrünste verwüstet worden, dann beschließt sie wohl, daß alle neuen Häuser aus Ziegeln erbaut werden — so Breslau schon im Jahr 1271 nach dem großen Brande, aber das ist eine Ausnahme und nicht auf die Länge durchzusetzen, auch in den stolzen Reichsstädten stehen auf den Hauptstraßen sehr schlechte und verfallene Häuser neben größeren Neubauten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des Einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Heerden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitzthürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Thürme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird theurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehre vornehme Stifter und mehre Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen wo möglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in

der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der deutsche Orden, auch den Benedictinern gehört ein Freihaus. Laienbrüder und Schwestern, welche in Klosterordnung leben, aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beguinen, sind in Häusern angesiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber sie stehen nicht in gutem Ruf, selbst nicht die Beguinen. Neben frommen Frauen, welche Wolle spinnen und fasten, und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben sich andere auf den Gassen umher, laufen in die Mönchsklöster und halten verstohlene Zusammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtschulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domschulen, von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rath. Er lehrt seine Schüler Lateinisch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweise die vier Wissenschaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden, darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste thun, sie sind weit umhergekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Uebles nach, sie sind mit allen Geheimnissen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhause wohl bekannt und in jedem Schelmenstreiche wohl erfahren, aber sie sind nicht nur frech und verschlagen, auch lustig und als witzige Possenreißer oft die gelehrteste Unterhaltung der geistlichen Herren. Denn die Wahrheit zu sagen, in diesem Jahrhundert steht die gesammte Geistlichkeit, die Orden und was irgend Cleriker heißt, in sehr schlechtem Ruf, als profan und frech und mit allen ungeistlichen Neigungen übermäßig behaftet, und

je vornehmer um ſo ärger. Der Stadtrath hat bittere Beſchwerden über Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen ſie geſammelt. Die wenigen Gottſeligen unter ihnen aber werden von den Laien ſehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten Seelen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein ſchönes Rathhaus, zierlich und ſchmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feſte der Stadt und anſehnlicher Bürger. Aber zwiſchen Dom und Rathhaus verhält ſich eine kunſtloſe Waſſerpfütze mit ſchwimmenden Enten, und daneben ſteht der deutſche Dorfbaum, die alte Linde; ſie iſt dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo ſeine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen ſangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge ſitzen und im Winter die Krähen. Ländlich ſind auch die Umfriedungen der Stadt, ſogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadttheil liegen zwiſchen den Häuſern Gärten für Gemüſe, Obſt und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Roſe und Lilie, dort ſtehen auch Sommerhäuſer.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuſer tönen faſt den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton iſt dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er ſeinen Vorfahren gethan, unten ändert ſich unabläſſig der Menſchen Treiben, von der Höhe ruft immer dieſelbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen langſamen Schwingungen das Ohr erſchütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang ſeiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er ſtill und betet. Darum ehrte der Deutſche ſeine Glocken wie lebende Weſen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebſten die Namen Anna, Suſanna, und er war geneigt ihnen ein geheimnißvolles Leben anzudichten, denn ſie läuten noch in verſunkener Stadt tief unter der Erde oder im Waſſer, ja ſie ſteigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten seiner Glocken lauscht, wird ein neuer Gruß derselben, den sie gerade in diesem Jahrhundert lernen, der bedeutsamste von allen, so schnell alltäglich, daß nur selten ein Chronist seiner erwähnt. Die Thurmuhren werden allmälig eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Thürmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathhause haben den Verlauf der Stunden von 1 bis 24 gewiesen, in die nach römischem Brauch Tag und Nacht getheilt war. Im vierzehnten Jahrhundert war die Kunst der Thurmuhren bereits erfunden, sie scheint in Deutschland sich nur langsam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieser Zeit kaum, wenn sie zuerst in einer Stadt geschlagen. Aber seit dies Zifferblatt weist, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen sich bei Berichten über Erlebtes die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathhause ist die rothe Fahne ausgesteckt, so lange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an besonderen Plätzen feil halten dürfen. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbänken sind die Waaren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen. — Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte. Ueberall größere Kunst und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entstanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel- (Heftel-) macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für

die Frauen und parfümirten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, sie verstanden durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattirten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt, schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahr noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rath wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich getheilt, wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich, nicht überall, aber z. B. in Bremen: Corduaner, die anderen hießen schwarze Schuhmacher, sie hatten wieder die Altbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in besonderen Ständen bei ihrer Bastelarbeit.

Auch das Publikum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst und Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher seines Klosters eintrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen des Jahres nicht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geschrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war, der im Lande zuerst thönernes Geschirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den

Vogel des Königs verkauft habe. Und er ſah mit Erſtaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, welche in das Land gerufen waren, um den Stein zu ſprengen, auf dem eine feſte Raubburg ſtand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig ſteinreich werden müſſe, denn er hatte 60,000 deutſche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schachten trugen.

Daß die Handwerker ſich ſtolz in ihrer Kunſt fühlten, ſah man ſchon auf der Straße an den Häuſern, wo ihre Innungsſtuben waren. Denn ſie hatten, wie die Geſchlechter, ein ſchönes Wappen drangemalt. Das hatten ſie ſich ſelbſt geſetzt nach alter Ueberlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wilands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutſchen König verliehen worden, weil ſie ihm tapfer beigeſtanden; ſo ſahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn ſie wurde von zwei ſchreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Branken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiſer Karl IV. wegen ihres Löwenmuths zugetheilt worden.

Hundert Geräthe und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des vierzehnten Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausraths, die uns fremd geworden ſind und die wir erſt deuten müſſen. Und wer damals vom Lande kam, der ſtaunte über die Pracht und Fülle begehrenswerther Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Werthvollſte war auch damals in dunkelen Stuben und Gewölben der großen Kaufherrn, in eiſernen Truhen und hinter feſtem Verſchluß aufbewahrt. Und wer den Reichthum und Werth der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermeſſen wollte, der mußte die Waaren da ſuchen, wo ſie unſcheinbar in Hülle und Kaſten lagen, denn Schaufenſter gab es nicht; nur der Goldſchmied

ſtellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Feuſterrauten der Werkſtatt, vorſichtig und unter Aufſicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinſchlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadtthor iſt Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang paſſiren ſoll, wird von den Thorhütern ſorglich beſchaut wegen der Waaren und daß keine Argliſt eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waaren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Theil — frei eingeführt, auch einzelne Rohſtoffe, welche eine begünſtigte Innung für ihre Arbeiten bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt iſt unter einer Leinwanddecke verborgen, es iſt werthvolles Kaufmannsgut, eine ſchwere Ladung, denn viele Pferde waren nöthig, um die Wagen auf den ſchlechten Wegen fortzuſchaffen; bewaffnete Reiter des nächſten Landesherren haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigenthümer die Ankunft erwartet, er iſt mit ſeinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und ſeinen Knechten. Der Zug windet ſich mühſam durch die Straßen bis zu der Rathswage, wo die Waaren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es iſt gute Theilnahme in der Bürgerſchaft und am Rathhauſe bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünſcht. Denn obgleich dieſer Kaufherr ſeine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden chriſtlicher Menſchen ſo ſehr haßt als den Hochmuth ſeiner Geſchlechter, ſo iſt glückliches Einbringen einer werthvollen Ladung in die Stadtthore ein ebenſo freudiges Ereigniß, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rath hatte mehrmals Boten abgefertigt und Briefe darum geſchrieben, und die Bürgerſchaft dachte, daß geſichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes

Gut aber mit Gefahr jedes Einzelnen gerochen werden mußte. Es gab deßhalb in der Nähe der Rathswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeschickt dem Rath seine Ankunft zu melden, jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen — sie gilt der Stadt nicht für die beste, und der Wirth, ein reicher Mann, keineswegs für sicher, die Aufnahme in den Rath ist ihm versagt. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Raths würdig die Rathstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, diese Gastspenden! Sie sind von der Urväterzeit schönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Gesinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen schwer bei dem Betrage dieser endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vortheil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnen sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geistlicher und weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es nicht mit dem Weine abgethan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst eines großen Herrn zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser

erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken, die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem Stücke kostbaren Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das ganze Gefolge, je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angesehene Nachbarn in ihren Höfen irgend ein Familienfest feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geschlagen wurde oder ein Grafenkind heirathete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geschenkes, und der Rath sandte eine Summe Geld oder silbernes Geräth, um seine Achtung zu erweisen. In der Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, die der Stadt geleistet waren von Fremden und Einheimischen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt sein Botenbrot in Geld und Wein, sogar wer auf häufigen Reisen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rath seinen Sack aufthat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfrischung. Diese Geschenke waren der Stadtcasse die größte Last, sie ruinirten mehr als einmal die Finanzen, und gerade sie wurden von den Geschlechtern zu ihrem eigenen Vortheil unmäßig verwandt und machten die Bürgerschaft aufsässig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Lust. In manchen Herbergen war Essen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die Frauenhäuser, unter strenger Aufsicht des Rathes, welche zuweilen zu einer gemüthlichen Vorsorge wurde und fast wie Wohlwollen aussah. Dann waren zahlreiche Badestuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung, sonst ähnlich den modernen irischen Bädern. Aber sie standen nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur die entkleideten Badergesellen den Dienst versahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübsche Jungfräulein den Ankommenden

badeten und ſtrichen. Trat er aus dem Bade, ſo kam ein freundlicher Barbier und raſirte, dann legte ſich der Gaſt auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübſches Fräulein ein und kämmte und kräuſelte ihm die Haare*).

Auf der Straße aber zogen ſich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Geſellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch ſondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von ſeinem Knechte, ſah ſpöttiſch auf die Bürger, deren Geſichter ſich bei ſeinem Anblick finſter zuſammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgeſagt, hatte Bürger gefangen und in ſeinen Thurm gelegt, Bauern der Stadt erſchlagen und verſtümmelt, er war mit einzelnen Geſchlechtern der Stadt tötlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete um auf's neue nach Stadtgut zu jagen, und ſie achteten wohl auf den ſchnellen Blick, den er mit ſeinem Knechte austauſchte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam und als er vor dem Thurme ſtand, in dem er früher einmal verſtrickt geweſen war. Wohl noch ſorgenvoller als der Bürger ſah dem hageren Geſellen ein wohlhäbiger Ciſtercienſer nach, der auf ſeinem Saumthier aus ſeinem Ordensſtift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geiſtliches Geſchäft für den Keller des Kloſters zu beſorgen. Zwiſchen ſeinem Kloſter und dem Hauſe des weißen Dominicaners, der neben ihm ſtand, war keine Freundſchaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leiſe ſprechend mit geneigtem Haupt, wie Mönchbrauch war. Auch die Dominicaner der Stadt hatten ſich Wein zu Schiffe aus der

*) So um 1300 in Erfurt, beſchrieben in dem lateiniſchen Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. v. Höfler: Carmen historicum, v. 1850.

Fremde kommen laſſen, und wie der weiße Mönch verſicherte, mit ſchweren Unkoſten. Aber ſie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß ſie ihn ſelbſt austrinken würden, der graue Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er geſtand dem Bruder arge Bedrängniſſe ſeines Kloſters durch die Genoſſen des erwähnten Landbeſchädigers *).

Denn ſie kamen unaufhörlich in Freundſchaft zu Gaſte. Der eine kam ſich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beiſteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloſter fiſchte, ſchickte der andere leere Tonnen mit ernſtem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wammſe, das ſeine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten dieſe Schildträger noch die Mönche mit übermüthigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, ſie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen ſo viel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Geſinde der Herrn aber war das Brot des Kloſters zu ſchwarz, der Wein zu ſauer, dann lagen ſie die Nacht an der heiligen Stätte, ſangen und brüllten gottloſe Lieder und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mit ſammt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit ſeinem Bogen im Walde lag, er forderte den Räuberſold und drohte mit hundert Genoſſen in der Nacht über die Mauer zu ſpringen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit ſchönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, ſo oft irgend ein Kirchenfeſt einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienſt vorbei, der Tote begraben, ſo verlangten ſie, daß ihnen vor der Clauſur ein Mahl aufgeſtellt werde, nüchtern haben ſie geweint und voll und lachend ziehen ſie ab.

*) Die folgende Klage aus dem Kloſter Pforta in Thüringen.

Und während die geiſtlichen Brüder einander ſo klagen, verſäumen ſie wahrſcheinlich nicht von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, welche wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertaſche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

So knarren die Wagen und handeln die Menſchen, bis die Marktfahne am Rathhaus abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menſchen zu den Thoren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauſcht, die Sonne hat freundlich geſchienen, der Handwerksmann hat manches Geldſtück in ſeinen Kaſten hinter das kupferne Zahlbret geſchoben, auch der Rath iſt zufrieden, es iſt nur Einer tötlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, ſchlechtes Volk, das hier und da daheim iſt, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne ſinkt, treibt die heitere Aufregung des Tages die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen ſie ſich geſchäftslos des milden Abends, und jetzt erſt beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hauſe, und nicht bei Weib und Kind, ſondern auf der Straße unter den Genoſſen. Auch das iſt charakteriſtiſch.

Dem Leben des deutſchen Hauſes fehlte damals ſicher nicht feſte Neigung, große Leidenſchaft des Mannes und nicht anmuthige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir ſehen ſie nicht in den alten Berichten. Ein Wittwer rühmt ſeine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheirathet gegen den Willen ſeines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienſt, da beweiſt das junge Weib den Muth einer wackeren Hausfrau, ſie tröſtet den Gatten, ſie werde ihm wohl durch Wollſpinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abſchreiben giebt und einen Gulden um Papier zu kaufen. „Alſo

kam ich heim zu meiner Hausfrau und ſagte ihr, was ich erreicht hatte, da war ſie froh. Und ich hub an zu ſchreiben und ſchrieb in derſelben Wochen vier Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte ſie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich ſaßen zuſammen und ich ſchrieb und ſie ſpann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (2 Thlr. 10 Sgr.) in einer Woche, doch ſind wir oft die ganze Nacht zuſammen geſeſſen.“ Solch treue Genoſſenſchaft in dem Ernſte des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Ueberlieferungen des vierzehnten Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Geräth und Ausſtattung ſind im Anfange des Jahrhunderts ſelbſt bei Wohlhabenden dürftig, die Räume ſchmucklos, wenig Geräth darin, eng das Zuſammenleben. Erſt während dieſes Zeitraumes beginnt in den Häuſern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, beſſere Ausſtattung. Der Stubenofen, kein häufiges Geräth des alten Bürgerhauſes, in älterer Zeit von Ziegeln oder ſchwärzlich glaſirten Kacheln in ſchmuckloſer Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häuſern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenſter in Blei gefaßt, die zuerſt die Muſter eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in ſchöner Ausführung zeigen, ſind der größte Schmuck eines ſtattlichen Hauſes. Die Stuben werden am Ende des Jahrhunderts wohl ſchon mit Kalkfarben gemalt*), die Möbeln ſind einfach, Tiſch, Holzſtühle, Bänke, die Schränke ſeltener als Truhen und Käſten, das Geſchirr iſt von zierlich gemaltem und glaſirtem Thon oder von Zinn. Im Erdgeſchoß iſt die Werkſtatt oder Arbeitſtube, außerdem eine Schlafkammer und eine Hinterſtube für die Frauen und zur Geſellſchaft, das iſt auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß;

*) Die Hinterſtube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde — freilich erſt im fünfzehnten Jahrhundert — grün gemalt.

viel Raum des Hauſes wird durch Waarenlager und Vorräthe gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart iſt dem Menſchen jener Zeit die geſchmückte Kleidung, Männer und Frauen ſind um die Wette bemüht, ſich, wo ſie vor andern erſcheinen, koſtbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und theuren Stoffen iſt verhältnißmäßig ſehr groß. Dieſer Drang, ſich vor andern bemerklich zu machen und über die Kräfte ſtattlich zu erweiſen, ſteht im Widerſpruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geiſtliche durch beſondere Tracht erkennbar ſein ſoll, ſo will auch der Fürſt, der Ritter, der Kaufmann für ſich und ſeine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unabläſſig ſuchen andere Kreiſe dieſelbe Auszeichnung für ſich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erſt mit der franzöſiſchen Revolution aufhörten.

Ebenſo wichtig war vornehme Speiſe und Trank. Der gute Biſſen beglückte ſolche, welche ihn in der Regel entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, iſt die Aufzählung der guten Dinge, welche von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das wichtigſte. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte ſich der Deutſche faſt nur im Verein mit andern, ſie war die Grundlage aller Geſelligkeit; Verſchwendung und Völlerei, welche dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beſchränkende Verordnungen des ſorgſamen Raths, welche von den Geſetzgebern ſelbſt nicht beachtet wurden.

Die Kochkunſt jener Zeit gedieh am beſten in den großen Städten, die Geſchlechter hatten zu den heimiſchen Gerichten fremde eingeführt: Reis in griechiſcher Weiſe, franzöſiſches Blancmanger, orientaliſches Confect mit Roſenöl parfümirt. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für ſtarkes Gewürz war übergroß, außer den heimiſchen Küchen-

kräutern und dem milden Safran wurden die indiſchen Baumgewürze in unglaublichen Maſſen verbraucht, und zu den Geſchenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deßhalb auch Pfeffer, Zimmt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke beſſer munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrſchte das Bier, faſt jede Stadt braute mit beſonderen Vortheilen und war auf ihre beſſere Sorte ſtolz. Erſt aus dem Ende des nächſten Jahrhunderts ſind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges ſchwarzes Bier den greiſen König Rudolf bei ſeinem Beſuch im deutſchen Norden begeiſtert hatte. Im Norden hatte auch der alte Meth ſein Anſehen bewahrt, der Haidehonig dazu wurde durch eine Genoſſenſchaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, geſammelt, er ward von geiſtlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm ſehr ungeiſtliche Tugenden zugeſchrieben wurden. Und die Stadt Aachen, welche dem Meth beſondere Pflege angedeihen ließ, ſpendete ihn jährlich als Delicateſſe an Kurfürſten, Biſchöfe und einige andere Vornehme*).

Der ſchlechte inländiſche Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürz und Honig verſetzt, er hieß dann Lautertrank, eine Erinnerung daran dauert in unſerem Maitrank; fremder Würzwein, kunſtvoll aus franzöſiſchem Rothwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt; über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele andere Arten von aromatiſchen Tränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Theil nach Recepten, die aus dem römiſchen Alterthum ſtammten; ſie galten für mediciniſch hülfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liköre. Im Süden des Thüringer Waldes machte dem Landwein der Birnmoſt und

*) Im Jahr 1385 mehr als 29 Ohm im Werth von 1068 Mark, d. i. circa 284 unſrer Ducaten Goldwerth, es war alſo ein koſtbares Getränk.

Aepfelwein Concurrenz, er war z. B. der herrſchende Trank in Baiern, wo erſt ſpäter das Bierbrauen überhand nahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemiſchten Weinen waren außer dem deutſchen vom Rhein und der Moſel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main*), noch der von Rivoglio (Reifall genannt) und von Botzen, die franzöſiſchen Muscatel und Malvaſin und der Oſterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viele italieniſche Sorten, von Ancona, von Tarent u. ſ. w., endlich griechiſche Weine, darunter der berühmte Cyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fäſſer bis hinauf in das Ordensland Preußen und in die fernſten Handelsſtationen der Oſtſee.

---

*) Die atmoſphäriſche Beſchaffenheit unſeres Landes mag ſich in der That zum Nachtheil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weincultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter ſich Waſſerſpiegel, über ſich ſchützendes Holz hatte. Nicht die Sommerwärme ſcheint ihm jetzt zumeiſt zu fehlen, ſondern während der erſten Entwickelung bis zur Blüthe eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langſamerer Uebergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfroſt. In den entholzten und entwäſſerten Landſchaften wird durch ſtrengere Nachtluft die Entwickelung der Blüthe zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutſchland war die Weinleſe im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom geweſen war und beſſeren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis zum Jahr 1336 ſoll er ſo ſauer geweſen ſein, daß er die eiſernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegoſſen wurde, abfraß: nach dieſem Jahr ſei er auf einmal beſſer geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimiſchen Wein, obgleich dort gutes Bier gebraut wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht gerade theuer kam. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war der wackere Superintendent Müller in Sangerhauſen der beſonderen Güte des heimiſchen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menſchen ſehr häufig wegen Steinbeſchwerden behandelt, es gab beſondere Aerzte dafür.

Auf der Straße und in der Trinkstube wurde das Leben genossen. Darum füllten sich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgesell und der junge Schreiber gassirten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenster und Thüre standen und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei solchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, was ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rathes, der Christian und der Gottschalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarstädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wisse oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von singenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadtthore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landstraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreises von Theilnehmenden und Neugierigen, ob der Reisende durch den Rath gewarnt sei, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

Diese große Börse für Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatsch, der in der abgeschlossenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Rathsherr Muffel von neuem heirathen werde, daß die Stromer und die Nützel sich wegen ihres gleichen Wappens auf der Gesellenstube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in diesen Stunden Gegenstand einer Beurtheilung, die nicht immer wohlgeneigt blieb, und in unzufriedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, die in den Schenken und Zunftstuben ausbrach und langgetragenem Leid und verstecktem Haß blutige Sühne verschaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beschauen, dann kam die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunstfertige Thiere

wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. Ein fahrender Clericus wies an der Marktecke einen Kasten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, sie gehorchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wieder war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rath erlaubt hatte kleine Vögel zu zeigen, welche lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: „Komm Heinrich und lache!“ so trat eins dieser Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meister: „Lache doch weiter!“ so sprach das Vöglein: „Ich thu's nicht.“ Vor solchem Wunder vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren Groll und sahen vergnügt und erstaunt einer den andern an. — Auch ungeheure Thiere aus fremden Ländern waren nicht unerhört. Die Großeltern erzählten, daß sie in ihrer Jugend den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II. gesehen hatten, wie er — es war im Jahr 1235 — mit einer Menge von Kameelen in die Stadt einzog. Der Herr hatte diese Thiere der Morgenländer — in Italien sogar einen Elephanten — als königlichen Schmuck gepflegt; ach er selbst war den Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteuerlichen König aus dem Morgenlande! Und Rudolf von Habsburg hatte als König dieses Beispiel seines vornehmen Gönners nicht vergessen, auch ihm mußte ein Kameel Gepäck durch sein Heimathland tragen, es war erst dreijährig, aber ungeheuer groß, denn seit ältester Zeit galten die Kameele für einen Hofschmuck vornehmer Herren, die Merovinger hatten ihren Hausschatz an die Höcker gehängt, Karl der Große hatte sie Steine tragen lassen, da er Dom und Königspalast zu Aachen baute, und als der junge Otto III. die Huldigung des Polenherzogs Miseco empfing, brachte dieser seinem kleinen Kaiser zu herzerfreuendem Geschenk wieder ein Kameel dar. Die Pisaner waren die Vermittler für den Import aus

Afrika. Auch Menſchen aus heißem Lande waren in den Städten nicht unerhört, ein vornehmer Biſchof unterhielt ſogar einen Mohren, der bei Hoffeſten in weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war ſeit den Fahrten nach Paläſtina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne ſank, ſpielten die Kinder vor den Straßenthüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachſenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein luſtiger Geſelle die Weiſe pfiff. Dann tanzte Alt und Jung neben den Gräbern, jauchzte heidniſch um das Gotteshaus und ſprang den Reien. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne geſunken, dann wurde es finſter und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäſte oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rath, daß jeder eine Laterne vor ſein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkſtuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von Anſprüchen*). Die Vornehmen ſchritten in ihre Geſchlechterſtuben, dort war geſchloſſene Geſellſchaft, ſeltene Speiſe und theurer Wein. Der Handwerker ſuchte die Zechſtube ſeiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geſelligkeit und allerlei Gäſte. Dort ſaß die Wirthin des Dorfgeiſtlichen und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateiniſchen Schule; am andern Tiſch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man ſich neben ſie ſetzen wollte, mußte man ſein Meſſer an der Seite haben. Und wieder geſondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwiſchen zweideutige Geſellen, von denen der Verſtändige wegrückte, fahrende Strolche und wüſte Geſichter. Es war arger

*) Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis ſechs Schenken lagen.

Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztiſche, ein unabläſſiges Kommen und Gehen. Der eine ſang, der andere tanzte, ein dritter aß, dort erzählte einer Lügengeſchichten vom Weigger, dem Vorgänger des Münchhauſen, wie der einſt im Winter bei großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er ſo ritt, ſtieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumaſt, der durch die Schneelaſt herabgedrückt war. Während Weigger bei Seite ging, rückte das Pferd am Aſte, der Schnee fiel herab, der Aſt erhielt ſeine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und ſchleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger ſah ſich erſtaunt nach ſeinem Pferde um, konnte es nirgend entdecken und mußte zu Fuß nach Hauſe gehen. Im nächſten Sommer kam er an dieſelbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, ſtieg hinauf und fand die Haut ſeines Pferdes, die ein Bienenſchwarm mit Honig gefüllt hatte. Er ſchnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf einen Karren und ſchaffte ihn nach Hauſe. Dabei hatte er ſich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken. Weigger fuhr ruhig fort und ſtrich ſich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu ſeinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger ſeiner Frau: „Oeffne die Thür und bring ein Beil", ſchloß hinter ſich zu und ſchlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär ſeinen Schaden wieder gut gemacht.*) — Während die Umſitzenden lauſchten, entſtand am nächſten Tiſch heftiger Streit, weil einer dem Zutrinkenden Beſcheid verſagte und erklärte, daß er mit niemand anderem trinke als mit ſeiner eigenen Frau. Sie warfen die Krüge einander in's Geſicht, ſtießen Tiſche und Bänke um, die Weiber kreiſchten und fielen den Gegnern in die Haare; da ſprang der ſtarke Wirth dazwiſchen und ſtiftete Frieden. Die Gäſte gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne

*) M. Haupt, Zeitſchrift. N. F. I. S. 578. — Carm. hist., v. 1880.

zur Verſöhnung, dann gingen ſie nach der Prügelei voll nach Hauſe. Der Wirth aber kommt nicht zu Schaden, denn es iſt Geſetz der Schenke, daß kein Fremder, und ſei er noch ſo gut bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechſchuld aber muß den nächſten Tag eingefordert werden.

Das luſtige Leben der Schenke hört auf, ſobald die Rathsglocke zum erſten Male läutet, dann müſſen alle Häuſer geſchloſſen werden und kein Wirth darf im Hauſe ſchenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten ſoll niemand auf der Straße ſein, er wird angehalten und auf die Wache geführt, nur der Rath iſt frei. Auch war es nicht ganz rathſam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unſichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterſchlupf ſuchten. Aber es war doch nicht leicht die Nachtſchwärmer zu bändigen, denn trunkene Geſellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen ſie trafen; am ärgſten trieben das, wie der Bürger klagte, die Geiſtlichen mit Meſſern in der Hand und wildem Toben*).

Das Hämmern in der Werkſtatt und der Lärm auf den Gaſſen war vorüber, nur die Stadtwache ſchritt durch die menſchenleeren Gaſſen und der Nachtwächter, deſſen Amt zu den älteſten der deutſchen Städte gehörte; der reiche Patricier breitete die ſeidene Decke von Arras über ſein Lager, der Handwerker lag mit ſeiner Frau in der Kammer unter dem deutſchen Federbett, ſein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Fluſſe her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gaſſen und auf dem Thurme hielt der Wächter ſeinen Umgang und ſpähte in die dunkle Landſchaft, bis ſein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

---

*) Allgemeine Klage, z. B. in Ulm und Breslau. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piaſten, S. 115.

Es ist eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit, in der das kleine Leben sich in solcher Weise regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutschlands im 14. Jahrhundert mehr als 40—50,000 Einwohner. Nürnberg hatte im Jahr 1450, fast auf dem Höhenpunkt seiner Macht, nicht viel mehr als 20,000 Menschen, Knechte und Dienstboten eingerechnet. Denn die deutschen Städte waren nicht, wie die großen Märkte des Ostens, schnell entstandene Wohnsitze zugelaufener Menschenschwärme, es waren feste, kunstvoll gegliederte Vereinigungen privilegirter Genossen, von denen fast jeder das Gefühl einer ansehnlichen Bedeutung in sich herumtrug. Sie machten den Zugang zu sich leicht, dem ehrlich geborenen und friedlichen standen die Thore gastfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungssinn und die Bescheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer sich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

Wir aber sehen mit Theilnahme auf diese bescheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerthe Innigkeit des deutschen Gemüthes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigenthümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, das ein anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht achtlos darauf zu treten. An einfache Waaren und schmuckloses Geräth gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie thaten es mit dem Gefühl eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer seiner Geheim-

niſſe, vieler kluger Vorſchriften und Handgriffe, die kein andrer kannte als ihre Brüderſchaft, und die der übrigen Welt ſo unentbehrlich waren. Sie waren ſtolz darauf unter ihren Genoſſen die tüchtigſten zu ſein und ſie wußten, daß ihre Kunſt, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben ſichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimniſſe ihrer Kunſt an einem beſonderen Stück zu erweiſen, da ſchufen ſie, gehorſam den alten Geſetzen und doch mit einziger ſinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine ſichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zuweilen zur Schönheit wird. Der Thürbeſchlag eines bedächtigen Schloſſers, der Löffel eines Nürnberger Goldſchmieds, der Thonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren verſehen und bunt glaſirt hat, zeigen dieſe Poeſie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugniſſe jeder einzelnen Handwerkerinduſtrie nach Stoff, Form und Preis aufs genaueſte beſtimmt und die ſchöpferiſche Kraft des Einzelnen völlig in die Ueberlieferungen ſeiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigenthümliche Originalität bei allem zur Erſcheinung, was einer ſorgfältigern Behandlung werth ſchien. Und daneben eine erſtaunliche Vielſeitigkeit der techniſchen Kenntniſſe. Noch rieb der Maler ſeine Farben ſelbſt, kochte den Firniß, aber er ſchnitt auch in Holz und gravirte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzſchnitten, zu denen er vielleicht ſelbſt den Text gemacht hatte. Der Goldſchmied war auch Zeichner und Modelleur, es war ſeine Freude aus jedem werthvollern Stück ein kleines Kunſtwerk zu bilden, in welches er einen Theil ſeiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuſer, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältniß der Maße feſtſtand, zeigt ſich um die Arabesken der Steinarbeit in zahlloſem, oft überreichem Detail das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers,

wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte eigenthümliches Weſen auszudrücken. Gerade in dieſer Verbindung von beengender Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlſtand, Geſittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte ſtanden durch das ganze Land als zahlloſe Knotenpunkte eines Netzes freier Genoſſenſchaften, zwiſchen denen das flache Land, in ſeiner Entwickelung zurückgeblieben, faſt feindlich lag.

Nur ſelten haben wir Gelegenheit, an ſolcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu ſchauen und uns zu erinnern, daß unſere geſammte Production, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen iſt, auf den Werkſtätten beruht, in welchen das deutſche Handwerk zuerſt ſtolzes Selbſtgefühl gewann. Wir wiſſen auch wenig von dem Treiben in der Werkſtatt und von der allmäligen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie der Arbeiter lebte bei ſeinem Geräth, unter ſeinen Genoſſen, möchten wir gern aus den ſpärlichen Trümmern alter Handwerkerſitte errathen, welche uns überliefert ſind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, iſt freilich nicht in jener alten Zeit niedergeſchrieben. Erſt um das Jahr 1700 kam ein Conrector in Altenburg auf den Einfall, einiges Ceremoniel des Handwerks, das zu ſeiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, weiſt alten Brauch in verkommenem Zuſtande, durch ſpätere Zuſätze entſtellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszuſondern. Und darum ſoll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach dem Buch des Friſius: Der vornehmſten Künſtler und Handwerker Ceremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgetheilt werden.

Es iſt die Anſprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderſchaft der Schmiede-

knechte aufgenommen wird*). Das Ceremoniel beim Freisprechen wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren anderen Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen frei zu sprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubniß gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, welche an der Esse arbeiteten, ziemte die Heerdflamme bei ihrer Vorsage, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Heerde glühten, wurde „der Jung Gesell in die Versammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage“:

Glück herein! Gott ehr ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig. Jung Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verschulden“. Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche

*) Die ältesten Ansprachen bei Frisius sind die der Schmiede und Faßbinder, sie waren ursprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verschiedenen Handwerken auffällt. Hier sind einige Lücken der ersten Ansprache aus der zweiten ergänzt. — Aehnliche Ansprachen bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Gesellenwesens, 1844.

frei gehalten, ſo ich heut oder morgen möchte wieder kommen, ſtehet es um euch wieder zu verſchulden". Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, ſo ſprich den Meiſter an und ſage: „Meiſter, ich will euch angeſprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen". Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderſchaft, bedanke dich bei ihnen und ſprich: „Gott behüte euch, ſaget mir nichts Böſes nach". Wenn du dann Geld haſt, trinke Valet mit ihnen und friſch an und wandere zum Thor hinaus.

Wenn du aus dem Thore kommſt, ſo nimm drei Federn in die Hand und blaſe ſie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Waſſer, die dritte grade hinaus; ſtoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Waſſer fährſt, wirf einen Stein hinein, trägts den Stein, dann trägts auch dich. Friſch an und ziehe grade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehſt, wirſt du kommen an einen dürren Baum, darauf ſitzen drei ſchwarze Raben und ſchreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin". Du ſollſt deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr ſchwarzen Raben, ihr ſollt mir keine Botſchaft ſagen". — Dann wirſt du kommen an ein Dorf, an des End ſteht eine Mühle, die wird immer gehen und ſagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um". Du aber ſollſt fortziehen und ſagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang". Und wenn du weiter kommſt, da werden drei alte Frauen ſitzen und ſagen: „Jung Geſell, weich von dem Wald, die Winde wehen ſauer und kalt"; du aber wirſt weiter gehen und ſagen: „Im grünen Wald, da ſingen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen luſtig erweiſen".

Und wenn du in den dicken Wald kommſt, da wird ein Reiter geritten kommen in rothem Sammtmantel und ſprechen: „Wie ſo luſtig, Landsmann". Darauf wirſt du ſagen: „Soll ich nicht luſtig ſein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir".

So wird er dir einen Tausch anbieten, thu es aber nicht flugs zum erstenmal, das andremal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tausch an, so bis kein Thor und gieb ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh dich nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär ich daheim bei der Mutter geblieben". Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath findet. Darnach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg". Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dirs niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte

einer kommen und dirs wegnehmen, ſo kämeſt du um dein Bündel. Und wenn du trinkſt, ſo halte dich ſauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Geſell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, ſchlag hierher!

Faſſe dein Bündel auf und geh immer fort, ſo wirſt du ſehen einen Galgen. Du ſollſt dich nicht darum freuen noch traurig ſein, daß dort einer hanget, ſondern du ſollſt dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommſt. Wenn du nahe hinzu biſt, ſetze dich eine Weil nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, jung Geſell“? So nenne dich nicht von weit her, ſondern ſprich immer daher, vom nächſten Dorf, ſo kommſt du am beſten aus. Nun iſt an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart einen nicht zum Thor hineinläßt, man lege denn ſein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und ſprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meiſter iſt wohl die Herberge“. Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommſt, ſo ſprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meiſter und Geſellen. Herr Vater, ich bitt, ihr wollet mir doch ein Geſellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore herein bringen“. Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeiſen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirſtu das Zeichen aufweiſen, ſo werden ſie dir das Bündel folgen laſſen.

Darnach mußtu wieder auf die Herberge gehen und ſprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich euch angeſprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater ſetze mir nicht den Stuhl vor die Thür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Geſellen zukömmt“.

Dann wird der Herr Vater ſagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn ſein nach Handwerksbrauch, ſo geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen“. Wenn du nun in die Stube kommſt und die Frau Mutter iſt drinnen, ſo ſprich: „Guten Abend, Frau Mutter“, hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, ſondern lege es fein unter die Hammerbank, verliert der Herr Vater ſeine Hämmer nicht, ſo wirſt du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt haſt und der Bruder arbeitet, ſo ſchlage ein oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch iſt, daß man aufs Geſchenk geht.

Wenn du auf das Geſchenk gehſt um Gabe und Trunk, ſo gehe nicht zuerſt in die nächſte Werkſtatt, ſondern gehe fein in die weiteſte Werkſtatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommſt. Wenn du auf dem Geſchenk in eine Werkſtatt kommſt und ein Stück Schmiedearbeit im Hauſe liegt, ſo hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu ſpucken, ſonſt möchten die Schmiede ſprechen: „Ei, wer weiß, ob ers ſelber ſo gut kann machen als das iſt“. Wenn du nun ein oder zweimal getrunken haſt, ſo ſprich, wenn der Meiſter in der Werkſtatt iſt: „Meiſter, ich ſage Dank eures Geſchenkes, eures guten Willens, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verſchulden“. Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und ſprich: „Schmied, ich ſage dir Dank deines Geſchenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommſt und ich in Arbeit ſtehe, will ich dir wieder ausſchenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen ſoll ſein.“

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommſt, ſo wird der Bruder ſprechen: „Wie iſt's, Bruder, haben dir die Knechte auch geſchenkt?“ Sprich immer „ja“, wenn du gleich keinen Trunk geſehen haſt.

Wenn ſie nun des Abends zu Tiſche gehen, ſo ſetze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm

her und iß mit", ſo lauf nicht flugs hinzu, ſondern kannſt ſagen: „Herr Vater, ich ſag euch Dank davor"; ſpricht ers aber zum andernmal, ſo geh immer hin und iß mit. Wenn du nun ſatt biſt, ſo ſtecke dein Meſſer nicht ein, ehe die andern ſatt ſein, ſonſt möchten ſie ſprechen: „Das iſt ein kleiner Eſſeſchmied, er will gewiß einen ausſtechen, weil er ſo wenig ißt". Wenn dirs hernach der Herr Vater zutrinkt, ſo kannſt du wohl trinken, haſtu aber Geld, ſo kannſt du austrinken und ſprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolleſt auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, ſo wird dir der Herr Vater laſſen das Bett weiſen. Wenn dir nun die Schweſter auf den Boden leuchtet und du das Bette gewahr wirſt, ſo wünſche ihr eine gute Nacht und ſprich: ſie ſoll in Gottes Namen hinabgehen, du willſt dich ſchon ins Bette finden. Am Morgen ſteh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmſt, ſo wünſche allen guten Morgen, da werden ſie dich vielleicht fragen, wie du geſchlafen haſt; ſo ſage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufſt, ſo ſprich: „Herr Vater, ich ſag euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verſchulden". Lauf alſo fort. Wenn du nun in das Thor kommſt, ſo werden ſie dich fragen „wo zu"? Sprich nur, du weißt es ſelbſt nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunſt. Ich wünſche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Waſſer und Land, wo dich der liebe Gott hinſendt. Und wo du heut oder morgen möchteſt hinkommen, da Handwerks-Gewohnheit nicht iſt, ſo hilf ſie aufrichten. Hilf Handwerks-Gewohnheit ſtärken und nicht ſchwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann ſein; wo es aber nicht kann ſein, ſo nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorsage der Schmiedegesellen.

Durch ähnliche Vorsage der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen aneinander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, so weit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vortheile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegirten nicht mehr dem Bedürfniß der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freieren Concurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir

aber denken daran, daß ſie dem deutſchen Handwerksgeſellen einſt die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern ſo lange zu hämmern, zu meſſen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unſerer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutſchen Volke zugemeſſen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutſche Sprache und Cultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann blies vor den Thoren der Stadt ſeine Federn in die Luft und er wagte ſich ſogar auf die gefahrvollen Wege, welche der Handwerker vermied, er brach durch die Mauern der Städte und fuhr über das grundloſe Waſſer, auch er um in der Fremde mit ſeinen Genoſſen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutſchen Markt, eine deutſche Stadt. In der alten Heimath haderten der Geſchlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erbittertem Streit, in der Fremde waren ſie Kampfgeſellen für heimiſches Recht und die Freiheiten deutſcher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folgten.

5.

Besiedelung des Ostens.

Schlesien.

Während die Landschaften an der Westgrenze des Reiches unsicher zwischen deutschem und gallischem Wesen, zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und dem Frankenreich mit romanischer Nationalität schwankten, war das deutsche Volksthum gegen Osten in unaufhaltsamem Fortschritt. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing, waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und Nordelbe und das östliche Holstein von slavischen Völkern besetzt. Und slavische Colonien reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine slavische Völkerwelle so weit herübergeschlagen hatte, oder weil die fränkischen Könige und Kaiser unterworfene Slaven auf leerem Boden angesiedelt haben, — sie erhielten sich in Thüringen bis in das vierzehnte Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwischen Deutschen und Slaven selten, Ströme von Blut wurden bei dieser Reibung zweier kriegerischer Völkermassen vergossen, nicht immer waren

die Deutſchen im Vortheil. Aber ſie hatten für ſich, was auch dem tapferſten Feind auf die Dauer den Widerſtand unmöglich machte, ſie bewahrten trotz der wilden Grauſamkeit, mit der ſie ihre Beutezüge ausführten, die höhere Cultur. Die Weltſprache jener Zeit: das Latein, der Glaube des gekreuzigten Chriſtus, alle Wiſſenſchaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunſt und Handwerk mußten aus deutſchem Land zu den Slaven kommen. Von Sachſen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden und in die große Czechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flamändiſchen Tüchern, mit Goldſchmuck und Waffen, die er theuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der öſtlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutſchen, von König Heinrich I. bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutſchlands über die Oder auszudehnen. Und ſehr verſchieden war die Methode der Beſiedelung im Meißner Land, den Marken, in Wagrien, Meklenburg, Pommern. Aber gemeinſam iſt allen Occupationen vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, daß ſie im Intereſſe des Reiches und großer deutſcher Landesherren gemacht wurden, auch wo man das beſetzte Land nicht Mark des Reiches nannte, war die Germaniſirung Folge eines Einſchluſſes in die Reichsgrenzen, in der Regel Folge eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Coloniſation des dreizehnten Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landſchaften, Schleſien und die Küſtenlande der Oſtſee bis hinauf zu dem finniſchen Meerbuſen für deutſche Cultur gewonnen, beide ohne Zuthun des Reiches, beide in gewiſſem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Ueberſchuß an deutſcher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern ſchufen alle Stände und Berufsclaſſen als Coloniſten, in Livland und Preußen vorzugsweiſe die Eroberungsluſt kriegeriſcher Mönche und die Intereſſen großer Kaufleute, in

Schlesien hauptsächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutsche Wesen auf, Schlesien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuschlosen Colonisation, welche ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinauf nach Osten äußerte. In Schlesien war das politische Verhältniß zum Reich beim Beginn dieser Besiedelung sehr locker und unsicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte That des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit Hunderten deutscher Städte und Tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet, sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schlesiens gewann dasselbe sein Anrecht auf das Herrenamt in Deutschland.

Seit in dem ersten Kreuzzuge der alte Wandertrieb der Deutschen wieder mächtig geworden und Hunderttausende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Osten gezogen waren, hatte in dem kleinen Mann die Unruhe und Reiselust nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landstraße, welche weit hinaus über die Grenzen des Reiches liefen, dort Brot, Habe und Glück zu finden, der schweifende Mönch, der Handwerksgesell, der lateinische Schüler wanderten zwischen Kriegshaufen über die Alpen, über die Oder und Weichsel; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen seiner Kunst, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felsenschlösser der Sarracenen untergraben, auch er wurde seitdem in fremde Berge gerufen, um

Kupfer und Gold zu ſuchen. Der Holländer und der Flamänder hatten an vielen Stellen des norddeutſchen Tieflands ihre eigenthümliche Bodencultur der Moore und Sanddünen eingerichtet; große Schaaren norddeutſcher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen Siebenbürgens ein neues Sachſenland gegründet. Dem deutſchen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küſten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Romanien faſt ſo wohl bekannt wie die deutſche Heimath. Zahlloſe Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutſche. Nach dem ganzen Oſten ging der Zug des Volkes von der türkiſchen Grenze bis zum Nordmeer, Ofen, Lemberg, Krakau, Warſchau wurden für deutſche Kaufleute und Handwerker mit deutſchen Ordnungen verſehen. Es war alſo kein neues Wagniß, dem ſich die Auswanderer nach dem Oder- und Weichſelland unterzogen, aber die Auswanderung nahm in dieſer Zeit große Verhältniſſe an.

Wenn der Deutſche jetzt dieſe Reſultate unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überſchaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutſchlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, welche ſo deutſch geworden ſind, daß nur an ihrem Saum und hie und da abſeit dem großen Verkehr kleine Reſte undeutſcher Bevölkerung geblieben ſind, Menſchen, welche ſo deutſch ſind in ihrem Gemüth, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß ſie ſeit Jahrhunderten einen Herrenantheil an der nationalen Thätigkeit auf jedem Gebiete des geiſtigen und materiellen Schaffens in Anſpruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet oſtwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land iſt, faſt mit denſelben Grenzen, welche germaniſches Volksthum zur Römerzeit gegen Oſten hatte, wenn man von den öſtlichen Gothenvölkern abſieht. Denn in dieſem Neuland lagen einſt die Wohnſitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Langobarden, Semnonen, Burgunder, Vandalen, es iſt das alte Stammland der jetzigen Oberbaiern

und Schwaben. Und wir fragen: war die neue Germaniſirung nur eine Bezwingung fremder Völker, welche in dem Lande, das ſeit der Wanderzeit menſchenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutſchen ausgerottet und ſlaviſirt hatten? Oder wurde die Germaniſirung gefördert durch Reſte deutſchen Volksthums, die ſich unter den Slaven erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer iſolirten Dauer ſich noch ihres deutſchen Blutes bewußt waren? Und wurde die Widerſtandskraft jener Slavenvölker dadurch geſchwächt, daß in ihnen ſelbſt gemiſchtes Blut war und daß überwiegendes Slaventhum und ein germaniſcher Ueberreſt in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geſchichte verweigert jede ſichere Antwort. Es giebt in unſerem Mittelalter kein folgenſchweres Ereigniß, worüber wir ſo gänzlich ohne Nachrichten ſind wie über die ſlaviſche Einwanderung; ſelbſt die Sage der Fremden — die ungefälſchte — ſchweigt. Und es iſt kein Zufall, daß die geſangfrohen Slaven im Norden der Donau ganz ohne Heldenſagen aus ihrer Wanderzeit ſind: ſie haben offenbar in jener Zeit das Selbſtgefühl eines ſtarken Volksthums nicht gehabt. Daß ſie ſchon im fünften Jahrhundert, als Attila über Schleſien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, iſt durch nichts erwieſen. Wir wiſſen nur, daß von 563 bis nach 600 die Avaren in Mähren und Böhmen hauſten. Wahrſcheinlich über Slaven und die übriggebliebenen Deutſchen.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkiſcher Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slaven im Norden der deutſchen Donau erwähnt, er kämpft glücklich gegen die Avaren, wird König eines ausgedehnten Slavengebietes, das er ein ganzes Menſchenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkiſchen Merovinger tapfer behauptet. Solche Herrſchaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrſcheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeſchlechter fehlen

und das außerdem mit Volksgenossen des Fremden stark versetzt ist*). Wir haben dafür bei anderen Slavenstämmen weiter im Osten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im siebenten Jahrhundert unter Slaven in Deutschland ein Reich gründete, ebenso gründeten im neunten Jahrhundert Haufen von Nordmannen über slavischen und finnischen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrschaft. Auch diese Waräger-schaaren des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Mischvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutschen Handels im Osten und gastliche Heimath des deutschen Contors von Neugarten.

So wissen wir nicht, ob sich die Deutschen der obern Elbe und Oder unter den Slaven und Avaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotische Fiction sein, wenn wir annehmen, daß zahlreiche Trümmer derselben bestanden. In Meißen, im nördlichen Böhmen, am Saum des Riesengebirges, in dem Berglande der Grafschaft Glatz, überall wo die Germanisirung später besonders rasche Fortschritte machte. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutschen Heidenglaubens sind längs dem schlesischen Gebirge genau so reichlich und eigenthümlich als in irgend einem andern Theile Deutschlands, ja die Gestalt des schlesischen Rübezahl, wie sie in Volkssagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teuflische Aussehen, welches ähnliche

*) Der Name Samo ist ein deutscher Name, wahrscheinlich wie Hammo, Ingo, eine Abkürzung. Daß dieser Samo ein Franke war, wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, den sog. Fredegar, bezeugt, der ebenfalls ein Franke und verhältnißmäßig gut über seinen Landsmann unterrichtet ist. Möglich, daß sogar der Name Czechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenstammes in Böhmen, sondern umgelautete Form eines avarischen Stammnamens ist, gerade wie der Name Russen ursprünglich Bezeichnung der germanischen Waräger am Ilmensee war.

Phantasiegebilde des Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert in Deutschland selbst erhielten und Colonisten jener Zeit nach Schlesien gebracht hätten, sondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutschen Volkssagen aus der ersten Zeit des Mittelalters überliefert wird*). Daß diese Reichlichkeit mythischer Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der colonisirten Länder vorhanden ist, lehrt wieder die Mark Brandenburg, dort sind innerhalb eines Terrains, welches durch denselben niedersächsischen Volksstamm germanisirt wurde, locale Gebiete für verschiedene altgermanische Götternamen und Sagen nachgewiesen, die sich nicht gut anders erklären lassen, als daß sich Erinnerungen aus verschiedenen Stämmen heidnischer Germanen über die slavische Occupation hinweg bewahrt haben**). Und sehr sind andere Theile der Mark von diesen verschieden, in denen die alten Erinnerungen ganz slavisch sind.

Das sind unsichere Spuren eines Zusammenhangs zwischen der deutschen Urzeit und der deutschen Besiedelung im Mittelalter, die Geschichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber sie durften hier nicht übergangen werden.

Wir vermögen auch nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimath pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das slavische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordsachsen, in den Städten fanden sich sofort Zugewanderte

*) Er ist Häuptling eines Zauberreiches, weise und hülfreich, neckisch und schadenfroh wie ein Riesenkönig, es ist genau dieselbe Gestalt mit welcher der Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vergl. den späteren Abschnitt: Fahrende Leute.

**) A. Kuhn hat in seinen Norddeutschen Sagen die Grenzen angegeben.

aus allen Theilen Deutschlands; und im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß der schlesische Dialekt, seit er in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigenthümlichkeit redet, und daß er in seinen ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen-Meißen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Aehnlichkeit erweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt, von dem befestigten Grenzwald, der Preseka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Haiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Heerden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Haide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Haide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falken waren den Fürsten zuweilen theurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei schwerer Strafe.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Palliſadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Theil der Bewohner nach polnischem Rechte unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, zwischen

den leibeigenen Handwerkern mehre Freie, und freie Kaufleute, dieſe ſchon oft Deutſche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Land hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen wie in Polen, ſtatt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen, aber ſchon waren ſchleſiſche Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen, der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutſche betrieben. Auch Münzſtätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, und wie in Polen wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt, verändert und ſchnell umgeſchlagen. Und ſchon bezogen die Fürſten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleiſchbank und der Schenke. Aber dieſe Marktorte und die Dörfer herum waren deutſchen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Ausſehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerſchaft, ein geordnetes Gemeinweſen, welches feſt in ſich ſelbſt ſteht, das Recht hat ſich zu regieren und Beſitzthümer zu erwerben, ſeinen Bürgern Recht zu ſprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu ſchaffen; und nichts war von dem zu finden, was ſonſt einer deutſchen Stadtgemeinde ziemt, daß ſie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und ſtark mache, und dadurch eine Heimath werde für umſichtige Thatkraft und Reichthum, für Sitte, Gelehrſamkeit und Künſte.

Ein ſolches Land beherrſchten die fürſtlichen Familien der Piaſten damals unter polniſcher Oberhoheit, welche oft beſtritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeit lang ſelbſt als Beherrſcher Polens. Auch an ihren Häuſern konnte ein Gegenſatz auffallen. Die Piaſten Oberſchleſiens ſchloſſen ſich enger an Polen, und erhielten ſich und ihr Land mehr in ſlaviſchem Weſen, ſo daß dort Reſte der ſlaviſchen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um ſo lieber lehnten ſich die Herren des

größern Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik deutsche Fürstentöchter zu heirathen; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten, die Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehn durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchen bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden aus Courtoisie ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpathen; sie selbst schlagen ihre Adlichen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slavensäbel zu Rittern, und gewöhnen sie sich in Malvasier und Reisal statt in altem Meth zu berauschen; die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen, ja auch die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde.

So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft, feine Herren und abenteuerliche Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slavischen Castellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unabläßig von Westen her in das halbwilde Land, und das Bisthum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogthum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen slavischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der

Saale kamen noch vor dem dreizehnten Jahrhundert arbeitsame Cistercienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrichs im Bart, und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereifter Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine dermalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der sah wohl mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen hergekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slavischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eignen Bedarf, die Haide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Decem trug nicht viel, Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkern und freien Händen

ihn zu führen*). Hier in Schleſien kam zuerſt eine große Wahrheit in die Erkenntniß der Menſchen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein im Stande iſt ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Theil der Anſprüche, die ſie nach polniſchem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die ſo übergroß waren, daß ſie wenig eintrugen. Die Fürſten verliehen ihnen als Gunſt das Recht, Städte und Dörfer nach deutſchem Recht zu gründen, d. h. freie Communen zu ſchaffen, und als eine fürſtliche Gnade wurde dies Privilegium eifrig begehrt, vielleicht am eifrigſten von der Geiſtlichkeit, von Ciſtercienſern, Auguſtinerchorherren u. a.

Die Anlage aber eines deutſchen Ortes geſchah regelmäßig nach derſelben Methode. Fürſten oder Grundherren machten Contracte mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutſche Stadt oder Bauernſchaft einzurichten, dafür wurde er ſelbſt Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Haide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slavendorf beſetzt werden ſollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur feſtgeſtellt, zuweilen in feierlichem Zuge umſchritten, und dem Locator die Schultiſei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigenthum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern, und in Rechten und Pflichten ſeine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenoſſen ſaßen als freie Männer in erblichem Beſitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr ſeine Genehmigung geben. Die neuen Anſiedler waren frei von Laſten auf mehre Jahre.

---

*) Der geringe Ertrag der ſlaviſchen Wirthſchaften und die Untüchtigkeit der einheimiſchen Arbeiter wird ſogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Coloniſation erwähnt.

Wo Gelegenheit zu einem Markte war, oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Thätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Locator die Befugniß zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches freies Eigenthum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenüen von den Fleisch-, Brod- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämmtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Statut und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt in der Regel mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der schlesischen Stadtcommunen, und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach demselben Princip gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogts, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Uebergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen; sie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das sie bei der Gründung im dreizehnten Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst im Anfange des gegenwärtigen wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oberlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischer deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heut. Im ganzen folgten die fügsamen Slavenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slaven vortheilhaft deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm repräsentirte bald durch seinen Dialekt, seine Sitte, seine Bildung eine neue Schattirung des deutschen Volkscharakters. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung slavischer und deutscher Art hervorgegangen ist.

Denn zweierlei kann man als charakteristisch für deutsches Wesen im Mittelalter betrachten. Zuerst, wodurch sich alle Germanen von Celten und Slaven unterscheiden, daß die Bilder der Außenwelt sich am reinsten und vollständigsten in der Tiefe ihres Gemüthes spiegeln, und daß sie deßhalb vorzugsweise die Befähigung haben, die Welt, in welcher sie leben, zu verstehen, und den eigenen Egoismus zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigenthümlichkeit aber ist vorzugsweise bei den Deutschen des späteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichthum ihres Gemüthes zu isoliren und mit kleinen Kreisen von Genossen fest abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen ummauerten Kreise ihres Lebens aber so sehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beschränken, daß sie schwerfällig werden, wo es darauf ankommt frischweg zu wagen und von dem eigenen Wesen zum Nutzen der Gesammtheit zu opfern. Zu solcher Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit

der Slaven und von ihrer Virtuosität, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu concentriren. Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmüthiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, wie alle Deutsche, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Elasticität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht eben so eilig bei der That, mit einem weichen Gemüth, sehr geneigt Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urtheil, welches ihnen die Gefahr verringerte das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen. Wie das Volk ist auch sein Dialekt; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen; er ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Verben, welche gemüthliche Nüancen der Zustände oder Handlungen bezeichnen, er bewahrt manchen alterthümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, welche einzelne Theile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Colonisten aus verschiedenen Gegenden der großen Heimath germanisirt wurde.

Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden, und alle Beweglichkeit, die sie von den Slaven, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nöthig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgetheilt und von den stärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schlesier fast immer getheilt. Hin und

her geworfen zwiſchen polniſcher und böhmiſcher Oberherrſchaft, nicht ſelten im Kampfe gegen den Oberherrn, wurde die Landſchaft gezwungen alle ſchwachen und bösartigen Händel, welche die Fürſtenhäuſer untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geſchlechter der Fürſten ſelbſt, immer kraftloſer durch die Erbtheilungen, ſchwankten zwiſchen ſlaviſcher Zügelloſigkeit wie deutſcher Bedächtigkeit und Unentſchloſſenheit. Zwar das dreizehnte Jahrhundert ſegnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürſten, und im vierzehnten Jahrhundert, unter dem Schutz des gewiſſenloſen aber klugen Luxemburgers, Kaiſer Karl IV., blühte die Landſchaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrſcheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürſtenthums Breslau ſchließen, daß zur Zeit Karl IV. das mittlere Schleſien mehr angebautes Ackerland hatte, als vierhundert Jahre ſpäter bei der preußiſchen Beſitznahme. Und in jener guten Zeit muß ſich bereits viel vom ſchleſiſchen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das fünfzehnte Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Huſſitenkriege. Bereits damals, als die fanatiſchen Krieger des Kelches die Dörfer Schleſiens niederbrannten, die Klöſter ausſengten und was geiſtlich war, in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsſchrecken eines Jahres, ſondern faſt eines Jahrhunderts das Land heimſuchten, iſt die eigenthümliche ſchleſiſche Art zu erkennen, ſowohl in der Sprache und Darſtellung der Einzelnen, welche uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegenſatze des Volksſtammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Huſſitenzeit als Schleſien, und es muß bekannt werden, daß die Schleſier ſich in keinem Jahrhundert ihrer Geſchichte ſo wenig zu ihrem Vortheil zeigten als in dieſem. Durch die Theilung in viele kleine unabhängige Territorien waren ſie politiſch ſchwach und ganz ungeeignet, einem ſtarken feindlichen Angriff

aus eigenen Kräften zu widerstehen. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage und sie wurden kleinlaut. So oft sie aber freier athmen konnten, waren sie übermüthig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen in der Regel kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenschaftlichen Feinde der Böhmen, und aus Haß gegen diese die eifrigsten Rechtgläubigen; sie waren sehr thätig bei dem ersten schmählichen Verwüstungskriege nach Böhmen gewesen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen sich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die punische Treue, so war damals in Schlesien die böhmische Treue sprichwörtlich, aber die Schlesier hatten kein besonderes Recht den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte sie nicht, mit großer Sorglosigkeit und mit einem entschiedenen Mangel an Gemeinsinn diejenigen ihrer Herzogthümer und Städte, welche von den schwarzen Rächern überfallen wurden, durch säumige Hilfleistung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren sie mit der Zunge, mit losen Witzworten und kleinen Perfidien bei der Hand, um die Feinde auf's neue zu reizen und den Strom gegen sich zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elasticität war eben so dauerhaft. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, sie bauten und flickten immer wieder zusammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch später nicht müde den Ketzer Girsik, wie sie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslau's wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheusal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn sie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er sehr zornig war, machten sie ihm schnell ein Geschenk von hundert Ochsen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, sie ergriffen gegen ihn die Waffen

und haben ſich tapfer mit ihm geſchlagen. Und als er endlich in das Grab ſank, konnten ſie das Behagen empfinden, daß ſie von allen am meiſten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieſes ſtarken Charakters durch ewiges Widerſprechen und Dreinſchlagen durchkreuzt hatten.

Der endloſe Krieg des fünfzehnten Jahrhunderts verdarb das deutſche Schleſien. Das flache Land lag öde und zertreten, die Mehrzahl der deutſchen Bauern ſank in dieſer Zeit des Feuers und des Eiſens zu einem Zuſtand hinab, der von ſlaviſcher Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen ſeitdem ein entſchiedenes Uebergewicht. Der ſchleſiſche Landadel blieb roh und beuteluſtig, er lernte von den Böhmen Vieh ſtehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandſchatzen. Die Fürſten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenoſſen der Böhmen, theilten mit dieſen die Beute, ja einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüſten Räuberleben und hauſten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das ſechzehnte Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewaltthaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieſer Zeit bewahrten die Schleſier ihre Gewandtheit ſich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahr 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüſte Geſtalt aus den Grenzkriegen, ſieben ehrbare Rathsmänner ſeiner eigenen Stadt Glogau in den Thurm warf und verhungern ließ, weil ſie ſich geweigert hatten gegen einen beſchworenen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutſch, daß die ſieben Märtyrer ſelbſt über ihr Verhungern pünktlich und gewiſſenhaft Buch führten und Gott ſchriftlich um Barmherzigkeit und ein ſeliges Ende baten; aber wieder echt ſchleſiſch und faſt modern iſt es, daß der Schreiber dieſes furchtbaren Tagebuchs noch ein gewiſſes düſtres Behagen darin findet über das

Schmerzliche ſeines Schickſals zu reflectiren, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode ſchrieb, das Bedenkliche ſeiner Lage durch die Mittheilung zu ſchildern ſucht, er habe ſich aus der Schwärze des Lichtes die Tinte machen müſſen*).

Im Jahrhundert der Reformation wurden die Schleſier, wie ſich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, in

---

*) Dieſes Tagebuch iſt uns leider, wie der ganze Bericht des Marcus Kintſch von Zobten, nur in ſchlechter Handſchrift und verſtümmelt geblieben. Jeder aber wird die Fragmente mit Rührung leſen. Es iſt nicht möglich einfacher und ergreifender zu ſchreiben, als z. B. in folgenden Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor allen, die dieſe Schrift hören, ſehen, leſen, nachſagen, da uns die heiligen Sacramente vorenthalten ſind, daß wir ſterben in dem heiligen chriſtlichen Glauben und vergeben aller der Sachen und Klagen unſchuldig, deren uns unſer Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathhauſe auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, thut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unſerm Gott, und wollen Herzog Hans, unſerm ungnädigen Herrn, vor dem ernſten und geſtrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können, er hätte uns in einem finſtern Winkel ſo jämmerlich nicht verdammen laſſen, denn ſo wir ans Licht gekommen wären und vor Leute, würde ſeine große ungeſtüme Gewalt offenbar worden ſein. Da es denn Gott der Allmächtige um unſrer Sünde willen über uns alſo verhänget, wollen wir es geduldig leiden und auf uns nehmen, und ſeine Barmherzigkeit bitten wir um ein ſeliges Ende. Amen. Geſchrieben in großem Jammer und Noth, auch Betrübniß.“

„Merkt, ihr frommen Leute und wiſſet, daß uns der Durſt mehr würgt, denn der Hunger.“ — —

„In dieſer Noth und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geſchrieben, und habe Tinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben verbrannt war. Wie es Gott weiter machen will, ſteht bei ſeiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber ſie geben uns nicht mehr Speiſe und Trank, ſo wird es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und ſtehe uns bei. Amen. Hactenus Keppel.“ — —

Zwei von ihnen ſtarben noch an dem Tage, an dem Keppel dies geſchrieben, darnach er und die übrigen zuſammen. Das Tagebuch iſt am genaueſten abgedruckt von Stenzel, Scriptt. Rer. Siles. IV.

der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch stärkere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meisten andern Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Theil durch die Kirche in das Land gerufen worden; demungeachtet löste sich fast das ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und stand mannhaft mit Gut und Leben für seine Ueberzeugung ein. Und schwer wurde diese Festigkeit geprüft; denn die Oberhoheit über die Landschaft war aus polnischer und böhmischer Hand in die des österreichischen Hauses gekommen. Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht aber ist Schlesien das einzige, welches der eisernen Faust der Reaction den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verzweifelten Widerstand geleistet hat. Zwar das sechzehnte Jahrhundert brachte der zerrütteten Landschaft bessere Ordnung, Sicherheit des Verkehrs und lateinische Schulen, welche zu den besten der Zeit gehörten. Aber der dreißigjährige Krieg legte das Land wieder wüst und öde; was von Menschen den Brutalitäten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war schwerlich ein Dritttheil der frühern Bevölkerung. Gerade aber in dieser Zeit, wo ganz Deutschland ein großes Leichenfeld war, auf welchem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat das schlesische Naturel auf dem einzigen Gebiet, wo freie Thätigkeit möglich war, als Vertreter Deutschlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schlesier mit den kaiserlichen Soldaten Hiebe wechselten und als Ueberwundene den kaiserlichen Commissarien heimlich die Faust ballten, hatten sie Lust an Versen und Gesang, sie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, welche ihnen die Wallensteiner zerschlagen, und in den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt hatten, riefen sie kräftig nach Hebe und Ganymed und ersuchten diese Falerner in goldenen Bechern herbei-

zuſchaffen. Schon die feine, gewählte und ſaubere Sprache des charakterloſen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geſchrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend iſt das kurze launige Lächeln Logau's in den Jahren, welche ſonſt nichts zeigen als wüthende oder gramgefurchte Geſichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte ſich das ganze gebildete Schleſien, zierlich zu empfinden und heroiſche Verſe zu machen. Was ſie ſangen, hat für unſern Geſchmack nur wenig Reiz; aber daß ſie überhaupt die Kraft hatten in dieſer Zeit den idealen Empfindungen der Deutſchen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müſſen. Denn es war damals wohl etwas Großes, der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, welche auf dem deutſchen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geiſtige und edlere Genüſſe als das wüſte Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farbloſen Himmel, welcher das Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und ſchöner Empfindungen.

Während aber den andern deutſchen Stämmen der Geſang der ſchleſiſchen Schwäne und Nachtigallen ein Vorbild wurde und der Ruhm ſchleſiſcher Poeten hoch ſtieg, war doch die irdiſche Lage dieſes deutſchen Stammes in der That eine ſehr traurige. In einer unausgeſetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges zog ſich die Lebenskraft der ſchleſiſchen Coloniſten in immer kleinere Kreiſe zuſammen, und zuletzt ſchien das deutſche Leben des Oberlandes demſelben Schickſal verfallen, welches damals, bevor die Deutſchen in das Land kamen, das ſlaviſche gebrochen hatte: tötlicher Abſpannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schleſier wurden nicht durchweg Kopfhänger, ſie ſuchten eifrig jede Gelegenheit ihre Laune zu erweiſen, aber es war eine kümmerliche Luſtigkeit bei Eſſen und Trinken. Da, als

die Noth sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußische Trommeln Allarm, und die Trompete der Ziethen'schen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erste Lied der deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war: „In Gottes Namen fahren wir".

Erst diese letzte Eroberung vollendete die Germanisirung des Landes, erst seit der Zeit erhielten die Schlesier das Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sein im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderstämmen. Was die slavischen Piasten des dreizehnten Jahrhunderts begannen, beendeten die deutschen Hohenzollern des achtzehnten Jahrhunderts.

6.

Besiedelung des Ostens.

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen.

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der größten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehen Berechtigung und Schuld, seine Thaten und die Vergeltung, welche ihm das Schicksal zutheilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältniß, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf egoistisch für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Culturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, krank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermächtig anhäuft, daß es daran zu Grunde geht; dann dauern die Individuen desselben und tragen die besondere

Bildung, die ſie durch ihr Volksthum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieſes zu verſtärken, weil ſie ihm die Einſeitigkeit ſeiner Natur mildern. Das geſchah den Babyloniern, den Griechen, Juden, Römern, Arabern. Darum iſt jedes vergangene Culturvolk den ſpäteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und ſchafft ſo, daß ihm ſein Verſtändniß der Welt fortgebildet wird, und daß ſein Wille durch Wechſel ſeiner Erkenntniß und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unabläſſig regulirt wird. Auch ihm wird zuletzt Einſicht und Gemüth beſchränkt durch die Folgen früheren Thuns, die ſich auf ſeinem Haupte ſammeln, ſeine Freiheit ein Neuer zu werden hört auf, er verfällt endlich der Summa deſſen, was er geworden iſt und was er gethan hat. Ihm iſt der Tod der letzte Erfolg ſeines Lebens und die letzte Gunſt des Schickſals. Und nach ſeinem Tode betrachten ihn auch ſpätere Gegner ſeiner Lebensarbeit mit Theilnahme, er war ein Menſch wie ſie, und für menſchliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine ſympathiſche Empfindung.

Weit unfreier und einſeitiger arbeitet eine Genoſſenſchaft, ſie wird durch eine einzige Idee getragen, und ſie kann nur beſtehen, ſo lange ihre Zwecke nicht in Widerſpruch gerathen mit ſtärkeren ethiſchen Forderungen der Völker. Sie kann ihr Princip nicht wandeln, ſie vermag nur ſchwer zu lernen und ſich zu verjüngen. Und wie Begeiſterung und Fanatismus, welche eine ſolche Idee vielen Menſchenleben mitzutheilen weiß, mächtiger und furchtbarer ſind als Kraft und Dauer eines einzelnen Lebens, ſo iſt ihre Herrſchaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beſchränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn ſie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung, unter Gleichgiltigkeit, Widerſpruch, Haß, Verachtung der Menſchen. Das geſchah der Kirche des Mittelalters, dem römiſchen Reich deutſcher Nation, dem Innungsweſen, der Hanſa, dem deutſchen Orden. Was dieſe Inſtitutionen wollten, wurde

durch die Zeit als beschränkt und unwahr widerlegt, was sie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erschien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menschliche Theilnahme, welche den gestorbenen Helden zu gute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir schwer für Ideen, welche uns nichtig geworden sind.

Aber ein guter Trost bleibt bei solcher geschichtlicher Betrachtung. Was je Menschen erwärmt und auf Dauer thatkräftig gespannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geschaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunsch und Willen des Erzeugers sein neues Dasein kund giebt. Die Kreuzzüge eroberten nicht den Orient, aber sie wurden den Völkern Beginn eines selbständigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutschen Protestantismus, die freie Wissenschaft und jedem Einzelnen die Pflicht seinen Gott zu suchen; der deutsche Staat des Mittelalters wurde Vorstufe für eine höhere politische Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutschen in Anspruch nimmt; durch die Zunftgenossen und Hansen erblühte die deutsche Städtekraft; der deutsche Orden vermachte ein großes Culturland, kräftige Bürgerschaften und deutsche Grundbesitzer dem modernen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahr 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, sie nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nicolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie statteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria*).

*) Doch wohl in Erinnerung an ein früheres deutsches Hospital in Jerusalem, unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als

Und der Hauptmann der Bürger Siebrand erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jeruſalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, ſobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hanſen in die Heimath zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Caplan Konrad und des Kämmerer Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiſer Friedrich Rothbarts, im October 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutſche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten ſie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenſtaufen beim Papſt um die Rechte einer geiſtlichen Genoſſenſchaft für die Brüder des Marienhoſpitals deutſcher Nation. Die Bruderſchaft erhielt vom Papſt Cöleſtin III. im J. 1196 einen Stiftungsbrief mit den Privilegien einer geiſtlichen Körperſchaft, im J. 1199 wurde ihr vom Papſt Innocenz III. beſtätigt, daß ſie einen Orden bilden ſollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hoſpitalregel von den Johannitern nähme.

So entſtand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderſchaften die größte Bedeutung gewinnen ſollte, aus einer deutſchen Bürgerſtiftung. Und für ſeine ganze Geſchichte ſollte der Zuſammenhang mit dem Bürgerthum entſcheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Theilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beſte Kraft; als die Ordensintereſſen und die der Städte ſich feindlich ſchieden, verging er.

Die Dienſtleute St. Mariens vom deutſchen Hauſe, wie

Saladin die Stadt eroberte, untergegangen war. Vergl. Scriptt. rer. Pruss. I, 26. — Die folgende Darſtellung iſt dieſer muſterhaften Ausgabe der preußiſchen Chroniſten durch Th. Hirſch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

ſie in ihrer älteſten Regel genannt werden, ſind begebene Menſchen unſeres Herrn Chriſtus, ſie ſind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen iſt geboten Keuſchheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Beſitz. Nur der Orden darf beſitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterſchaft, ſoll er in ſeinem oberſten Hauſe, oder wo ſonſt der Meiſter mit dem Capitel beſchließt, ein Hoſpital halten für alle Zeit.

Wer in das Hoſpital aufgenommen wird, ſoll zuerſt beichten, wenn er die Kraft hat, ſeine Habe ſoll der Bruder des Hoſpitals verzeichnen. Die Siechen ſollen alle Tage ihre Krankenkoſt bekommen, bevor die Brüder eſſen, der Orden ſoll ihnen nach Vermögen Aerzte halten und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man ſoll ihnen in Demuth und Treue dienen. — Um die großen Koſten des Hoſpitals zu decken, darf man mit Erlaubniß des Meiſters Almoſenbitter in das Land ſenden, Leute von geiſtlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden beſteht aus Geiſtlichen und Laien, beide ſollen fromm ihren Gottesdienſt halten, ſiebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder ſtirbt, ſoll man ſeine beſten Kleider und des Bruders Speiſe und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder ſollen Hemden, Niederkleid und Beinſtrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand tragen, Pelz, Kürſe (Pelzrock) und Bettdecke ſollen nur von Schaf- oder Gaisfell ſein, aber Gaisfell ſoll nur erhalten, wer es verlangt. Die Ritterbrüder ſollen weiße Mäntel tragen, ſonſt in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterſchieden ſein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Aermeln) und Wappenrock ein ſchwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, ſoll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle ſollen ihr Haar kurz geſchoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte,

die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode und ſlaviſchen Sitte das charakteriſtiſche Kennzeichen der Ordensbrüder, und „die Bärtigen“ ihr Beiname.

Bei Tiſche ſprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Pater noſter und Ave Maria. Drei Tage in der Woche dürfen ſie Fleiſch eſſen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Faſtenſpeiſe, bei Schwachen und Kranken darf man die Koſt beſſern. In ihrem Haus eſſen die Brüder zwei und zwei mit einander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häuſern, wo ein Convent der Brüder iſt, nämlich nach der Zahl der Apoſtel zwölf Brüder und ein Comthur, ſoll man die Lection bei Tiſche halten und alle Eſſenden ſollen ſchweigen. Sonſt ſoll man bei Tiſche wenig reden, wenn nicht der Oberſte Gäſten zu Gefallen Erlaubniß giebt. Angebrochenes Brot ſoll man nach Tiſche als Almoſen geben. Außerdem den zehnten Theil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauſes gebacken wird. An beſtimmten Tagen ſollen die Brüder faſten, an jedem Faſttage haben die Brüder eine Abendcollation, dieſen Trunk ſollen ſie thun zwiſchen Veſper und Complet (dem letzten Gottesdienſt), und dabei von ehrſamen Dingen leiſe ſprechen. Alle Brüder ſollen in einem Raume ſchlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hoſen, jeder in beſonderem Bett, ausgenommen die im Dienſt des Ordens anderswo ſchlafen. In der gemeinſamen Schlafſtelle ſoll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Complet geſprochen iſt, dann ſollen die Brüder ſchweigen, bis die Prime des nächſten Tages geſungen iſt, außer in Nothfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe abſenden oder leſen ohne Erlaubniß des Oberen, der Vorleſung fordern darf. Die Brüder dürfen tauſchen oder verſchenken, was ſie aus Holz für ſich gemacht haben*). Kein Bruder im Hauſe darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

*) Es ſind wohl Armbrüſte, Speere und Pfeile gemeint.

Roſſe, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nöthig und erlaubt iſt, ſoll er nach Landesgewohnheit führen (nicht ſelbſt beſitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild ſollen keine Ueberdecke haben. Roſſe oder Waffen, die einem Bruder verliehen ſind, darf der Obere ohne Widerſpruch anderen geben; niemand ſoll beſtimmte Waffen und Roſſe fordern, hat er Einwand gegen die zugetheilte Rüſtung, ſo ſoll er ihn demüthig kund geben. — Jagd mit Hunden und Federſpiel ſollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich ſind, darf der Orden ſie halten und die Brüder dürfen ſie zum Schutz geleiten, nur wilde Thiere dürfen ſie töten ohne Jagdhunde, und Vögel ſchießen zur Uebung.

Die Brüder ſollen einträchtig leben in Sanftmuth, von niemandem Uebles raunen, nicht von vergangenen Thaten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, ſchelten, ſtreiten, prahlen, nicht ſchlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, ſoll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geſchäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einſetzung und Abſetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern ſoll der Meiſter alle gegenwärtigen Brüder verſammeln, dem beſſeren Rath der Brüder ſollen Meiſter oder Obere folgen, aber ſie ſelbſt ſollen entſcheiden, welcher der beſſere Rath ſei.

Brüder auf der Wegefahrt ſollen gutes Beiſpiel geben. Herbergen von böſem Leumund ſollen ſie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergeſellſchaften und weltlichen Spielen ſollen die Brüder ſelten gehen, wo man Argwohn haben kann, ſollen ſie das Geſpräch mit Frauen, zumeiſt mit jungen meiden; Frauen dürfen ſie nicht küſſen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schweſter. Gebannte Leute ſollen ſie meiden, und Gevatter ſollen ſie nur ſtehen, wenn das Kind in Todesgefahr iſt.

Keinen Knaben ſoll man vor dem vierzehnten Jahre beim

Orden annehmen. Kein Weib ſoll man zur Geſellſchaft in den Orden nehmen, denn oft geſchieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes ſchädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienſt und beim Vieh darf man Frauen als Halbſchweſtern annehmen, ſie aber ſollen getrennt von der Wohnung der Brüder hauſen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheirathete und ledige, ſie ſollen ehrſam leben, ſie tragen geiſtliches Gewand mit dem halben Kreuz. Nach ihrem Tode fällt das Gut der Verheiratheten zur Hälfte an das Haus, die andere Hälfte nach dem Tode des Ueberlebenden; was ſie nach ihrer Aufnahme gewinnen, fällt ganz an das Haus.

Der Meiſter ſoll ein Stab ſein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorſamen, deßhalb ſoll er Stab und Gerte in ſeiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen dieſen Geſetzen zu dispenſiren, nur nicht von Keuſchheit, Armuth und Gehorſam.

Das waren die älteſten Regeln des deutſchen Hauſes, ein ehernes Band, das die Selbſtwilligkeit brach und den Einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Dieſe alte Regel wurde durch ſpätere „Geſetze“, d. h. Beſtimmungen, welche ſich die Brüder ſelbſt geſetzt, und durch Gewohnheiten vermehrt und modificirt, in dem Ordensſtatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man ſuchte in jener Zeit nicht Syſtem und Conſequenz des geſchriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln beſtehen, auch wenn es dem Zuſatz ſich nicht recht fügen wollte. Aus dieſen älteſten Zuſätzen nur Folgendes.

Kein Bruder ſoll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehen, keiner ſoll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Noth. Der ungelehrte Bruder ſoll in dem Orden ohne Erlaubniß nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl fortſetzen, wenn ſie wollen; kein Laienbruder

ſoll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meiſters Erlaubniß. Drei Tiſche ſollen im Convent ſein, der Meiſter und alle geſunden Brüder ſitzen an der Conventstafel, alle erhalten gleiche Speiſe; der Meiſter aber vierfache Portionen, damit er den Brüdern ſende, welche in Buße ſitzen. Nach der Conventstafel eſſen die dienenden Brüder am zweiten Tiſch, die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tiſch. Außerdem giebt es eine Tafel von Krankenkoſt, die Firmarientafel. Bedarf der Meiſter aber beſſerer Speiſe, ſo mag er an der Krankentafel eſſen, oder allein. Jeden Freitag, außer an Feſttagen des Ordens, ſoll jeder Bruder ſeine Juſte — die üblichen Ruthen- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer Jahrbuße thut, der ſoll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehen, ſoll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten eſſen und auf der Erde ſitzen, drei Tage in der Woche mit Waſſer und Brod faſten, davon können ihm zwei aus Gnade erlaſſen werden. Jeden Sonntag ſoll er von dem Prieſter in der Kirche vor dem Volk ſeine Ruthenhiebe empfangen. War das Aergerniß, das er weltlichen Leuten gab, nicht ſo groß, ſo ſoll er die Streiche nur vor dem Capitel erhalten. Die ſchwerſte Schuld des Bruders iſt, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Beſtechung aufnimmt, wenn er verſchweigt was ihn an der Brüderſchaft hindert, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Chriſten zu den Heiden fährt ohne ſeinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde thut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der ſoll vorher von einem Bruder in dem Ceremoniel unterrichtet werden, wird er eingeführt, ſo ſoll er niederknieen vor dem Meiſter oder dem Capitel und ſoll um Aufnahme bitten um ſeiner Seele willen. Dann ſoll der Meiſter antworten: „Die Brüder haben eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht Dinge an euch habt, die ich euch fragen werde. Das erſte iſt, ob ihr euch nicht

in einen andern Orden verlobt habt, oder ob ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden seid, oder ob ihr eigen seid einem Herrn, oder ob ihr eine Schuld auf euch habt, die den Orden beschweren könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieser Dinge an euch, und ihr saget uns das nicht, und wir erfahren es später, so könnt ihr unser Bruder nicht sein und habt den Orden verloren." Sprechen sie aber, daß sie dieser Dinge nicht schuldig sind, so soll ihnen der Meister das vorlegen, wodurch er sie an den Orden bindet. Das erste ist, daß sie den Siechen zu dienen geloben, dann das heilige Land zu beschirmen und andere Lande, die dazu gehören; das dritte ist, ob sie einen Beruf verstehen, den sollen sie dem Meister angeben und ihn üben nach seinem Willen; dann sollen sie geloben zu hehlen des Capitels Rath und des Meisters heimliche That; dann nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubniß in ein anderes Leben, und endlich zu halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn sie diese begehren, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt den Brüdern, die er aufnimmt, Wasser, Brod und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Credo und das Pater noster kann. Kann er es nicht, so soll er es bei den Priestern heimlich lernen in dem ersten Halbjahr. Thut er das nicht und versäumt es aus eitlem Sinn, so soll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, so hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweiten Mal wieder kommt, der soll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbuße thut. Geht ein Bruder in einen andern Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung und soll sich melden, wenn der Meister in dem Capitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme

„Urlaub“. Kommt er aber wieder, so soll er in dem Capitel sprechen: „Brüder, ich bin wieder gekommen mit meinem Willen“.

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Comthuren von Deutschland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Comthure von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Capitel gesammelt, so soll der, der an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlcomthur ernennen, und der Wahlcomthur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn, einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, wo möglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbuße gethan hat. Bei der Wahl soll der Wahlcomthur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und gültig, dann sollen sie es dem Convent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Te deum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am jüngsten Tage vor Gott bestehen möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große

Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft mißverstanden worden, auch in neuer Zeit*).

Selbstverständlich war der deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im funfzehnten Jahrhundert kein adlicher Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, welche nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß Geschlechter; der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, scheint auch diese Eigenschaft nicht gehabt zu haben, denn durch eine Bulle Papst Honorius III. von 1216 wurde bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag ertheilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Wahlreich zu einem Familienbesitz machten.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Theilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unabläßige Betheiligung des kriegerischen Theils der Deutschen erhalten. Da ist lehrreich, wie die Verfassung

*) So ist in dem ehrenwerthen Werke von de Wal und noch mehr bei J. Voigt und Späteren die Darstellung der Ordensverfassung häufig dadurch gestört, daß man die modernen Vorstellungen von deutschem Adel in Zustände des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hineingetragen hat.

des Ordens Ritterthum und Ansprüche der Bürger zu versöhnen sucht.

Höchster Repräsentant und Gebietiger der Bruderschaft war der Meister. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beschluß den Rath erfahrener Brüder oder die Erklärung des Convents oder die Entscheidung des großen Capitels der Ordensgemeinde einzuholen*), aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgestattet, erst als der Orden verfiel, wurde der Meister durch Wahlcapitulationen und Mitregierung der großen Aemter eingeengt.

Unter dem Meister standen die Aemter der Centralverwaltung. Zuerst der Großcomthur als höchster Verwaltungsbeamter, dann der Marschalk, das vorzugsweise ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großcomthur vor, im Hause dieser; auch in dem Orden war es schwer zwischen dem Minister des Innern und dem Kriegsminister, deren Competenzen sich oft kreuzten, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufseher über die Krankenpflege; der Trappirer, der die ganze Draperie des Ordens unter sich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handschuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand u. s. w.; dann der Trisorer (Treßler), Aufseher des geheimen Schatzes. Endlich der Kleincomthur, später Hauscomthur, als Stellvertreter des Großcomthurs.

Nach der Occupation Preußens wurden die Ordensschäffer wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. Die höchsten Gebietiger waren dort — ausgenommen Großcomthur und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Land-

*) Man unterschied später zwischen örtlichen, Provincial- und großen Capiteln. Der wichtige Unterschied zwischen Convent — zwölf Brüder und der Obere —, den verschiedenen Capiteln und einem Rath der Brüder, welchen der Großmeister sich wählt, ist in §. 8 der Gewohnheiten deutlich festgesetzt, für die Ordensgeschichte der älteren Zeit bisher nicht genügend beachtet.

gebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Centralverwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesammte Ordensgebiet in Landescomthureien getheilt, in späterer Zeit wurden große Gebiete unter das Commando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeister gestellt, das Ordensgebiet in Balleien getheilt, die Befehlshaber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Comthure, bei kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder des Ordens sind eine kleine Minderzahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden unabhängig zu sein, aber man ist bemüht sie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränkung, welche in der ersten Zeit dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächliche Pfaffen. Die Ordensgeistlichen tragen das Kreuz auf geschlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinlich schon früh von weißer Farbe war. In Preußen wird der Bedarf an Ordensgeistlichen sogar oft durch Pfaffen ergänzt, die dem Orden nicht als Brüder verlobt sind. Auch die geistlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, sind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder ist Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Theilnahme an dem Capitel und dem Princip nach auch das Convent- und Wahlrecht gleich. Auch das Kreuz und die Kleidung*) bis

*) Die Regel schrieb für die Kleidung geistliche Farbe vor, diese scheint bei den Brüdern im dreizehnten Jahrhundert braun gewesen zu sein. — Die geistlichen Farben des frühen Mittelalters sind weiß, schwarz, grau, braun (violet) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben sind weltlich — gilt gelb für die heidnische. Gelbe Schleier erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern um-

auf den Mantel. Unter ihnen sind die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist diesen versagt, nur der Rittergurt gestattet und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schaar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeister — und außer ihm wahrscheinlich jedes große Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und solche, welche es werden wollten, mit dem Ritterschwert zu bekleiden. Dagegen scheint der Orden weltlichen Ritterschlag nicht ertheilt zu haben. Den Kreuzfahrern schlug den Ritterschlag der vornehmste oder berühmteste Ritter des Zuges.. Wir wissen nicht, nach welchem Princip während der Heldenkämpfe des dreizehnten Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden selbst verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, welche in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Ritterthum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine große Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Comthuren, und daß in den harten Kämpfen und in der Nothzeit des Ordens bis zum Jahr 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet die

---

geschlungen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das schwarze Kreuz des Ordens besteht aus zwei Bandstreifen von etwa $^3/_4$ Ellen Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Brustseite so genäht, daß die vier Schenkel fast gleich sind. — Dem Halbkreuz der weltlichen, zuweilen verheiratheten Mitglieder, welche nicht das Gelübde abgelegt haben, und später als Halb-Brüder und Schwestern dem Orden affiliirt waren, fehlte — wenigstens seit dem vierzehnten Jahrhundert — der obere Schenkel, und es glich einem T.

vielfachen Geſchäfte des Ordensſtaats zu beſorgen; ſie vermochten ſelten zu leſen und zu ſchreiben, Handelſchaft war ihnen zuwider, Schifffahrt keine Reiterkunſt. Und der Orden hatte nach ſeiner Verfaſſung und bei ſeiner Zerſtreuung über weite Länder ein Syſtem der geſchriebenen Berichte und Rechnungen nöthig, welches mehr an modernes Beamtenthum erinnert, als irgend eine andere Landesorganiſation jener Zeit. Deßhalb waren dem Orden techniſche und geſchäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und dieſe Helfer konnte er nur dann zuverläſſig machen, wenn er ſie in den Orden aufnahm in unbedingte Gewalt und Gehorſam.

Aber ſelbſt für den Krieg reichte der rittermäßige Dienſt nicht aus. Sowohl im Orient als in Wald und Haide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich*). Auch unterhielt der Orden ſchon im Orient, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reitercorps, die Turcopolen, aus Orientalen und heimiſchem Zulauf. In Preußen ſchloß er wenigſtens einen Theil der Leichtbewaffneten in die Bruderſchaft ein.

Deßhalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine beſondere Abtheilung die Sarjanten**), ſie dienten zu Roß unter beſonderem Hauptmann. Wir dürfen muthmaßen, daß in Preußen viele derſelben Wittinge waren, Söhne heimiſcher

*) Wie unpraktiſch die ſchwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter andern die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Durbin.

**) Sarjant, romaniſirtes Wort, welches an Stelle deutſcher ähnlich lautender Wörter: sarling Krieger, gisaro Gerüſteter, sarawant? trat, bedeutet jeden Krieger, der das Sar (saro, sarawi, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußſoldaten, zuweilen den Knappen, weil ihm Waffenrock u. ſ. w. fehlen. Das alte fränkiſche Wort, welches nur noch in Sarabande, Tanz Gerüſteter, dauert, wurde von den Romanen lateiniſch durch serviens, Diener, gedeutet. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderſchaft, ſie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schaar ihrer Herren.

Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil sie nicht von christlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern ertheilte. Die Sarjanten trugen wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder bestand aus Technikern, Handwerkern, sämmtlich Mitgliedern der Conventstafel; endlich aus einer besondern Klasse, den dienenden Brüdern, auch diese noch durch höhere Tafel vor den reisigen Knechten ausgezeichnet, wahrscheinlich seit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterschieden. Ueber Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Elemente im Orden bis zum Jahr 1400 wissen wir wenig. Aber wir dürfen schließen, daß die Kämpfe zwischen ritterlich und bürgerlich, welche diese ganze Periode der deutschen Geschichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn sorgfältig achten die ältesten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern sowohl Antheil an der Verwaltung zu sichern, als sie nicht übermächtig werden zu lassen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenposten für Hochmeister und Marschalk gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern besetzt, dann sind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeister das Geheimniß des Ordensschatzes jemandem anvertrauen will, so sollen diese Vertrauten außer den vier höchsten Würdenträgern ein Priester und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauscomthur und ein Anderer, sein. Bei der entscheidenden Wahl, der des Hochmeisters, sollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlconventes 1 Priester, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Centralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Antheil.

Denn nicht nur die technischen Aemter des Krieges und die der Ordensschäffer wurden, wie es scheint, lange Zeit grundsätzlich an Nichtritter gegeben, es ist auch das Bestreben sichtbar, den höchsten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehülfen beizufügen, dem Marschalk den Turcopolier oder

Untermarſchalk, dem Großcomthur den Haus- oder Kleincomthur *).

In dieſer Weiſe gab die Bruderſchaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Theilnahme und bewahrte ſich doch einen vorwiegend ariſtokratiſchen Charakter. Dieſe Organiſation, welche Ritter, Bürger und Bauer für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, ſcheint bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts im Ganzen unverändert beſtanden zu haben. Wenn aber auch der Orden ſeinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anſchauungen über Rittermäßigkeit, welche ſich im 14. Jahrhundert in Deutſchland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um dieſe Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeiſter und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfniſſen des Ordens. War der Zudrang deutſcher Ritter groß und fand der Hochmeiſter Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, ſo beſchränkte man die Annahme der Nichtritter, ſoweit die großen Geſchäfte dies geſtatteten, ertheilte ihnen im Orden ſeltener den Ritterſchlag, und beſetzte die Aemter nur mit Rittermäßigen. Vollends ſeit ſich die Ritterbürtigen in Deutſchland zu erblichem Adelsſtand abſchloſſen und geneigt waren die Balleien und Revenüen des Ordens als ihr Privilegium zu betrachten, kam die Anſicht auf, daß die Bruderſchaft und Conventstafel nur den Weißmänteln und dem Adel gehören ſolle, und erhielt in Zuſätzen zum Ordensſtatut vorſichtigen Ausdruck.

Aber ſelbſt im funfzehnten Jahrhundert war der Ausſchluß der Bürger- und Bauerſöhne lange nicht durchzuſetzen. Schon deßhalb nicht, weil die deutſchen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf ſich zu nehmen. So groß war im J. 1406 der Mangel an ſchildbürtigen Ordens-

*) Der Hauscomthur wird z. B. in den Gewohnheiten §. 4 getrennt von den übrigen Würdenträgern hinter dem Prieſter neben einem Bruder, der nicht Ritter iſt, aufgeführt.

brüdern, daß der Hochmeister Konrad v. Jungingen zwei Ritter — es war ein Hatzfeld und ein Rammingen — durch Deutschland senden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es sollten aber nur solche von rittermäßigem Geschlecht sein. Diese Beschränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geschäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland noch mehr als in Preußen. Denn im Jahr 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man wenigstens in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern in den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Coblenz, alle Aemter und der ganze Convent nur aus nichtadlichen Brüdern beständen, daß der Comthur selbst ein Bürger aus Cöln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren systematisch darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum großen Aerger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte die Bürger fast ganz vom Orden auszuschließen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann von Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Der Meister, ein gewichtiger, ernster Mann, treu den Hohenstaufen und Kaiser Friedrich II. ergeben, gewandt in politischen Verhandlungen und in die großen Geschäfte des Reiches eng verflochten, wußte auch dem Papst zu gefallen. Ob das warme Interesse, welches Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit des Meisters zurückgeführt werden darf, ja ob dem Meister überhaupt der Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preußen zu erwerben, wissen wir nicht, als Treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr, und Hermann ist nur einmal nach Preußen gekommen und hat wichtige Verhandlungen, z. B. den Abschluß

mit dem livländiſchen Schwertorden nicht ſelbſt geführt. — Aber auch die Beſiedelung Preußens durch den Orden erfolgte in ſehr eigenthümlicher Weiſe, und dieſe Methode der Coloniſation ſoll hier, wo nicht Geſchichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbeſitz erſehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder verſucht, ſich im ſiebenbürgiſchen Burzenland feſtzuſetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geſchenkt, der Papſt aus dem Verband mit Ungarn gelöſt und für ein Lehn des heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerſtand der Ungarn und der niederdeutſchen Bauern, die dort angeſiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahr 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Maſovien, der an der Weichſel von ſeinen chriſtlichen Nachbarn und den heidniſchen Preußen bedrängt wurde. Im Jahr 1230 trat der Herzog eine Grenzlandſchaft im Norden von Maſovien an dem Oſtufer der Weichſel, das verwüſtete Kulmer Land an den Orden ab, und Papſt und Kaiſer verhießen dem Orden die Herrſchaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küſtenland von der Weichſel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Verſuchen ſie zu bekehren hartnäckig widerſtanden, ſie ſaßen in kleine Völkerſchaften getheilt, die ihre Landesgrenzen zum Theil durch Verhaue gegeneinander abgeſchloſſen hatten, unter Häuptlingen, alſo oft entzweit und ſchwer zu gemeinſamer That zu ſtacheln. Aus den ſpärlichen Ueberreſten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens ſchließen wir, daß ſie ein Zweig des großen lithauiſchen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den ſlaviſchen Nachbarvölkern fremder gegenüber ſtand als jetzt; aber ſehr vieles in dem Leben der Preußen ſtimmt auffallend zu den älteſten Zuſtänden der heid-

niſchen Germanen, welche vor ihnen — es war der gothiſche Stamm der Gepiden — an der Weichſelmündung gewohnt hatten: die Gaſtfreundſchaft, die Zechluſt, daß der Krieger im Hauſe an beſonderer Bank ſpeiſt, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die Pflicht der Frau den geſtorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volksthum, ſelbſt vor den Göttern der Feinde. Doch ſie ſaßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungsluſt zwiſchen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erſt durch die Bekehrungsverſuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menſchenreich, es hauſte in vielen Dörfern und umſchanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den chriſtlichen Völkern, die Ströme herauf kamen die Schiffe der Nordleute und Hanſen, und Landwege führten Waaren und Reiſende durch die lithauiſche Wildniß nach Nowgorod und in das Polenland*).

Aber nicht nur von Süden und Weſten her wurden die Preußen ſchon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutſche Coloniſten des Biſchofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordoſten hatten ſich die Küſte entlang chriſtliche Germanen angeſiedelt, die Dänen und Hanſen hatten unter dem Schutz kluger Biſchöfe in Livland ihre Contore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Biſchof von Riga geſtiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutſche Sprache und Herrſchaft aus über Kuren, Letten und Eſthen, von denen die ſchwarzröckigen Eſthen ein finniſcher

*) Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polniſch, auch nicht das ganze Land zwiſchen Weichſel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, ſcheinen nur Pogeſanen, Pomeſanen, Warmier, Barten, Nattangen, Sambiten, Galindier Preußen geweſen zu ſein, die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Lithauer.

Stamm, die weißen Letten und Kuren Miſchvölker aus lithauiſchem und finniſchem Blut waren. In Livland aber blieb der Biſchof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutſchen gegen die Ruſſen und Lithauer wurde erſchwert durch die Entfernung der Küſte von dem deutſchen Mutterland und durch die Oppoſition der Schwertbrüder gegen den geiſtlichen Oberherrn.

Die Brüder vom Marienhoſpital dachten im Jahr 1230 nicht daran, das Land Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen — die Zahl der Brüder, welche faſt in allen Ländern des Mittelmeers zerſtreut waren, reichte vielleicht nicht über das zweite Hundert. Sie hüteten ſich auch, ihre geringe Kraft in das Wagniß zu werfen, ja ſie hatten überhaupt keine Waffenkraft zu verwenden. Denn die perſönliche Anweſenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Beſitzungen hatte, durchaus nothwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geiſtlicher Orden immer ungefähr ſo viel Mitglieder, als er in ſeinen Häuſern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Der ſagenhaft überlieferte Ausruf Hermanns von Salza, er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder im Stegreif halten könne, entſprach ganz der Lage. In der That waren für Preußen nur ſieben Brüder disponibel zu machen. Nicht ſie hatten das Land zu erobern, ſondern die Kreuzfahrer, deren Strom der Papſt dahin zu richten ſuchte; Brüder des Ordens ſollten zur Stelle ſein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes übernehmen. Wuchs der Beſitz, dann wuchs entſprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährte Praxis vom Orient her.

Der Orden hatte bereits im Jahr 1226 zwei Brüder zu Konrad von Maſovien geſandt, dieſe niſteten ſich auf der Weſtſeite der Weichſel in einer kleinen Holzburg ein, die ſie Vogelſang nannten, von dort blickten ſie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes.

Im Jahr 1230 zog ein Bruder Hermann*) mit vier Brüdern den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nessau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preußischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahr 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preußische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Rosse standen, Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Ueberfall weichen könne**).

Im Jahr 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und Colonisten, er baute Burg und Stadt Kulm, ihm folgte eine

---

*) Der Beiname Balke, Balko nach dem vorhandenen Siegel, ist für jene Zeit nicht deutschem Brauch gemäß, wohl aber schlesischem. Zu polnischem oder schlesischem Ursprung würde auch Hermanns Sendung nach Schlesien im Jahr 1233 stimmen und der polnische Kreuzzug. — Die Siebenzahl der ersten Brüder wird nicht anzufechten sein. Im Jahr 1241 war die größte Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Nothzeit von 1260 ein Verlust von 80 (150) Brüdern. Die Zahl von 150 ausziehenden ist die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird.

**) Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäusern war gewöhnlich, selten fehlte einem stattlichen Hof die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Aeste geweitet und gedacht war. Es war auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamirten Geliebten. — Vogelsang war ein hübscher Name dieser Waldwarten.

Schaar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Coloniſten beſiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterſtadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahr 1233 zogen mehre polniſche Fürſten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piaſtenherzog mit vielen Schleſiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den erſten Winterfeldzug über das Eis und ſchlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomeſanien ward erobert und zwei Kriegsſchiffe gezimmert, — die erſten deutſchen Kriegsſchiffe, deren Namen wir wiſſen, „der Pilgrim“ und „Friedeland“, mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein ſtattliches Kreuzheer, diesmal Sachſen unter einem Herzog Otto von Braunſchweig, das gab kräftige Hilfe, ſeine lübiſchen Coloniſten erbauten die Stadt Elbing. Unterdeß war im Jahr 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländiſchen Schwertorden durchgeſetzt, der Landmeiſter von Preußen wurde auch Meiſter von Livland. Es waren großartige Anſprüche, die der Orden dadurch auf ſich nahm, aber auch endloſe neue Verwicklungen, und obgleich jetzt ein Orden über den deutſchen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindſchaft mehr als die Kraft geſteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidniſche Landſchaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küſte hergeſtellt war, entwickelte ſich das deutſche Leben in den hinteren Oſtſeeländern in anderer Weiſe. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meiſter untergeſtellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zuſammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausſtrömen der deutſchen Kreuzfahrer entſtand eine ſehr eigenthümliche Kriegführung und Coloniſation. Waren keine großen Kreuzſchaaren im Lande, dann ſaßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnißmäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verſtärkt, über einer unſicheren Bevölkerung, der ſie in dieſer erſten Zeit milde Be-

handlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutſchen Coloniſten, welche als ihre beſte Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdeß warben Papſt und Orden Anzug. Wer ſeine Sündenlaſt unleidlich fand, wer ein Gelübde gethan oder etwas Beſonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreiſe nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer ſein Glück verſuchen wollte, der heftete ſich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein ſtarker Schwarm von Chriſten in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft ſich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmſte Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Waſſer in das Heidenland. Es ſuchte die Feinde zu täuſchen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Punkte zu beſetzen, an Vorſprüngen der Flußufer und auf Hügeln, welche Umſchau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Befeſtigungen, welche vielleicht noch aus der Gothenzeit ſtammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geſchlagen, Palliſaden und Blockhäuſer errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Coloniſten des Kreuzheers in einer Unterſtadt angeſiedelt, auch ihre Hütten mit Gräben und Pfahlwerk umſchloſſen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerſtandskraft erhalte, ſo lange das fremde Heerlager ſicherte. Unterdeß wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geißeln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Häuptlinge ward durch Begünſtigungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen Leben Friſt gewährt ſich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann ſchlug die Menſchenwelle wieder weſtwärts, die Brüder ſuchten aus der Rückfluth ſo viel als möglich für ſich zu ſammeln, Anſiedler und Vorräthe. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge;

denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, ſie umſtellten die neu erbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Ueberfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Beſatzung, verbrannten das Caſtell, raubten die Unterſtadt aus, erſchlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildniß. Unterdeß überſchwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder ſaßen eng umſchloſſen und ſpähten ſorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden ſollten.

Da dies Fluthen und Ebben ſich faſt regelmäßig wiederholte, ſo richteten ſich die Bewohner der Landſchaft ſo gut ſie mochten darauf ein. An geſchützten Stellen, auf Höhen oder Inſeln der Seen und Flüſſe ſtanden Fliehhäuſer oder Umwallungen, wohin ſich die Coloniſten bei einem Allarm mit der beſten Habe retten konnten. Auf den Bau dieſer Blockhäuſer wurde große Sorgfalt verwandt, noch ſind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden daran zu helfen. In der erſten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutſchen mit gutem Grunde geſondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte anſah, kann man daraus ſchließen, daß Schenkwirthe nicht nur für ſich, auch für ihre Nachkommen das Privilegium erwirkten, zur Zeit einer Flucht in dieſen Häuſern allein ausſchenken zu dürfen.

Dieſe unſichere Lage beſtimmte auch die Politik des Ordens und der Coloniſten gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutſchen waren die kleine Minderzahl, und ſie mußten die Herrſcher bleiben. Sie waren deßhalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, welche von der Taufe Verbeſſerung ihrer Lage hofften, zu Chriſten zu machen und von den Laſten der Leibeigenſchaft zu befreien. Schon im Jahr 1237 mußte der Papſt zu Gunſten dieſer armen Preußen einſchreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahr 1241 in unaufhaltſamem Fortſchritt, er unterwarf faſt alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam die erſte Reaction. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten ſich im Aufſtande, elf Jahre dauerte die erſte Nothzeit, aber die Deutſchen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehre Jahre ſiegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutſchen Fürſten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen iſt, der Angabe nach 60,000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach ſeiner Abreiſe die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahr 1260 begann der zweite allgemeine Aufſtand der Preußen und Einbruch der Lithauer und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Racenkrieges im Lande tobten, auch der ſchwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalaunen bis zum Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüſtet, die Menſchen erſchlagen oder nach Lithauen geſchleppt. Der Brüder wurden wenig, die Verluſte waren nicht mehr zu ergänzen: ängſtlich ſahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, ſie aßen in der Noth ihre Roſſe und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, ſie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunſt vom Orden gelernt und verſtachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geiſel in deutſcher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wiſſen nicht, wie der Umſchwung möglich wurde, wohl weniger durch deutſche Hilfe, als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde, aber ſie ſiegten vollſtändig, ſie unterwarfen in den nächſten Jahren auch die hinteren Landſchaften an der

Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Christenthum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Noth und der folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemüthlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte der Enthusiasmus des Christenthums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluthen auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlugen mit der Ruthe ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Crucifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Hermann der Sarracene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältniß zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes", er aber sagte ausreitend den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude." Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen, und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarracenen, den die Jungfrau trug."

Und als ein Colonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den wunden noch lebend, er aber weigerte sich zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau

ſah ich auf der Walſtatt gehen, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, ſie umſchritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und ſprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegſt du auf zu ewiger Freude.“ Und eine Frau in Deutſchland, deren Bruder im Orden ſtand, hörte in der Nacht das Wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klauſe vorüberziehen und frug hinaus: „Wohin?“ Da riefen die Geiſter: „Nach Preußen, dort iſt morgen große Schlacht.“ Sie ſprach: „Kehrt ihr zurück, ſo kündet mir den Ausgang.“ Und als die Geiſter zurückfuhren, riefen ſie: „Die Chriſten haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten ſind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunſt willen in die Schlacht geritten ſind.“ Auch die Bürger von Elbing ſahen von der Stadtmauer, als ihre Genoſſen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geſchlecht, welches in dieſen Fehden heraufwuchs, ein Bruder Engelko, ein Weſtphale, trug ein eiſernes Panzerhemd ſtatt ſeinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verroſtet war, er verbrauchte vier ſolcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker, eiſerner Kette gegürtet. Der Comthur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beſchuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, ſo daß der Papſt zornig wurde, den Comthur abſetzte und ihn mit dem Convent, der beigeſtimmt, zur Jahrbuße verurtheilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erſchlagen ſind, wird den Frauen geſtattet, daß ſie ohne Sünde ſofort die Knechte und Buben der Stadt heirathen, damit die Colonie nicht untergehe. Da ſahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen ſchönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln ſpielen, beide wollten ihn haben, die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und

verlobte ſich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein ſo wackrer Mann, daß er ſeines Gleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da vertheidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen ſich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Lithauer und erſchlugen ſie.

In dieſer Periode des Blutes und der Zerſtörung, heimlicher Ueberfälle und tückiſcher Liſt wurde viel Unmenſchliches begangen, Greuelthaten auf beiden Seiten, aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegenſatz zu den wilderen Lithauern nicht ſelten eine Rückſicht und Schonung zeigten, die uns überraſcht. Neben einzelnen Fällen von brutaler Grauſamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrſcheinlich Acte perſönlichen Haſſes waren, melden die chriſtlichen Berichterſtatter auch andere Züge von freundlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen werth, und ſie ließen ihn dies in der Gefangenſchaft wohl entgelten. Auch den Preußen waren dieſe Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den ſie geleiſtet, zum Opfer. Zumal ein Theil der alten Häuptlingsfamilien ſtand auf Seite des Ordens, nach dem Siege wurden dieſe Treuen durch Lehnsbeſitz mit beſſerem Rechte und durch Landſchenkungen belohnt. Und es wurde Grundſatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rückſicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Dieſe Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange in den Ordensburgen und den Trinkſtuben der Coloniſten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Theile, welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf

eigene Faust führten, von den Deutschen Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen“ genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser, den Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Lithauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Comthur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei welcher fast alle Häuptlinge der Lithauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Lithauen setzte er mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing. In ihrem Versteck wurde die Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlingen so lange den Ruf, bis er sie zusammenhatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle, und gewann seinen ersten Raub und die neue

Beute. Einſt ritt er mit einem Ordensbruder ſpähend im Walde, da wurden ſie von fünf Perſonen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefeſſelten, drei folgten dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, rieth ihnen aber, als ein in ſolchen Geſchäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit dieſe nicht durch ſein Blut unbrauchbar würden. Als ſie ihm dazu die Arme losbanden, ſchlug er ſie beide tot, löſte die Bande des Bruders und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genoſſen durch 20 Preußen auf der Raſt überfallen, weil ſeine beiden Wachen geſchlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen ſtritten hart, dreimal ſchloſſen die Ueberlebenden beider Theile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag auszuruhen, bevor ſie wieder zuſammenſchlügen. Zuletzt verſtummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte ſeine Bande zu löſen, lief zur Kampfſtatt und fand alles tot, nur Martin lag wund aber lebend über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußiſchen Urwaldes, Mucko aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeiſter nahm ſeinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürſtlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderſchaft mit ſeinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in geſicherter Herrſchaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Hanſa, zahlreiche deutſche Grundbeſitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Faſt ein Jahrhundert konnte Preußen für das beſtregierte Land der Deutſchen gelten. Während Fehden

und Straßenraub faſt überall die Entwicklung aufhielten, ſicherte der Orden mit feſter Hand die Ruhe im Lande. Noch war ſein Intereſſe eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußiſchen Hanſen ſtanden zu ihm mehr als Verbündete wie als Unterthanen, auch der Orden rüſtete Schiffe und trieb Kaufmannſchaft wie ſie, und beide hatten im ganzen dieſelben Handelsintereſſen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußiſchen Hanſen, aber ſie reſpectirten die Waarenballen des Ordens. Auch für den Landbau ſeiner abhängigen Leute ſorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt und die Preußen freuten ſich ihres guten Obſtes, die Comthureien wurden modernen Kreisämtern ähnlich und die Arbeitstheilung in der Centralſtelle und den großen Aemtern, die ſorgfältigen Rechnungen und geſchriebenen Berichte erhielten eine Energie und Ordnung in den Geſchäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unſühnbarer Gegenſatz zwiſchen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er ſich mit den höchſten Intereſſen deſſelben innig verband, und zwiſchen ſeiner mönchiſchen Verfaſſung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutſche Lehnsherren und Bürger gab, ja der Orden hatte ſich zu wahren, daß die Söhne preußiſcher Gutsherren und Städter in ihm ſelbſt nicht zu einflußreich wurden und den Zuſammenhang der preußiſchen Ordenscapitel mit den deutſchen Häuſern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußiſch geworden und konnte es nicht werden, der Widerſpruch ſeiner Balleien in Deutſchland und Oeſtreich konnte bei jeder Hochmeiſterwahl die Bruderſchaft in Zwiſt und Verfall bringen. Er war alſo auf ein unabläſſiges Zuſtrömen deutſcher Brüder angewieſen, wenn er ſich gegen die Slaven, gegen die deutſchen Städte und gegen die rittermäßigen Familien

ſeiner Landſchaften behaupten wollte. Aber das Material, welches die Deutſchen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutſche, welcher jetzt noch die Ordensgelübde auf ſich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche privilegirter Wohlſtand entwickelt, kamen in den Comthureien die Ausſchweifungen des Cölibats. Auch die kriegeriſche Energie der Schildträger hatte ſehr abgenommen, aber ihre Anſprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit ſeiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schifffahrt, Verwaltung — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigſte aller Hochmeiſter, ſah ſich genöthigt auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden —, und doch nahm in dem Orden die Tendenz überhand, daß ſeine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Ritterthum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchsthum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unabläſſig durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzfahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterſchaaren dauerten bis an das fünfzehnte Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegeriſchen Spielerei, bei welcher der Ritterſchlag, den der Orden ertheilte, reiche Feſte, Tjoſt und Turnier faſt wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für ſolchen Zug nach Preußen ſuchte man allen Glanz des Ritterthums, der in Deutſchland geſchwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Roſſe, Rüſtung und Gewand der Schaar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet um das Reiſegeld zu ſchaffen, und doch hatte man wahrſcheinlich bei der Heimkehr mit Geldnoth zu kämpfen. Auch eigenthümlicher Ritterbrauch bildete ſich dabei aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die ſtolzen Normannen, welche noch lange die höfiſchen Spiele trieben, als ſie den Deutſchen entfremdet waren. Auch die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens.

Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürsten und Edle Schätze sehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reisten. In der That wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen *).

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben, Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm VI. von Holland, gab auf seinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dortrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte freilich über 25,000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch welche der Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schaar mitbrachte, dem wurde leicht sein neuer Goldstoff und die schwer gewonnenen Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Thurm eines westphälischen oder märkischen Raubhauses. So wurde im Jahr 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein Junker, den er mit Leuten vorausgesandt hatte, von böhmischen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgefangen, die

*) Nach den Ordensschätzen suchten die Schatzgräber noch in der neuen Zeit. Eine vielbesprochene Schatzgräberei im Jahr 1713 forderte von den Mauern der Marienburg sogar einen Schatz, der noch vor dem deutschen Orden daselbst deponirt sein sollte.

Lösung aus dem Gefängniß von Werdenstein betrug 1500 Ducaten und die entblößten Gesandten mußten neu ausgerüstet werden. Im Jahr 1353 wurde eine vorausgesandte Schaar des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die westphälische Genossenschaft, welche sich später als „Benglerbund" eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Haide überfallen, es war ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein großer Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämmtlich reiche Leute, einer derselben kaufte von dem Lösegeld die Burg Loen bei Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahr 1388 wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erste aus dem Jülichschen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geschleppt — nicht ohne Mitwissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte großen Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritterschaft und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche Steuer für das Lösegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde schwören, daß die That ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegslustige Schaar in Preußen an, so fand sie vielleicht keine Expedition vorbereitet und den Orden nicht in der Lage seine Mannschaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterspiel und Banketten friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen Kreuzfahrten wohl lästig werden. In der That wurden sie ein Verhängniß für den Orden. Er konnte das Ansehen, das sie ihm gaben, nicht missen, er mußte unabläßig als Vorkämpfer der Christen gegen die Heiden erscheinen und er mußte sich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille der Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Lithauer war nicht mehr zu denken, seit die große Pest von 1350 den Ueberschuß an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt der Landcolonien auf —,

die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slavenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine Terrainkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen", ausgewetterte Gesellen, welche in Urwald, Sumpf und Haide Bescheid wußten und Sprache und Brauch der Lithauer kannten. Diese „Leitsleute" waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Lithauer, häufig „Tolke", d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt die Wege für den Zug auszukundschaften. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie lang der Weg, wie breit der Fluß, der Morast, die Furt, der Wald sei, wo ein Pfad mit Aexten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet wurde an seiner Ostgrenze von Lithauen durch eine Wildniß getrennt, welche mehre Tagemärsche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Osten einer Linie, welche von Labiau und Wehlau nach Rastenburg reicht. Einen Tagemarsch davon lagen binnen der Grenze die starken Ordensburgen Ragnit, Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Lötzenburg, Eckersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene", Baumverschanzungen geschützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Osten erstreckte sich von Norden nach Süden der verschanzte Grenzwald, der Baite, oder Baitin (von goth. baidei, die Zwinge, Sperre), welcher nach der lithauischen Seite durch Verhaue, große Schüttungen und Gräben geschlossen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäusern oder Warten da gedeckt, wo Waldwege den Aus- und Eingang gestatteten. Diese

Straßensperren, welche im 14. Jahrhundert in Deutschland Schläge, in Preußen gewöhnlicher mit slavischer Aussprache jenes altgermanischen Wortes — Baitschen oder Waitschen genannt wurden, waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden; sie enthielten einige Mannschaft und wenige Standarmbrüste hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarschalk mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. In Waldeslichtung oder auf kahler Haide, in einer Einsamkeit und Stille, die Monate lang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Lithauer auf der Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Besatzung that ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältigt, dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den die Christen in lithauische Dörfer getragen, und die Stätte der zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wanderer.

Noch außerhalb dieser befestigten Grenzen versuchte der Orden sich auf lithauischem Grunde festzusetzen, er baute am Memelstrom mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber dieser äußere Landerwerb blieb sehr unsicher. Denn auch die kriegerischen Lithauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der lithauischen Seite standen feste Grenzburgen, die lithauischen Grenzer hielten Wache an den Straßen und hinter ihren Hegenen, die lithauischen Fürsten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu bestechen. Auch sie rüsteten ihre Ueberfälle mit größter Heimlichkeit; als der schlaue Kynstut einen Einbruch ins Ordensland bereitete, stellte er sich

vorher krank und ging auf Krücken um die Ordensbrüder ſicher zu machen. Und dieſe Liſt gelang.

Da man bei den „Reiſen“ in Feindesland mehre Tagemärſche durch eine Wildniß ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menſchen, nur an einzelnen Stellen für die Thiere Nahrung bot, ſo waren beſondere Maßregeln nöthig. Bei einem Einbruch in das Auxtote, das lithauiſche Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reiſen gingen, mußten dem Heere Schaaren von Landleuten mit Aexten vorausgehen, welche die Wälder und die Hegenen der Lithauer „räumten“. Futter und Koſt wurde auf mehre Tage mitgenommen, auch die Stellen beſtimmt, wo daſſelbe für die Heimreiſe bewahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuſer zuſammengeſchlagen oder ſichere Verſtecke gewählt, in denen die „Maja“ niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher ſorglich erwogen ſein bei einem Zug durch pfadloſen Wald, zwiſchen Seen, Moor und Sumpf und zwiſchen weiten Waſſerlachen, die nach jeder Ueberſchwemmung andere Ausdehnung hatten. Deßhalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Ueberraſchung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der erſten Begegnung, dann war rathſam auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unſicher, die Rückkehr ſehr gefährdet.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei ſtarkem Froſt möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit feſter Eiskruſte überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landſchaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundloſe Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine ſchwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch rothen Nordſchein ſchreckhaft.

Fiel Thauwetter ein, ſo kehrte man in der Regel ebenfalls ſchnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Ueberſchreiten des Eiſes wurde das Heer in breiter Strecke ge-

dehnt, um die Last auf größeren Raum zu vertheilen. In der Noth geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht in Colonne über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Thal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Berathung mit der Mannschaft angestellt, ob es rathsam sei die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewayte“. Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingesteckt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priestercapeller die Tageszeiten läuten ließ, der geweihte Raum mit der Capellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufers gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marschalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aufsitzen bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten und jeder mußte seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubniß sein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten

die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte", die Schaar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschalk, die Schaar der Sarjanten der Turcopolier oder Untermarschalk. Der Marschalk durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Witunge. In der Hauptschaar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Der Transport von Geschützen durch die Wildniß war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahr 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft, war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung, und keinen politischen Zweck, als die Wunden in Lithauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verrathen, so wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich sammelten. Kam man vor die erste Burg der Lithauer, dann wurden den fremden Gästen zur Ehre die Banner des Ordens und der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie vom Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten, dann ertheilte der vornehmste Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so suchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahr 1304 begannen dieſe unrühmlichen „Reiſen“ für Kreuzgäſte, und ſie wurden leider wegen Zügelloſigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer ſich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen der chriſtlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 ſchließen. Dort plünderten ſie auch chriſtliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligthum, und ſie thaten was in jener wilden Landſchaft laute Klagen aufregte, ſie entehrten Frauen und riſſen ihnen die Kleider vom Leibe, ſo daß dieſe nach Ausſage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche ſaßen, „entblößt wie der Finger an der Hand.“ Schon im Jahr 1343 erhob ſich die Klage in der Chriſtenheit, daß der Orden dem König von Lithauen und ſeinem Volk die Taufe verweigert habe, und es ſei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden ſogar ſeine Leibeigenen verhindere Chriſten zu werden, wie flehentlich dieſe darum bäten, weil er von ihnen eine Heidenſteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

Der ehrliche Sinn der Deutſchen aber war durch dieſe Karrikaturen der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuſchen. „Selten freut ſich ein kluger Mann“, ſchrieb nach dem Jahr 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreiſen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim ſeine Leute unter der Herrſchaft Ruchloſer, beſſere That wäre, er nähme einen Strick, dieſe an eine Weide zu hängen, es giebt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber ſie bringen nichts, nur das Geld tragen ſie fort von uns in die Heidenſchaft, hat einer ſein Leben vergeudet, ſo will er zuletzt ſeine Sünden büßen durch ſolche Fahrt, die ihm keinen Segen ſchafft“ *).

*) Scriptt. rer. Pruss. II, 170 ff.

Anders freilich sah die Kreuzfahrten an, wer selbst unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vortheil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänger. Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Peter mit dem Beinamen Suchdenwirth, der nach 1350 in nachlässigen Versen die Ritterthaten solcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens anhing. Er ist ausgezeichnetes Exemplar einer besonderen Klasse von Leuten, welche bis zum dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterspiele und Schützenfeste besingen. Wie elend ihre Reimereien in der Regel sind, wir verdanken ihnen doch vieles Detail über Sitte und Brauch des Kreises, in welchem sie als helfende Ordner und redefertige Diener thätig waren. Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, welche Peter in Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrechts von Oestreich vom Jahr 1377 seinem Inhalt nach mitgetheilt, er ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt präconisirt. Peter erzählt in seinem Gedicht von Herzog Albrechts Ritterschaft folgendermaßen:

„Im Jahr Christi 1377 hob sich der tugendliche Herzog Albrecht von Oestreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter zu werden, denn ihm däuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In seinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja sammelte sich die Schaar, nie sah man so vieles Volk so wohl gewappnet und beritten, die Ritter hatten sich auf das herrlichste geschmückt mit Rossen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer ohne Frevel zu üben durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog schöne Frauen in das Schloß, sie kamen geschmückt wie Anger und Wald im Maien, man sah dort viel

Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. Dort bat man dem edlen Fürſten wieder die Frauen zu Gaſte. Man ſah dort rothen Mund und Wangen glänzen, ſchönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte ſich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meiſter Winrich von Kniprode ſaß. Der edle Herr erwies dem Fürſten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Koſt. Darnach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette die Gäſte zu laden, es wurde in höfiſcher Weiſe wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schloſſe. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Poſaunen und Pfeifen geblaſen, es war Ueberfluß an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welſcher und öſtreichiſcher Wein und klarer Reifal in goldenen und ſilbernen Gefäßen geſchenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürſt milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug ſilberne und goldene Becher als Ehrengeſchenk auf; die goldenen erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappenrecht zu den beſten ihres Landes gehörten, ein Holſteiner, ein Heſſe und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein, „leert ſie“, rief man ihnen zu. „Gott vergelt' es“; auch ich erhielt mein Theil. Darauf wurde zehn Tage lang geraſtet und viel Hof gehalten. Auch der Meiſter gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentiſch beſetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des öſtreichiſchen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Ritterthat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reiſe in die Lithau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marſchalk und

die Führer verordneten, jeder mußte sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein mehr als Noth war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Oestreicher und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30,000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tausend Mann, welche mit den Aexten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildniß, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Haide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid that uns Moos und Moor. Das Heer zog quer durch die Wustung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Aeste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedergerissen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl oder weh that. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei „die Preußen überfallen uns"; Pferde und Saumthiere, die mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein wurden verstaucht. Da hörte Spaß und Lachen auf, auch die Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf

Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu freſſen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Roſſe und rannte. Zuvorderſt die Rennfahne Ragnit, nach Landesſitte, darauf folgte St. Georgs Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meiſters, dabei das Banner von Oeſtreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die ſtolzen Helden führten Kränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau in Minnedienſt geſellt war, dem hatte ihre Gunſt Kleinode von Gold, Silber, Edelſtein und Perlen geſchenkt, die glänzten auf den Eiſenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werthen Gäſte in das Land, welches Samaiten heißt: aber als ungebetene Gäſte kamen ſie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erſte Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wohl ſechzig tot, das Dorf wurde angeſteckt, daß es hoch in die Lüfte braunte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus ſeiner Scheide, ſchwenkte es in den Lüften und ſprach zu Herzog Albrecht: „Beſſer Ritter denne Knecht", und ſchlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demſelben Tage wurden 74 Ritter gemacht, der Fürſt nahm jetzt ſein Schwert und ſchlug Ritter, ſo oft man das von ihm begehrte, der edlen Chriſtenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Chriſten gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man ſtach und ſchlug; was ihnen weh that, das that uns wohl. Das Land war voll an Menſchen und Gut, wir hatten unſere Luſt daran, es war den Chriſten Gewinn, den Heiden Verluſt. Da war frohe Zeit.

Das Heer ſchlug ſich auf ein Feld, ſchöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu geſteckt von der Herrſchaft und den Ländern, daß ſich alle daran erkannten, die zu dem Heere ge-

hörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdroß das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrieen mit lauter Stimme wilden Thieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschalk in Preußenland, Gottfried von Linden, stille halten, bis jedermann mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und theilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Schaaren. Die Heiden aber schrieen sehr in dem Busch und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode, Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe, Kühe, Pferde, Hausrath und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschalk und der Meister mit dem Kriegsrath vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr besetze, seitdem konnten wir ohne Sorge schlafen und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Rossienien. Dort wurde verwüstet, gebrannt und erschlagen in Haide und Busch, gerade wie man Füchse und Hasen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und stach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden suchten ihren Vortheil im Walde, im Gebüsch und auf dem

Moos. Denn wer ſich verrannte, dem fiel ſein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab“, ſchrien dann die Unſern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß ſich die Reiter in dem Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte ſogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürſten von Oeſtreich und alle neuen Ritter zu einem Abendeſſen, 82 neue Ritter ſaßen am Tiſche und man trug ihnen neun Herreneſſen auf. Die Koſt hatte der Wirth mit ſich gebracht, und fern war der Markt, wo er ſie gekauft hatte, denn es war ein Hirſch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterſchaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unſern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen ſtieg in dem Lande ſo großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne ſehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterſchlag. Das Heer aber verwüſtete drei ganze Länder.

Da brach ſchlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Froſt, drei Tage und Nächte goß es in uns, die Koſt verdarb, der Harniſch roſtete, ſo kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Waſſer kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück ans Land herüber“. Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Moraſt; der eine ſchwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog beſtieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Waſſer, da ſchlug der Wind gewaltig um auf das kuriſche Haff zu, daß mancher meinte, es würde

ſein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verſchlagen, ſchwach, müde, druſig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildniß, ſie heißt der Grauden, nie ritt ich ſo ſchlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor ſtand, dann lag vor ihm ein großer Bach und der Reiter trieb mit Sporen und Geſchrei, es mußte in der Noth hinüber, und wenn es ihm das Leben koſtete.

Es war uns eilig nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog ſandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und ſilberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrenſold. Der Meiſter und der Orden dankten dem von Oeſtreich, daß er mit ſolcher Zucht in ihrem Heere gereiſt war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbeſcheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas ſchuldig ſei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Darnach zog man heimwärts; zu Rieſenburg kam dem Fürſten eine Botſchaft, ſeine ſchöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war ſein erſtes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Oeſtreich geboren war, die edle Fürſtin hatte viel Mägde und Frauen von edler Geburt, dieſe erwieſen ſich ſehr freundlich und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürſtin aber gab jedem was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Roſſe ſchenkte die Herzogin und ſechzehn Stücke Goldſtoff, ihr Name Agnes ſteht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberſchleſien) und Mähren nach Oeſtreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rath, daß er ſich St. Georg zum Geſellen nehme und an die Worte denke: „Beſſer Ritter denne Knecht“. Dann wird ſein Name mit Lob geziert. Mit Treue rath ich's, Suchenwirt.“

Soweit der Spruchsprecher. — Aber diese getünchte Herrlichkeit des absterbenden Ritterthums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längst war der Gehorsam verschwunden, vergebens bemühten sich strenge Gebietiger die Regel einzuschärfen. In ihren Comthureien saßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutschen Grundbesitzer des Landes empfanden allmälig, daß der Orden sie niederhielt um über sie zu herrschen. So lange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl, trugen sie auch seine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Lithauer Christen wurden. Seitdem war sein Untergang entschieden. Jetzt ging das Interesse der Kirche und der Christenheit nicht mehr gegen die slavischen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Lithauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes suchten Hilfe gegen den Orden in einem großen Bunde den sie mit einander schlossen, endlich sogar bei den polnischen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er siechte seitdem in Geldnoth und Zuchtlosigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutschland, die deutsche Stadt Danzig und das Weichselgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polnische Herrschaft, die den Hansen und Ständen erträglicher däuchte als das kraftlose und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgestorben säculariſirt.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Großen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hanseſtadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst in diesem Jahrhundert mit

Preußen, das alte Ordensland erſt in der neueſten Zeit mit Deutſchland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt ſich im Orden und bei den Hanſen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zuſammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewiſſes Hausrecht im Orden hätten. Im Jahr 1445 forderte der Bürgermeiſter Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geſchlechtern — für ſeinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutſche Inſchrift am Rathhauſe von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanſe damals den Orden anſah:

Viele Chriſten ſind von großer Hitze krank geworden;
Das gab eine Urſache dem ritterlichen deutſchen Orden,
Der von den Bremern und Lübiſchen zuerſt anfängt,
Darnach hat ſich der Adel auch mit angehängt. —
Und niemand ſoll geſtattet werden in den Orden
Als der von Adel geboren, er ſei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.

7.

Besiedelung des Ostens.

Vom Bord der Hansen.

Wer mit seinen Waarenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagniß solcher Reise auf sich zu nehmen. Und wer seinen Vortheil verfolgte unter räuberischen Landsleuten oder fremdländischen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denselben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rücksicht auf den Vortheil anderer und Geduld bei der Concurrenz seiner Genossen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geschäft ein sehr eigensüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, sich allein die Früchte seiner Anstrengung zu sichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindschaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung seiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waaren der Fremden nur durch seine Hand gewähren wollte. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, band er sich mit Schwurgenossen, aber auch dieser Verband suchte zuerst Vorrecht und Privilegium und wußte seine Stadt oder einen Bund von Städten zu bestimmen, daß sie seine Handelsinteressen vertraten, Flotten rüsteten und Krieg führten, damit die Gesellschaft den besten Markt behielte. Und der

Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgültig auf Gewaltthat und vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieser harte und abschließende Egoismus des Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zuerst aus Isolirung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Cultur verbreitet, er hat die Räuber der Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenlande und an den Küsten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strande und auf unwirthlicher Haide, hat das Christenthum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerst die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der so gefügig gegen starke Uebermacht und so unduldsam gegen seine deutschen Rivalen war, hat die Ehre seiner Nation, die Ueberlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und die Grenzen des Reichs bewacht und erweitert in einer Zeit, in welcher Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht im Stande waren nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Thätigkeit des Kaufmanns, welche so leicht selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere auf die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienste hat, auch den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Handel in jedem Stadium seiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deßhalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Verkehr zum besten Vortheil macht, schafft er gesunde und dauerhafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflicht-

gefühl ſo viel kleiner war als jetzt, und die Begehrlichkeit ſo viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetiſche Sehnſucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagniß galt. Es iſt wahr, der Credit wurde nicht ſo leicht und ſorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, ſo ſuchte er am liebſten Waare gegen Waare oder gegen baares Geld umzuſetzen, und wenn er Credit gab, forderte er eine Sicherheit in notarieller Urkunde, indem er das Geſchäft in das Rathsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter dieſen vorſichtigen Formen beſtand trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der andere das geſchloſſene Geſchäft, Handſchlag und gemeinſamen Trunk ehren werde. Jeder anſehnlichen Stadt war vortheilhaft ihren Fabrikaten dadurch guten Abſatz zu verſchaffen, daß ſie dieſelben von ſicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flamländiſchen Webers galten auf allen Handelscontoren Europas als Gewähr für die Güte der Waare. Wenn das Schiff eines Hanſen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauſchhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen, und wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig beſprach für die nächſte Schifffahrt, ſo mußten beide Theile ein ganzes Jahr lang die Zuverſicht haben, daß der andere zur beſtimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küſte machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geſchäftliche Zutrauen ſehr früh beſtimmte Formen gewonnen. Die Geldanweiſungen auf befreundete Häuſer waren nirgend zu entbehren, ſeit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts wird auch die Ueber-

tragung dieſer Anweiſungen auf dritte und die Bürgſchaft dritter durch angehängte Siegel in Deutſchland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahlloſe Erfindungen und Genüſſe des Südens zu einem deutſchen Bedürfniß gemacht, die Küſten des Mittelmeers, der große Markt Conſtantinopel und die Handelsſtädte der Italiener waren dem bewanderten Deutſchen vertrauter als manche Landſchaften des römiſchen Reiches, Wageluſt und Unternehmungsgeiſt waren hoch geſteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufſchwung des deutſchen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutſche Handel — das Culturverhältniß der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, faſt der geſammte Landhandel nach der Welt des Oſtens und beide Nordmeere bis über die holländiſche Küſte ſtanden damals unter Herrſchaft des deutſchen Kaufmanns, der in den großen Marktſtädten Mitteldeutſchlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waaren des Nordens und Südens tauſchte.

Aber auf keinem Gebiet irdiſcher Intereſſen wird der Unterſchied zwiſchen Oberdeutſchen und Niederdeutſchen ſo bemerkbar, als in der Thätigkeit, welche nationale Schranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung ſtehen im Verkehr der Ober- und Niederdeutſchen gegen einander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Baſel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kaufen zumeiſt von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Cultur älter iſt, bei ihnen gewinnt der Handel zuerſt faſt moderne Formen in feſter Verbindung mit großen fremdländiſchen Geſchäften; dort zieht mit Waaren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunſtgeſchmack, einige Wiſſenſchaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der ſüddeutſche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medicin

ſtudiren, und der gelehrte Juriſt, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriciern der Stadt gerechnet; der Kaufmann iſt oft ſelbſt Weber, und auf der Fabrikation der verſchiedenen Stoffe, welche die Innungen ſeiner Stadt in beſonderer Güte verfertigen, beruht die Größe ſeines Geſchäfts. Ein Nürnberger Geſchlechter richtet 1390 die erſte Papierfabrik in Deutſchland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahr ſpäter die Kunſt, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geſchäftliche Verbindungen ſind die hochdeutſchen Kaufleute mit großen Fürſten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein perſönliches und Parteiintereſſe bei den inneren Händeln des Reiches. Die franzöſiſchen Moden, welche ſchon damals den feinen Mann beherrſchen, werden zuerſt von den Geſchlechtern aufgenommen, und ebenſo wie das Ritterthum in Süddeutſchland ſich höfiſcher entwickelt hat, ſo zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modiſches und zuweilen fremdländiſches Weſen. Jede Stadt im Süden hat ferner ſo eigenthümliche Handelsintereſſen, daß ſie denen ihrer Nachbarn faſt immer abgeneigt oder gefährlich ſind; die Städte vereinigen ſich einmal zu Bünden, weil die Unſicherheit der Landſtraßen als gemeinſames Leiden gefühlt wird, aber es ſind Vertheidigungsbündniſſe gegen Fürſten und Vaſallen, nicht Verträge zu gemeinſamem Handel und ſie haben geringe Dauer; jede Stadt erſtarkt für ſich allein, in bewußtem Gegenſatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutſche Sprache altheimiſch oder durch ſächſiſche Coloniſten eingebürgert iſt. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Weſtphalen, in dem großen Cöln das Intereſſe vorzugsweiſe nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendſte Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landſtädte betheiligen ſich als Rheder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und ſeine Diener ſind lange Zeit ſelbſt die Reiſenden, ſie ſind vorzugsweiſe die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wageluſtige Abenteurer, welche Haus und Heimath leicht mit

der Fremde vertauſchen. Viel alterthümliche und rauhe Sitte erhält ſich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutſche Kaufmann iſt Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheſte Gedeihen des Seehandels auf dem Export heimiſcher Arbeiten, aber in den größten Städten der Sachſen iſt die Fabrikation weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohſtoffe und Waaren der Fremde. Und der Gewinn dieſer Waaren iſt mit Wagniß und Gefahr verbunden, welche die ſtärkſte Manneskraft in Anſpruch nehmen und einen trotzigen, herriſchen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hanſa reicht faſt genau ſo weit als die niederdeutſche Sprache, ſie iſt eine Verbindung vieler Städte zu gemeinſamem Handel in der Fremde, nicht zur Vertheidigung, ſondern zur Eroberung.

Ein Unterſchied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannſchaft trieb, mußte geübt ſein den Werth des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reiſe das Silbergeld der verſchiedenen Landſchaften und Städte betrachtete. Die Kaiſer hatten ihr altes Münzrecht den Reichsſtädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landſtädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Beſitz reicher Familien gekommen, die zahlloſen Münzſtätten, die Verſchiedenheiten der Metallgewichte, welche zu Grunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werthe an ſtadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz that das übrige. Da ſchlechter ausgebrachte Münze immer die beſſere einer Landſchaft verdrängte, ſo wurden auch gewiſſenhafte Stadtgemeinden gezwungen allmälig ſchlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeiſter beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann verſtand die Schande auf einen ſeiner

Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich eben so wenig behauptete. Es war der beste Vortheil des Großhandels, daß er nach verhältnißmäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die cölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihr Guldein geschlagen, darauf die Venetianer ihren Ducaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch Schrot und Korn dieser Goldstücke stand durch diese Jahrhunderte nicht ganz fest, sie waren im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwerth unseres Ducaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältniß zum Golde etwa ein Viertheil höheren Werth als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich c. 11 Pfund Silber, jetzt 1 : c. $15^1/_2$).

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde, die Fische des Asow'schen Meeres bezog er über Lemberg, seine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Constantinopel, Perlen, cyprische Weine, Gold- und Silberwaaren über Venedig und Genua, die zahllosen Producte der Mittelmeerländer: Oel, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waaren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Mastricht mit seinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Theil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht, das Pfund und die Mark, ursprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Werth fast in jeder Stadt und in jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unablässige Verschlechterung des Geldes viel zu schaffen, sie

brachte in seinen Handel den größten, fast unberechenbaren Gewinn und Verlust, denn in jeder Stadt war der Curs fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechselnder; aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in seinem Contor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Ostens, in Gothland die Fische und Felle des Nordens und verkaufte in seinem Stahlhofe in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundsspeck aus der Ostsee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmälig entstand der Bund der Hansastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung, die Steuer, welche sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vortheils in England, auf Gothland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmälig an, lange banden sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenflossen. Doch nicht jede größere Stadt schloß jeden wichtigen Vertrag; in den ältesten Freibriefen, welche fremde Könige den Hansen zutheilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hansabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweise auf den Fabrikaten der Landschaft beruhte, und zwischen den Interessen der wendischen und preußischen Städte, welche vorzugsweise Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waaren trieben. Von Cöln und seinen Nachbarn begann die Hansa, aber die wendischen Seeplätze erhielten das Uebergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Cölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen Abschluß

von Verträgen, in denen ſie Begünſtigung vor den Bundesgenoſſen ſuchten.

So hatten ſeit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hanſen in vielen Fällen beſtanden, bis 1367 zu Cöln die Städte einen großen Bund gegen König Woldemar von Dänemark ſchloſſen und drei Jahre ihren glorreichſten Krieg führten. Seitdem gaben ſie ſich eine Ordnung und theilten den Bund in Quartiere*). Aber auch von da wechſelte die Zahl der Mitglieder unabläſſig, kleinere Städte ſchieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen gerieth eine Stadt oder eine ganze Gruppe derſelben wegen Unfügſamkeit und weil ſie in eigenem Intereſſe gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwiſt, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeſchloſſen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Theilnahme an den wichtigſten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann ſandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Privilegien für ſich. Daß der Bund nicht feſteren Zuſammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Oſten nach Weſten auf einem Terrain zerſtreut, welches von Reval bis über die Schelde reichte, ihre Lebensintereſſen waren in der That oft in unſühnbarem Widerſpruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohlthat, das war für Cöln oder das deutſche Contor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwiſtigkeiten ſind auffallend,

*) Die Eintheilung in vier Quartiere: ein wendiſches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheiniſches, Vorort Cöln (dazu Städte von Weſtphalen, Geldern, Oberyſſel), ein ſächſiſches, Vorort Magdeburg, ſpäter Braunſchweig, und ein preußiſches (die Handelsſtädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, ſpäter Danzig, im ganzen ein Bund von c. 80 Städten, ſcheint erſt im 16. Jahrhundert conſequent durchgeführt. In der Blüthezeit der Hanſa ſind nur die Gruppen der wendiſchen Städte bald mit bald ohne die Nordſeehäfen, und die Gruppe der preußiſchen und liviſchen Städte feſtgeſchloſſene Abtheilungen der großen Hanſa.

ſondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Contore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zuſammenhielten und nicht ſelten ihren Vortheil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und ſie waren ſchlimm daran, denn die Gegner betrachteten ſie als einigen Bund und ſuchten Rache für den Nachtheil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar franzöſiſche Waaren verkauft hatte, wurden Bremer oder Cölner Waarenballen dafür confiscirt. Jeder Hanſe wurde gefährdet durch jede Ungebühr, welche einer beging, und doch war es ſchwer, von den Bundesſtädten Hilfe und Genugthuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir ſehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf ſolche Inconſequenzen in einer alten Genoſſenſchaft, aber alle politiſchen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieſelben Widerſprüche: Städte, welche gegen ihren Landesherren vorſichtig die Thore ſchließen, Landesherren, welche ſich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vaſallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet ſind, ein deutſches Kaiſerthum, welches nie die Hanſa anerkannt, noch weniger das Verhältniß derſelben zu anderen Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlſtand und Cultur Deutſchlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat, als irgend eine andere Macht des Reiches, hatten die oberſten Gebieter deſſelben Reiches gar kein Verhältniß, ja ihre Politik war in der Regel den Hanſen feindlich, und der Kaiſer oft in Freundſchaft und Bündniß mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch ſeine Decrete eifrig den Handel ſeiner burgundiſchen und niederländiſchen Städte gegen die Städte ſeines deutſchen Reiches vertreten. Es iſt überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Reſultat dieſer Zeit iſt das allmälige Herauf-

kommen des fürſtlichen Staates, der die Städte mit harter Hand ſeinem Willen unterwirft und ſie zwingt, ſeinem eigenen Vortheil zu dienen, aus dem allmälig nach Siechthum und Schwächen der gemeinſame Vortheil des geſammten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hanſa ruhte meiſt auf dem Handel ihrer Oſterlinge, der Oſtſeehändler. Denn damals war die Oſtſee der große Fiſchbehälter Europas; der Dorſch und ſeine Verwandten wälzten ſich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordſund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slavendörfer. Auch der Wal, das Schrecken der Schiffer, warf häufig ſeine Waſſerſtrahlen, und reihenweiſe lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menſchenfreundliche Göttin Beſchützerin des ſtummen Seevolks geweſen, für die Chriſten übernahm die Jungfrau Maria dieſes Amt. Lange vor Ankunft des deutſchen Ordens in Preußen nahm man an, daß ſie Gebieterin dieſer Strandlandſchaften ſei wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes, Papſt Innocenz III. verſprach 1213 dem Biſchof von Riga für das Land der Mutter nicht weniger zu ſorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germaniſirung der Oſtſeeküſten vollendet habe als Patronin der wilden Kreuzheere und der reiſigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Thätigkeit als Regentin der deutſchen Fiſcherei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politiſche Geſchichte der Oſtſee iſt unleugbar zum großen Theil durch die geſelligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts fuhr der Fiſch längs der Küſte von Pommern in ſo dichten Maſſen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchſen die wendiſchen Seeſtädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund,

Greifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand herauf. Im dreizehnten Jahrhundert verlegte der Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser und die deutschen Hansen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gothland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber, in derselben Zeit, wo die Gnade der himmlischen Helferin sich von dem deutschen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden auch die Familiengefühle des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hansen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hansa sich seit dem dreizehnten Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgurt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestätigte durch dieselbe Marke, die von seinen Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London und Nowgorod wohl bekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber

ausstellen ließ, seine Geldanweisungen und die Bürgschaft, welche er bei den Anweisungen anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Rheder seines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeers, auch um Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sicilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostela.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderem Princip gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeers; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüstet, dann wurde im dreizehnten Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, welches im J. 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmälig nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Thürme an, endlich wurde im fünfzehnten Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe

überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form desselben war das „Kravel" (Caravelle); es scheint Briggtakelage gehabt zu haben, und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältniß zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentliche Theil der Takelage. Der Facke, Fockmast, und der — spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm abgeneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Convoyschiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Standschleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebenzig Mann *).

---

*) Die alte Rüstung des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgeb. in Weinrich's Chronik, herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle", französ. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", engl. Schiff: 23 Faden Mast, doppeltes Vorkastell, „Facke" und „Mast".

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast".

Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Fackesegel erwähnt. — Wir wissen zur Zeit weniger von der Schifffahrt unserer deutschen Ahnen, als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Material fehlen.

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer" angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter", geworben, diese gern auf einen Beuteantheil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufsätzige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher gerade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger", Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See überzutragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten, und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirthschafteten finnische und slavische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst das Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen groß gezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Theilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gothland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschlupf bei Landes-

herren, ja sie wagten ihre geraubten Waaren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Thaten erhielten durch funfzig Jahre die ganze Seeküste von Reval bis zur biscayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Stortebecker und Godecke Michael, wie sie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger, den Räubern das Vorkastel entzwei lief, wie die gefangenen Räuber sich beim Rath ausbaten, in ihrem besten Gewande den Trauerberg hinaufzugehen und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute stand.

Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung thaten, banden sich auch die Seefahrer durch Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Antheil am Gewinn. Durch solchen Eid band sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, welche waglustig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach dem selben Brauch versammelte noch 500 Jahr später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deßhalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und besetzen nach Seerecht die Schöffen-

ſtellen, damit ehrliches Gericht ſei.“ Darauf ernannte er mit Beiſtimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeiſter und Schreiber, einen Meiſtermann, der die Strafurtheile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit ſeinen Strafen verkündet: Niemand ſoll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verſchlafen, nicht mit Lichtern umgehen, nicht die Victualien verwüſten, nicht dem Zapfer in ſein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte ſpielen, nicht den Koch vexiren und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldſtrafe. Wer auf der Wache ſchläft, wer binnen dem Schiffsbord Rumor anrichtet, der ſoll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord ſeine Wehr entblößt, ſie ſei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Maſtbaum geſchlagen, daß er ſich ſelbſt die Wehr durch die Hand ziehen ſoll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, ſoll die doppelte Strafe der Schuld zahlen; niemand ſoll ſich am Meiſtermann rächen.

Bei ſtiller See wurde das Seerecht verkündet, darnach Gericht gehalten und geſtraft. Nahte das Schiff am Ende ſeiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, ſo machte zuerſt der Kielherr oder Schiffer ſeine Rechnung mit Paſſagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zuſammen, und der Vogt dankte ab und ſprach: „Was ſich auf dieſem Schiff zugetragen, das ſoll einer dem andern verzeihen, tot und ab ſein laſſen. Was wir geurtheilt, das iſt geſchehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindſchaft ablege, die er auf den andern geſchöpft, und bei Salz und Brod einen Eid ſchwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer ſich aber beſchwert erachtet, der ſoll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urtheil begehren.“ Darauf aß jeder Brod und Salz, einer verzieh

dem andern was geſchehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchſe abgebrannt und der Stock mit den Strandgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er ſie den Armen reiche*).

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zuſammentraf und doch nicht in dem Geſetz einer befreundeten Macht Schutz fand, ſo war er gar nicht ſicher, ob die Fremden Freund oder Feind ſein würden. Auch wenn Friede war zwiſchen ſeiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewaltthat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hanſen wieder erkannt wurde, an gekaperte Waarenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verurſachen, und das Recht des Strandes erwies ſich nach verübter Gewaltthat wahrſcheinlich ſäumig und wirkungslos. Die Flotten der Hanſen hatten alljährlich Veranlaſſung an den Küſten weſtwärts dieſe Vorſicht zu üben. Am häufigſten in der Baye, einem Hafen der ſüdlichen Bretagne, in der Bucht von Bourgneuf, einer berühmten Station für die Flotten aller Nordſeevölker, welche dort ihre Factoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayenſalz, das für die beſte Würze der Fiſche galt, gegen die Waaren ihrer Stadt eintauſchten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenſtoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhniſch hielt jede Nation ihren Theil des Strandes feſt; entſtand ein Zwiſt, dann ſuchte jede Partei ſich zum Herrn des Marktes zu machen, indem ſie die Schießhäuſer daſelbſt beſetzte; wollten die Streitenden ſich vergleichen, ſo trafen ſie, wie überall Brauch war, im Frieden des Kloſters zuſammen. Für alle

*) Aus der Oſtſee im ſechzehnten Jahrhundert beſchrieben in der Reiſe des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtiſches Archiv II. 245.

Hanſen der Oſtſee war ein freudiges Ereigniß, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund paſſirt hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Anſiedlung oder einen Ort unter fremdem Geſetz fand, ſo war ſein erſtes Beſtreben ſich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit ſeinen Genoſſen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimath leben durfte. Dieſen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er ſeine Waaren aus und band das Strandſeil ſeiner Schiffe feſt, dort galt für ſeine Genoſſen das Heimathrecht und die Ordnung, die er ſich ſetzte.

Dieſe Gehege für ſein Recht und ſeine Freiheit zimmerte der Hanſe überall. Sogar wo er mit ſeinen Fiſchern nur auf Wochen landete. Am berühmteſten war ſein Garten auf der Halbinſel Schonen, den er durch Blut und ſchwere Gewaltthat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwiſchen den Schlöſſern Skanör und Falſterbo, hatten die Deutſchen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Waſſergräben und Pfahlwerk von dem däniſchen Gebiete geſchieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem koſtbaren Grund eine nach Ruthen gemeſſene Stelle, „die Vitte“, jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte ſtanden die ſteinernen Häuſer zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fiſcher und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angeſehenen Bürger, der auf Jahre hingeſandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufſicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau beſtimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fiſche, durch Merker wurde die Güte der Waare beaufſichtigt. Zwiſchen den Vitten lag eine deutſche Kirche, ein Franciscaner-

kloſter, in welchem geſtrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinſamer Kirchhof. Verlaſſen lag der Strand den größten Theil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daſelbſt. Aber zur Fangzeit zwiſchen Jacobi und Martini kamen gleich endloſem Zug von Schwänen, die Flotten der Oſt- und Weſtſeehanſen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menſchen, Tauſende von Fiſcherſchuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küſte. Am Strand aber arbeiteten der Reepſchläger (Seiler) und der Böttcher um die Fäſſer, und der Kaufmann legte ſeine Waaren in der Holzbude auf. Und zwiſchen Bergen von Fiſchen, unter Salz und Rauch wurden die koſtbarſten Waaren des Feſtlandes, ſeidene Stoffe und Weine des Südens, niederländiſches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Meſſe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimath und wieder zum Strande zurück, mit dem October endete plötzlich das bunte Leben an der nordiſchen Küſte.

Suchte aber der Hanſe eine neue Küſte, um unter fremdem Volk mit den Waaren ſeiner Kogge Tauſchhandel zu verſuchen, ſo wählte er nicht den Meeresſtrand, ſondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüſſe ſtromauf, wo er ruhiges Waſſer fand, dichtere Bevölkerung und beſſeren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande ſpähten. War der Ort gaſtlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, ſo umſchanzte er wieder die Stätte ſeines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Thor, und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verſtattete Grund zwiſchen den Häuſern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beſchränkt, ſo baute er in der Umgartung nach der Weiſe ſeiner Heimath einen Hof und an dieſen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutſchen ſeit

uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutſchen Herrenhof hatten die Wohnhäuſer und die Verſammlungsräume: der Saal und Palaſt mit Scheunen und Stuben einen freien Raum umſchloſſen für die Geſchäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten ſich die Gebäude, von der Landſchaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren ſolche Höfe erbaut, zuerſt vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren dieſe Höfe Sammelorte für die Bürger derſelben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hauſen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waaren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Waarenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geſelligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Thor abgeſperrt.

Nach demſelben Muſter legte der Kaufmann in fremdem Land ſeine Höfe an als ummauerte Aſyle ſeiner Waaren und ſeines heimiſchen Brauches. Zu den älteſten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutſchen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themſe, (vor 1157) von den Cölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbeſitz eingeräumt. Wenig jünger war das Contor des deutſchen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Centralpunkt des continentalen Verkehrs. Noch älter die deutſche Anſiedlung auf der Inſel Gothland, wo ſich ſchwediſche Gothen und Deutſche in die Hauptſtadt Wisby und den Beſitz der Inſel theilten. „Der deutſche Kaufmann von Gothland“ rüſtete Flotten, führte Kriege, ſchloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herriſch das Intereſſe ſeines Platzes auch gegen die großen deutſchen Handelsſtädte. Gothländer und Deutſche gründeten im fernen Oſten,

wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Warägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olafs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Theilhabern dieser entfernten Handelscolonie, die Deutschen verdrängten dort, wie in Gothland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Ueberall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Colonien, die Contore, organisirte, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäft ein Interesse hatten. In diesen Höfen und Contoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum vertheilt. In Nowgorod lagen die Waarenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, getheilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehen und die Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waaren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige

daran liegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harte Tyrannei gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an, und büßten die Unthat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Contor trat, zehn Jahr Aufenthalt geloben, er durfte während dieser Zeit nicht heirathen, und kein Weib in den Hof führen*).

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimathstadt zu neuer Ansiedlung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimath.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniciens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Üxhüll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Probst ihres Doms heran

*) Die lehrreiche Beschreibung, welche Ludwig v. Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, schildert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die privilegirte Tyrannei des deutschen Kaufmanns empfand. Das Contor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.

und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Vesten. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Theil von Kurland belehnt.

Und als im Jahr 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esthen, Reval genannt, ein Dänenschloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute und Innungsgenossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Colonien in Livland froh waren. Und wieder hansische Händler besetzten im Jahr 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zusammengelaufenem Volk, Russen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am livischen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slavischen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fischer, welche Bernstein lasen und Heringe räucherten, bauten sie einen Hof mit Palast um ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtstadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrschaft lag sie neben einem slavischen Fischerdorf, dem Flecken Altstadt und der Neustadt des Ordens, bis sie im fünfzehnten Jahrhundert die Nachbarorte mit sich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Contor unseres

Volksthums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Cultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Theil völlig deutsches Land geworden. Alle Städte der Hansa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber soll in kurzen Berichten der Zeitgenossen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hansen erzählt werden. Selten ist der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chronisten wird erst am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen Bilder spärliches Detail bieten, ein wenig fördern sie doch das Urtheil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde*). — Zur Zeit da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke

*) Nach Detmars Chronik I. S. 113.

Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hinderniß.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, bitter wurde sein Muth. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Femern, darunter waren acht Schiffe größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen damals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Theil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Da die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilfe den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Muthe nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König entfloh mit Noth, das größte

Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König krigte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise*). — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Noth die Stadt übergeben. Dem zuvor zu kommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen, sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und anderer, die den Dänenreichen Schaden thun wollten.

Da begab sich, daß hastig ein starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und anderen Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuthen, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vortheil, daß sie aus ihrem

*) Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmar's Chronik I. S. 495. Der sagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

Lande ſich ſo viel verſtärken können als ſie wollen; deßhalb iſt beſſer, wir ſehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rath hören, ſo wollen wir unſere Schiffe ſo verwahren, daß wir ſie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit koſten will; dennoch, dieweil es ſo kalt iſt, ſo iſt es beſſer, daß wir was zu thun haben, als daß wir ſonſt zu Tod frieren. Sehet da," ſprach er, „an dem Lande ſteht viel Holz, da wollen wir welche hinſenden, die ſollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eiſe mit geringer Arbeit an die Schiffe ſchaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Waſſer begießen, welches bald zufrieren wird, und unſern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, ſo wollen wir ſie erwarten."

Dieſer Rath gefiel den andern allen wohl, ſie holten die Bäume und zogen ſie zu den Schiffen und begoſſen ſie mit Waſſer, und es ward ſo ein gläſerner Wall. Dieſe Arbeit war kaum vollbracht, ſo kamen die Dänen mit Haufen übers Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Dänen wohl vier waren auf einen Wismarſchen, ſo mußten ſie doch mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe bleiben laſſen. Das verdroß die Dänen über die Maßen ſehr, und dieweil ſie geſehen hatten, daß ſie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht ſchießen konnten, wollten ſie eine Kriegsmaſchine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismarſchen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meiſter Hugo, erkannte bald ihre Anſchläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und die Eisſchollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wismarſchen geeiſt hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungeſtüm und Haſt und meinten jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß ſie, daß ſie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es iſt ein alt Sprüch-

wort: Große Eile giebt ſelten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn ſie fielen zu Haufen in das Waſſer und der eine drängte dem andern nach, ſo daß mehre den Tag ertranken. Zu dieſem Schaden mußten ſie noch Spott dazu haben, denn die auf den Wismarſchen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismarſchen ihre acht Schiffe durch Liſt und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen ſie nach dem Holm und entſetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norſund*). Die ſechs Seeſtädte: Lübeck, Hamburg, Stralſund, Roſtock, Wismar und Lüneburg wollten ſich verſuchen gegen den König von Dänemark, und ſammelten in großen Hauptſchiffen und anderen kleinen Schiffen, Sniffen und Barſen über 8000 Mann, wohl verſehen mit Waffen, Geſchoß und allem Rüſtzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl victualirt waren, da ſchickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk regieren ſollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte geſetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Rathmann zu Lübeck, und damit er deſto treulicher der Flotte vorſtände, machte der Rath von Lübeck denſelben zu einem Bürgermeiſter. Und befahl ihm ernſtlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund ſegelte und aus keiner Urſache eher daraus ſchiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl beſtellt war, ſegelten die Schiffe alle in den Norſund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und ſtillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, ſo daß nicht einer davon gekommen wäre, wenn ſie gewollt hätte.

*) Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II. S. 553: ein Satz aus Detmar II. S. 40 ergänzt.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was rathet ihr, daß wir beginnen?" Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen." Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr und jeder sprach den Seinen zu in seinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hülfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an, darin waren Fürsten, Ritter und viel gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchtete sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur thun sollten, was sie den lübischen Hauptmann thun sahen, so wichen sie auch

aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all' solche Zucht und Schonung däuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübischen Schiffs, welcher Goswin Grul hieß, darin war der Rathmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desgleichen that ein anderer Schiffer, Walter Bischop genannt, mit den Seinen, und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder sich selbst ertränkten. Von den andern Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumniß geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Noth oder Gefahr, gegen das Gebot seines Raths und der anderen Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie wo möglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Theil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden

ſie ſehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutſchem Land.

Darnach wurden die ſechs Seeſtädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg ſchwer zu klagen über den Bürgermeiſter Herrn Tidemann Steen, weil er geſtattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geſchlagen und gefangen wären, und er könnte ſie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht gethan, hatte ihnen auch keine Hilfe geſandt von den andern Städten, wenn er ſelbſt nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern gethan war, verfolgten dieſelbe Klage ſofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und ſprachen zu ihrem Rathe ſo: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, iſt Herr Tidemann Steen aus dem Sunde geſegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubniß, oder nicht?“

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapeſulver von Raths wegen und ſprach: „Das iſt geſchehen von ihm ohne unſere Vollmacht und Erlaubniß, wir hatten ihm das ernſtlich verboten.“ Da ſprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und ſagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit euch in dem Sunde waren, anders gethan, als ihr ihm geheißen?“ Da antwortete Herr Steen und ſagte: „Was da geſchehen iſt, daß ihr aus dem Sunde geſegelt ſeid vor der Bayenflotte, das iſt geſchehen nach meinem Geheiß, das that ich ſelbſt um des Beſten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute.“ Da ſprachen die Bürger wieder zu ihrem Rath und ſagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot gethan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unſere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns ſcheiden.“

Da der Rath den Ernſt der Bürger hörte, fürchtete er ſich vor einem Auflauf und frug die Bürger, ob der Mann Bürgen ſtellen dürfe. Da dies nicht ſein konnte, ſo mußte Herr Tidemann in des Kaiſers Schloß gehen, darin ſaß er feſt über drei Jahre.

1443. In der Baye*). In der Faſten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kerſten Truper und Jacob Winſtein und fanden vor ſich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Oſtern wurden die aus Preußen und Livland, während ſie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zuſammen und rüſteten dieſe ſo, daß ſie ſich vertheidigen konnten. Am Montag zu Oſtern kam die holländiſche Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe ſegelten binnen, die großen aber ſaßen draußen. Da ſie ſahen, daß ſich die preußiſche Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten ſie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demſelben Abend kam ein Theil von ihnen ans Land, und wie ſie ſo in der Taverne ſaßen, ſagten ſie, ſie wollten den Engliſchen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Engliſcher von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer ſein Meſſer, trat es in Stücke und ging mit ſeinem Volk fort zu Schiffe.

Da dies die engliſchen Admirale hörten, gingen ſie zu den Admiralen von Holland und baten, daß ſie ihrem Volke ſteuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geſchehe. Die Holländer

*) Nach einer Zeugenausſage, welche der Untercomthur von Danzig im Jahr 1447 aufnahm, abgedr. in: Th. Hirſch, Danzigs Handelsgeſchichte S. 274.

ſprachen, ſie könnten ihr Volk nicht berathen; da ſprachen die Engliſchen, da würden ſie ſelbſt zuſehen müſſen, daß ſie ihnen ſteuerten.

Als am Dienſtage zu Oſtern kamen die holländiſchen Admirale, als Dyrik Willamſön und Johann van der Nele ins Kloſter zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und ſagten, daß da ein Balneyer (Wallfiſchfänger) läge, das Schiff hieße Meiſter Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Engliſchen genommen, das wollten ſie wieder nehmen und bäten die preußiſche Geſellſchaft, daß ſie ſich nicht daran kehren ſollte. Darauf ward ihnen geantwortet: Hätten ſie etwas mit den Engliſchen zu thun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß ſie erſt mit den Engliſchen ſprächen, damit ſie ſich nicht unter einander ſchlügen. An demſelben Vormittage kamen die Engländer und fuhren ans Land, wohl mit 4 oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen ſie zwei Mann hoch; als ſie auf den Markt kamen, theilten ſie ſich, ſtellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen ins Kloſter und luden die Engländer zu ſich ins Kloſter, um ſich dort zu vertragen. Und ſie ſchieden dort in Eintracht ohne Zweiung von einander und jedermann ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußiſchen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amſterdam mit und ſprachen, dieſem wären wohl dreißig Nobel und anderes Geld genommen, und baten die preußiſchen Admirale, daß ſie ihm ſein Geld wieder ſchicken und ferner gegen ſolche Räuber und Uebelthäter helfen wollten, wie Recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß ſie von ſolchen Sachen nichts wüßten, aber ſie wollten ſich gern darnach umhören und auch ſie ſelbſt ſollten ſich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es gethan hätte, ſo wollten ſie ihnen gegen dieſen Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen andern Schiffen von beiden Seiten in einer Taverne zu Gesellschaft. Da ward ein Auflauf und Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Taverne saßen, da wurde zu ihrem Tisch nach den Fenstern geschossen*). Bei diesem Ereigniß wollten die Admirale von Holland mit sammt den andern Schiffern, die bei den preußischen Admiralen in der Taverne waren, alle heraus um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten, behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten dieselbigen Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Theil und den Holländern als anderm Theil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehen und ans Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehen, und die Englischen und Iren sollten ans Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehen, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das thaten die Preußen den Holländern zu gut, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden.

*) Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: int ternis, in dem Türnitz, dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

Diese Freundschaft und Vermittelung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von unseren Mitgesellen, Johann von Rostock genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehen wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig. — Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche That gethan und ein kühnes unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre anthun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Muthwillen trieben gegen alle Osterstädte: Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht gerathen. Deßhalb wurden die Osterstädte genöthigt Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh that als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlog-

ſchiff führte, und kam mit den Engliſchen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es ſeinen Herren nach Danzig. Ein Rath von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und ſetzte einen Rathmann darauf als Hauptmann*). Aber da die Engliſchen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See ſpazierten, trauten ſie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Alſo waren die von Danzig mit dieſem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit ſchaffen, deßhalb liefen ſie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Rathmann das Schiff und ſetzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen ſegelte und vor die Weichſel bringe. Darauf reiſte der Rathmann über Land und nach Hauſe.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günſtig war, lief unter die Küſte von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wiſſen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Engliſchen großes Geld genommen hätten, damit ſie unter ihrem

*) Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedr. zu Detmars Lübiſcher Chronik II. 701. — Die Briefe, welche der Rathmann Berndt Paveſt während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rath geſchrieben hat, ſind gedruckt in Th. Hirſch, Caspar Weinreichs Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältniß iſt uns genauer bekannt als dem wackeren Chroniſten. Das Orlogſchiff „Peter von Danzig", welches der Rath ausrüſtete, war nicht der Johannes von Newcaſtle, welchen Paul Beneke im Jahr 1470 gekapert hatte, ſondern eine alte franzöſiſche Caravelle: St. Peter von Rochelle, welche im Jahr 1462 beim Einlaufen in die Danziger Rhede durch einen Blitzſtrahl ihren Maſt verloren hatte, als Wrack in Beſitz der Danziger gekommen und von dieſen für Kriegsdienſt aufgeoßt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madelene von Dieppe und den Schwan von Caen gekapert und auf dem letztern den Mayor von London gefangen.

Namen engliſches Gut nach England verſchiffen möchten, und daß ſie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die ſie mit Geſchütz und Volk mächtig gerüſtet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten ſie Welſche und Florentiner darauf geſetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen die Galleye zu beſehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergefloſſen käme. Paul Beneke näherte ſich der Galleye, bot ihnen ſeinen Gruß und frug, woher ſie kämen und wohin ſie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Patrone genannt wurde, gab ihm eine ſpöttiſche Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen ſowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl ſonſt ſchon Leute geſehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ ſich bedünken, der Deutſche mit ſeinem Schiff müßte dem Welſchen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtſchaffenen deutſchen Mann vor ſich. Deßhalb ſprach Paul zu dem Lombarden, er ſollte Flagge ſtreichen und die Güter von ſich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, ſo ſollte er dennoch ſtreichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Dieſe Worte achtete der Welſche für große Thorheit, daß der Deutſche aus dem Schiffe dem Welſchen in ſo großer unangreifbarer Galleye dürfte ſo trotzige Worte geben. Deßhalb achtete der Welſche den Deutſchen nicht werth, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und ſein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welſchen eine Zeit lang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe ſah, daß die Welſchen in der Galleye an Geſchütz und Zahl des Volkes überlegen

waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Muth zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu! Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verandtworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Muth unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehen und unser Lebtag uns gut thun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach

großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören."

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen, daß wir eine Wendung gethan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also alle unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitirlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Muth, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Patrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demüthigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Werth, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zu Theil werden, denn sie wußten, daß ein Rath von Danzig als Rheder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute theilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deßhalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rath von Stade, denn ein Rath von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld ge-

nommen und gelobt mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es gethan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern thun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Cöln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Waare zurückforderte, die auf seinem Strom und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk theilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rathes zu Danzig empfing, die andere Hälfte theilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rath nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rath von Danzig, dieses Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Noth gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen That des Paul

Beneke entſtand ſo viel, daß die Engliſchen den deutſchen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte ſchreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht anſetzen, ſie wollten ſich in allen Dingen billig finden laſſen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann ſchrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und ſo ward der Fehde ein Ende, die ſo manches Jahr gewährt, und die Engliſchen mußten geben den deutſchen Kaufleuten für ihren Schaden 10,000 Pfd. Sterling, d. i. 60,000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge. —

Soweit der Chroniſt. — Zur Zeit des Paul Beneke ſandte ſeine Stadt einmal in einem Jahr 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 6—700 Schiffe. Und das Getreidegeſchäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den ſiebzig oder achtzig Städten der Hanſa, wenn auch eine der kräftigſten.

Dieſe Blüthe des norddeutſchen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachſen, und aus Privilegien, welche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, ſobald das Intereſſe der Staaten mächtiger wurde als das der Städte, und ſeit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und zuletzt ſogar der Ruſſen ſtärker waren als die Orlogſchiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmälig ſank im ſechzehnten Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hanſabund, herriſch wurde ein Hof und Contor nach dem andern von den Fremden geſchloſſen.

Aber ſogar durch die fürchterliche Zeit des dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hanſa einen Theil ihrer Tüchtigkeit und die Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter. Der Schiffer des Hamburgiſchen Orlogſchiffes, welches im Jahr 1683 auf der Rhede von Cadix verbrannte, verdient wohl, daß wir ſeiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerstörung unseres Volks die Dörfer der Deutschen wieder einen Ueberschuß von Colonistenkraft lieferten, welcher sich dem Zwang der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinstaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hansen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Welttheil.

Im Jahr 1367 schloß die Hansa den großen Bund von Cöln, ihre Kriegsschiffe schlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus seinem Reiche, sie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, welche den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade fünfhundert Jahre später, im Jahr 1867, ward die Flagge einer neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu thun, um in neuer Kultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unserer Stammgenossen, welche unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am untern Lauf der Donau ihr Volksthum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unserer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist, als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag in Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

8.

Krieg und Fehde

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Kaufleut' sind edel worden,
Das sieht man täglich wohl,
Dann kommt der Ritterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut,
Um ihren Uebermuth.

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern wolln uns fressen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' beengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sanct Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollst du sein,
Bescher uns schönes Wetter,
Bewähr die Hülfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zusammentragen;
Errett uns arme Knecht
Vor allem strengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermanische Anschauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geschädigt war, frei stellte, ob er sich Recht suchen wollte durch Urtheil von den rechten Richtern seines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genossenschaft und ihre Ordnung konnte den Genossen zwingen ihr Urtheil zu nehmen, aber manchmal war unbestimmt, ob er Urtheil zu holen verpflichtet sei oder nicht, und in schwerer Sache wurde nach solchem Urtheil ihm vielleicht die Wahl gelassen, ob er sich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners sein Recht suchen wolle. Wer sich vollends von einem Fremden geschädigt glaubte, der nicht durch das Recht derselben Genossenschaft gebunden war, der hatte nach volksthümlicher Auffassung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewaltthat sich zu seinem Rechte helfen. Kaiser, Landesherren und Kirche merkten, daß solche heidnische Ansicht jede feste Staatsordnung unmöglich mache, die Freistühle und

Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Nothzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfniß der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute vertheilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im fünfzehnten Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurt's, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimathlose Lungerer, ja Frauen und Mädchen sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht sehr lästig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der Vasall gegen seinen Edelherrn mußten

vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältniß ausscheiden, der Bürger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehen, der Bürger entfernte sich ohne vorher die gebotene Abzugsteuer zu entrichten und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältniß, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, welche sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deßhalb in der Regel auch seinen Blutsverwandten — wohl immer, wenn vergossenes Blut zu rächen war —, sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Unterthanen, und vergebens protestirten die Städte, in solcher Art unter Gewaltacten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieser Regeln, welche um 1300 und 1400 das Thun der Besseren und Hochsinnigen leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, welche im Streit verloren gehen, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für schädlich hält und seinem Versprechen nicht glaubt,

außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er selber ficht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet heimzufahren in sein Haus und dabei versprechen will sich an einem Tag zu stellen, der muß sein Gelöbniß halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Heerden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die Courtoisie, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser anarchischen Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Ritterthum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Methode der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Auch ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Thaten und Leiden. Deßhalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegte, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief*).

*) Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits citirten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechstein, 1851. Es ist als Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Karricatur, aber nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Scenen des Dorflebens

In Baiern z. B. ſind ein anſehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde gerathen, die Veranlaſſung iſt eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeſte. Die aus dem Dorf halten unter Vorſitz des Meiers Rath; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überſchreit ſie. Man beſchließt die Fehde zu erklären. Ein Bote wird geſandt in einem roſafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handſchuhen, die mit rothem Blut beſprengt ſind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rath der Stadt und beginnt: „Mein Herr der Meier, und der Rath meines Dorfes haben mich zu euch geſandt, daß ich euch einen Gruß ſage, wie ihr ihn verdient. Ich widerſage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handſchuh in eure Hand und auch das blutige Eiſen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren ſich nach drei Tagen am Morgen früh finden laſſen.“ Ihm antwortet der Bürgermeiſter der Stadt: „Trage Schwert und Handſchuh deinen Herren zurück und ſage ihnen auch unſern Fluch. Mit unſern eigenen Schwertern wollen wir ſie treffen, wenn ſie an die Stätte kommen, zu der ſie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es ſei dein, als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemuth.“

So beſchenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien ſenden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Ueberall in der Umgegend verſammelt ſich der Rath und

---

und miſcht in die burleske Darſtellung wirklicher Verhältniſſe höchſt willkürlich phantaſtiſche Erfindung, enthält aber dazwiſchen ſorgfältig gezeichnete Situationen und längere lehrhafte Abſchnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfaſſer, ein Sohn des fünfzehnten Jahrhunderts, lebte abſeit der Heerſtraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben ſehr alterthümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zuſtände aus dem Jahr 1000 vor ſich zu ſehen.

überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich zwischen zwei Feinden zu wählen, als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach thun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen." Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen." In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rath soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber geben wir dem, der unserem Rath folgt und der schwächere ist. Sind aber beide übermüthig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden." Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rath, ihr handelt nicht ehrlich an uns." So schlägt die Vermittlung fehl und beide Theile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die andern einen Groll haben.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markte um von allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu rothen Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Darnach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter

dem Feinde Unchriſten, die mit dem Teufel fechten, denen ſchneidet die Beine ab.“ Darauf ernennt der Bürgermeiſter einen Fähnrich und ſagt zu ihm: „Du, unſer Bannermeiſter, haſt um nichts zu ſorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' ſie feſtiglich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrſt, wenn man ſie niederdrückt.“ Und von unten rufen ſie: „Wer aber ſoll den Vorſtreit haben?“ Der Bürgermeiſter ſpricht: „Sind Schwaben unter uns, ſo haben die den Vorſtreit, das iſt ihr altes Recht*). Von euren Haufen ſtellt ſich jeder den Feinden gegenüber, auf die er ſeinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe ſollen uns zu Theil werden, ſie ſind uns um kein Geld feil.“

So zieht die Schaar aus zur Walſtatt bei der Linde. Beide Theile ſchlagen Lager, eines nahe dem andern, ſie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim erſten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen ſich, voran die mit der Armbruſt, dann die Reiter mit Langſpeer zum Einbruch und die mit den Schlachtſchwertern, womit ſie die Helme zerhauen; bei ihnen ſind leichte Fußknechte, damit ſie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde ſtechen, die gefallenen Feinde ſchlagen und würgen, und wenn der Sieg entſchieden iſt, den Reſt gefangen nehmen.

Sind die Schaaren geordnet, dann ſprechen die Hauptleute zu ihren Haufen und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeiſter: „Du ſchlag fröhlich daran, Roß und Mann“, dann ſchreit die Schaar: „Ueber ſie, Herr, und über ſie, Herr“, und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und laſſen die Erſchlagenen zurück. Beute und Gefangene werden geſammelt; dann wird die

*) Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben iſt alſo ſeit den Siegen des vierzehnten Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

Beute getheilt, die zugezogenen Genoſſen verabſchieden ſich und fahren heim. Die Städter ſelbſt ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrath öffnet ihnen eine Pforte, ſie dringen vor, indem ſie die Dorfgaſſen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein feſtes Steinhaus, wohin ſich der Reſt der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widerſteht ihrem Angriff, vergeblich mühen ſie ſich die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen ſie mit Beute beladen ab, das Vieh vor ſich hertreibend. Die vom Dorfe aber beſenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rath und Vermittlung ſie vorher zurückgewieſen. Die Nachbarn ſtellen ſich vorſichtig ein, und mahnen die Sieger Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleiſtungen Sühne und Vergleich beſprochen, die Fehde zu vertragen.

Iſt eine große Reichsſtadt der befehdete Theil, ſo nimmt der Kampf leicht größere Verhältniſſe an, die Nachbarſtädte, die ganze Landſchaft, ein großer Theil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiſer und Reich machen einige ſchwache Anſtrengungen zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Theile beſſer zur Sühne als die Vermittler. Es iſt wahr, in jede größere Fehde ſpielten die politiſchen Intereſſen der Nation hinein. Kaiſer oder Fürſten, Fürſtenmacht oder Ritterſchaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiſer ſtiller, aber ſchwacher Bundesgenoſſe der Städte und die Fürſten thätige Parteigenoſſen der Ritterſchaft gegen die läſtigen Bürger. Doch dieſe ſtille Tendenz in den Kämpfen mehrer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und perſönliche Händel gekreuzt, häufig ſtanden die Banner einzelner Fürſten und Reichsſtädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vaſallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Uebergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landſtrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufſtiegen, es

ward faſt nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, ſie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, ſie ſchwächte und verzehrte allmälig die Kraft der ſtreitenden Parteien.

Ja ſelbſt Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzoſen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die ſich zuſammen ballten, aber ſie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten ſie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiſer möglich, mehre mächtige Reichsfürſten zur Heeresfolge zu veranlaſſen, und eben ſo ſchwer wurde den Fürſten, ihre Vaſallen zu längerem Felddienſt in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch thun an Mannſchaft und Gut war die größte Kunſt des Krieges. Durch zuſammengreifende Operationen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte, den Krieg zu enden, gelang ſelten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn ſie nicht durch Verrath oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu ſtark befeſtigt. Im Jahr 1376 lag Kaiſer Karl IV. mit vielen Fürſten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte ſich begnügen zu ſengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahr 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutſchen Fürſten und faſt die geſammte Reichsritterſchaft, drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran die Stadt zu belagern.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert merkte man, daß ein ſchneidiges, feſtes Fußvolk unentbehrlich ſei; der Mangel daran verurſachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech

zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je vorher und nachher, und in welcher die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen haben als Zänkereien und Fehden, gerade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Rathlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rath die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim nach der Stadt oder den Schlössern derselben zu fliehen; dort mußten sie schwören in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein; dafür erhielten sie aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rath gebot den Bürgern Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde, und aus leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heertheilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartiere getheilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechzehn und über sechzig Jahre zählte, und hie und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte der Bürger sich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden

ſehr in Anſpruch genommen wurde. Die Bürgerſchaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsſtadt," je nach der Größe des Zuges.

Aus Rath und Gemeinde wurde ein Ausſchuß gebildet, die Kriegsherren zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruſter und Büchſenſchützen, in der Nähe der Schweiz ſuchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmiſchen Städte gaben nach den Huſſitenkriegen gegen Sold Mannſchaft ab. Unter den Reiſigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landſchaft, deßhalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum oberſten Hauptmann der Reiſigen geſetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung beſorgten ſie entweder ſelbſt, oder ſie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen beſtritten. Auf dem Rathhaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchſe oder Armbruſt, ſichere Leute im ſtändigen Dienſt der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter" als Ordonnanzen. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemuſtert. Jeder Abtheilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern beſtimmt auf Märkten, und wenn das Nothzeichen gegeben wurde, an den Thoren. Auf den hohen Thürmen der Stadt wachten die Thürmer, in jeden wurde zur Unterſtützung derſelben ein Poſten gelegt; ſchaute der Thürmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, ſo blies er Feind oder Brand und ſteckte in der Richtung des Unheils am Thurme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf ſein Zeichen zogen die Trompeter als Signaliſten der Reiſigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signaliſten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reiſigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Loſung ausgegeben, in der Regel der Name eines Heiligen, wer auf der Straße betroffen ſie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom Feinde, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur was innerhalb der Mauern und Thore lag wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, welche ihren Bürgern gehörten, und gemiethete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Proviant, Geschütz, im Nothfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und in der Regel wurde der Kampf um sie geführt, sie ergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt, und wo sich eine Landstraße durchzog, mit Schlagbäumen besetzt; diese konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenposten lag. War noch Wald längs der Grenze, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen, man war aber im vierzehnten Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn gerade hier pflegten die Feinde Oeffnungen zu räumen, durch welche sie heranschlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Längs dieser Flurbefestigung wurde ebenfalls zu Roß und Fuß patrouillirt.

Die stärksten Wachen aber waren um die Thore, dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken

Steingebäude, welche Vorwerke oder Wighäuser hießen, seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauerthürmen, die größeren galten für Castelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Oestreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Avaren- und Ungarzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Ueberfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadtthoren hereinpassirte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft that. Wer passirte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß*).

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Vexation war

*) Pollicia, ital. polizza, von pollex, Daumen. Vergl. Nürnberger Ordnungen v. 1449 in: Deutsche Städtechroniken II. S. 325. — Davon das Wort Polizei, welches nicht von Politik und Politeia, sondern von einem Druck auf den Daumen herstammt. — Jenes Wort für Daumenmarke, oft Pollite gesprochen, dauert im süddeutschen Polleten, das auch nicht aus Billet umgelautet ist. — Im Puppenspiel Faust zwingt Kasperle durch das Wort Pollicke die Geister zu erscheinen.

Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen, einen Theil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Energie und Größe der communalen Forderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Raths eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah in der Regel nicht durch die alten Symbole der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen, ritten an das Thor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, „der Kluppe," an der Spitze ihres Speers befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Thore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehre tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe zu wissen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deßhalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse derselben an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei vielen der Nachbarschaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Andeutung war sicher Feuerschein, welcher über ausgeraubten Dörfern aufstieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie,

auch Einzelne aus Speculation nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundschaft zu halten wußte und tüchtige Gesellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub etwas gewinnen. Bei größeren Reisen wurde ein Theil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgelooſt, und es war durchaus bezeichnend für die Situation der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Looſen „verloren". Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte". Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Theile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Löſegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutschen für unehrenhaft Hühner und Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Waarentransport, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden in der Regel Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerschaaren. Diese mußten zuerst schwören, treu und gerecht die Beute, — in Süddeutschland „die Name", — zu vertheilen. Unter dem Thor hoben sie jedem, der durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräthe wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Theil den Befehlshabern und Chargirten, ein anderer Theil der Stadt, nur der Rest

dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Vertheilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei das gesammte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeistern gegen mäßige Summe zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Theil gehabt, noch einmal schwören, daß er keine Beute hinter sich habe und keine bei anderem wisse, und durch solchen Eid kam noch viel Unterschleif zum Vorschein. Endlich wurde der ganze Erlös vertheilt auf Pferde und Mann, so daß der Fußknecht ein Theil, der Reisige zwei, jeder Wagenbesitzer so viel Theile bekam, als sein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirthen in die Herberge gelegt und von den Städten in der Regel nicht geschatzt. Die übrigen wurden in die Thürme gesperrt, aus der Stadtküche gespeist, wofür sie, wenn sie es irgend vermochten, Kostgeld zahlen mußten, im Nothfall auf Stadtkosten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geschatzt, es gab dafür besondere Abschätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Bescheid, so wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er seine gefangenen Parteigenossen taxire. Das Lösegeld beanspruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein solcher Beutezug Privatanschlag Einzelner, so kam diesen das Lösegeld zu, dann hatte sich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenschaft entlassen wurde, der mußte einen Eid schwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verrathen wolle, wer erst beim Friedensschluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde. Die Behandlung der Feinde war in den Städten ein wenig humaner, als der Regel nach auf den Burgen.

Ein größerer Anſchlag war es, wenn man ein befeſtigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte, hier hatte man ſtärkeren Widerſtand zu erwarten und ſuchte deßhalb mit Uebermacht anzukommen. Bei ſolcher Veranlaſſung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entſatz heranzog. Der Auszug wurde ſehr heimlich gehalten, denn wahrſcheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorſicht ihre Späher in der Stadt, aber es koſtete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reiſige Zug den Schaaren folgen ſollte.

Die Belagerungsmaſchinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Ueberlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaſchinen, „Katzen“ und „Tummler“, große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden; oder Wurfgeſchoſſe, große Bogen und Armbruſte, welche durch Hebelkraft geſpannt wurden. Die Haare und Pferdeſchwänze für die Stränge wurden von den Städten ſorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet*). Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, ſehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geſchoſſe für Bogenwurf der Mörſer lange nicht geſchickt zu verfertigen wußte.

Es iſt merkwürdig, daß das Pulver ſeine Bedeutung im Kriege ſehr allmälig gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutſchland wiſſen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerſt Feuer und Knall das Getöſe der Schlacht vermehrte.

*) Im Jahr 1275 war auf Schloß Freiburg ein ſolches Geſchoß, deſſen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Ueber Büchſen und Haare „zu Noytſtellen“ vergl. Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

In Aachen war im Jahr 1346 „eine eiserne Büchse Donner zu schießen", im Zeughause von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, welche Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als werthvolle Handelsartikel von Italien bezogen, und es war dem Rath eine ernste Angelegenheit, dies Material bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem höllischen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm theuer genug angekommen sei." Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Experimenten führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geschosse bis zu drei Centner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse), und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Lafetten befestigt, sondern zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen", worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehre nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese", welcher über zwei hohen Karrenrädern

befestigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte *).

Die gesammte Artillerie war in Stürme (Batterien) getheilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Brückenmaterial; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturms waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Transportwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Stadt gemiethet, in festgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plane überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinander gekoppelt, auf der Außenseite Schutzbreter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennen zu lernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen

*) Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden, 1 Karrenschirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zu Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und $2^1/_2$ Ctr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, u. s. w. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Centnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in drei Wochen gegossen werden und kostete c. 500 Gulden; der rheinische Gulden aber hatte im Jahr 1388 ungefähr den Werth eines unserer Ducaten Goldwerth.

Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Fabrikation außerordentliche Stoffe beanspruchten, z. B. theuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Geschütze hinter ihren Pavesen aufgefahren, mühselig war das Richten und langsam das Laden. War Bresche geschossen, dann wurden die Gräben auf Brücken überschritten, die man aus großen leeren Fässern machte, man näherte sie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Gestürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Thurm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unsaubere geworfen, was Zorn und Noth erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruthen mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen, auch stählerne Haken wurden an Stangen herabgelassen und den Belagerten in den Leib geschlagen, um diese über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachsetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der beim Sturm das Beste that als erster, zweiter und dritter, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

So zog sich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr ins andere, in der Hauptsache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zusammenstoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten sich in dieser Zeit in großen Bündnissen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutschen in der Hanse. Auch die binnendeutschen Städtebünde waren kein schwaches Werk; die Heere, welche sie aufbrachten, gut bewaffnet und nicht selten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürsten und ihre Vasallen in schwere Sorge

um die eigene Dauer gebracht, sie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben schrankenloser Habgier festen Damm entgegengestellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber diese Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden siegreich zu sein. Wie auf Inseln saßen die Bundesgenossen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Interessen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne innern Parteizwist, der ihre Politik im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die man in eigener Sache zu vermeiden suchte, so lange es anging, die unleidlich erschien, wenn man um einer anderen entfernten Stadt willen die Außenhäuser verbrannt, die Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf deßhalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher daß sie in einer Zeit, wo der Egoismus besonders hart und geldsüchtig herrschte, noch so weit zusammenhielten und Jahre lang für ihre Rivalen, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem Einzelnen, das beste eigene Interesse stets über den Vortheil der Stunde zu setzen.

Deßhalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer im Nachtheil. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Thore gesperrt, die Waarentransporte auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Theurung ein und machte den gemeinen Mann auffässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, welche der Stadt geschworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die

Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachtheil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entschiedenes Auftreten gehindert durch die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich noch neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verloren gehen konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt selbst war die Leitung des Krieges durch eine Commission der Wirksamkeit eines starken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unabläßigen Compromissen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorsichtiger Unterhandlung mit dem Hochmuth und den Interessen der großen Familien. Die politischen Führer aus den Geschlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Basel und den Nordseestädten waren keine ungeschickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landschaft und fürstlichen Räthen, wahrscheinlich oft an Weltklugheit und vorsichtiger Haltung, an scheinbarer Kälte, sicherem Wesen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsmännern, welche ein Treffen zu führen verstanden. Aber auch in diesem Fall mußten weitsichtige Politiker abgeneigt sein, Alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchsen zu setzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnshause, an jedem Fürstenhofe, ja auch in anderen Städten gegen den Reichthum der Gemeinde arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchen die Speergesellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt theilten, die dem thörichten Sinn wie ein unerschöpflicher Goldbrunnen erschien. Dann wäre ein Geschrei

geworden von Jerusalem bis Lissabon, aber es war möglich, daß sich keine Hand rührte einen solchen Schaden des deutschen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußte auch der Adel und seine Vasallen. Die Hülfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges den Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Credit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen notorisch waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmälig der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmälig zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahr 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif,

ein gefährlicher Geſell, deßhalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Oeffnung auf den Burgen der Umgegend, ſchlug Wormſer tot und wirthſchaftete übel auf der Landſtraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienſt und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Nothwehr, den Fürſten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am ſchlimmſten war, nicht ſelten die wilde Poeſie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Colliſionen der Rechte und Anſprüche. Oft lag dem Fürſten ſelbſt an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterſchild und Sporen, und hatte im Grunde ſeines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiſer klagten, Büchſen goſſen und ſeine Mitfürſten für ſich zu gewinnen ſuchten, unleidlich ſei. Vollends wenn er hoch von ſeiner Stellung dachte, ſuchte er planvoll die ummauerten Republiken ſeiner Landſchaft durch die friſchen Geſellen ſeiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Theil der Beute überließ.

Der menſchenreiche Stand der Rittermäßigen, welche ſich ſelbſt Wappener nannten, wenn ſie nicht den Rittergurt trugen, war in dieſer ganzen Periode ſchlimm daran. Sein Treiben, ja ſeine Exiſtenz galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen ſogar dem Fürſten für ein Unglück. Die Raubſucht und Fehdeluſt der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinſchädlich war das Gebahren gerade der rührigſten, daß ihr Stand in aller Ruchloſigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieſelbe Schwäche, welche ſie verhinderte nützliche Mitglieder der Geſellſchaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen

fern gehalten hätte. Daß sie ein privilegirter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Ceremoniel sich gegen andere abschloß, dies exclusive Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen, wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängniß steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die That sehr wenig Unterschied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Thun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschiedes verstoße, daß es aber von den gesammten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehren höchsten Herrn des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend andern geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des vierzehnten Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und setzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spieß-

gesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wohl sein Rittergewissen lange schwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. In der Regel war ihm sein Lehnsherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in seinem Dienst erlitten, und er fand ungnädiges Ohr, wenn er an sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst gerade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde, und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so gerieth er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unsichern, aber vielleicht sehr vortheilhaften Geschäftes, ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit von dem Eigenthum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waaren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit

auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wohl gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand, denn die Waaren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, so lange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. War die Oertlichkeit dieser regelmäßigen Industrie ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Naivetät. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Mann gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgend ein Wegelagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe, diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Rathsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, welche sich zur Wehre setzten, schnitt die Plane auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte thaten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, ebensosehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit

zu verachten gelehrt waren, als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und rittermäßige Lehngüter gewann, daß die festen Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämmtlich in Abhängigkeit von dem Capital oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild beanspruchte und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außer Stande, dem Hochmuth und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Antheil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb viele zu schnöder und elender Frevelthat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Gesellen in seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Wurden sie aber auch zersprengt oder zerrissen sie in Zwist, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Statut und Zeichen erhielten sich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehren Generationen wieder zum Vorschein. Von politischen Gesellschaften des dreizehnten Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahr 1214 wurden „die Wölfe“,

wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen*), um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner getheilt, die Sterner 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahr 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, welche sich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und seit einigen Jahren gleiches Gewand trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämmtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rath noch That gegen einander zu handeln, sondern sich beizustehen in allen Fehden und Händeln, gleichviel weßhalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die Einzelnen behalten sich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, welcher oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderschaft nöthig, einige

*) Fritsche Closener S. 81 „die rittere“, — das Folgende in Ann. Basil. a. 1271 und Ann. Colmar. a. 1289.

unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowohl die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Gesellschaftszeichen, aus denen die fürstlichen Orden wurden.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (c. 1370—1376), die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer zu haben, und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein, die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto des Quaden von Braunschweig in dem Successionsstreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern enstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westphalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (c. 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Capitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich auf's neue (1391—92), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marschalk zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengethan, auch sie wurden 1397 vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplicius (1403) mit Zeichen und frommer Tendenz, sie forderte vier Ahnen, erhielt sich lange und wird hier erwähnt,

weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich noch im siebenzehnten Jahrhundert dem Verfasser des Simplicissimus in der Seele lag, als er seine Romanfiguren zu einem Vereine gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (c. 1409), drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesellschaft von der Spange (c. 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die sich Pflege frommer Ritterſitte vorgesetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Werthheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Würtemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rothem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswertheſte unter allen: die Schlegeler (1394—96) unter drei Königen, welche dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westphälischen Bengeler führte, und wie diese gegen die Uebergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormser, Hennele Streif, war einer

der thätigsten im Bunde. Indeß diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahre später durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündniß schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hemmele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wütherich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, was dem deutschen Königthum noth that.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dieselbe Tendenz in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Oestreich sind sie bedeutungslos, theils ritterliche Hofgesellschaften, z. B. die von dem Drachen, mit dem Zopf, welche ein Herzog gestiftet, weil sich eine schöne Frau das Haar für ihn abgeschnitten hatte, theils ritterschaftliche Vereine, wie der Elephantenbund von Tirol (1409) *). In der Mark

*) Es hätte einiges Interesse zu wissen, wer jene schöne Frau war, deren Haar einer Hofspielerei Herzog Albrecht III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Oestreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahr 1378 feierlich durch einen Erzbischof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchsen stattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Uebergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jene große Krisis für den europäischen Osten, als der Heide Jagiel, Fürst der Lithauer, den Entschluß faßte, Christ und durch Hedwigs Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit sehr einverstanden. Die hilflose Königstochter wurde streng bewacht, der sechzehnjährige

dagegen waren die Stellmeiſer nur eine verwegene Raubverbrüderung; im Kulmer Land Preußens aber die Geſellſchaft von der Eidechſe (1397) eine ſchwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Statut und Tendenz den ſchwäbiſchen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der weſtdeutſchen Ritter werden allmälig zu landſchaftlichen Verbänden, die der Fürſten zu Hoforden, die erſteren regen ſich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderter Tendenz. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief geſandt und wurde das ruchbar, ſo fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher ſich heraufbringen wollte, wandte ſein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgeſtein und durch Waldesgeſtrüpp zu traben gewöhnt war, und geſellte

---

Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindſelig empfangen und ihm der Zutritt zu ſeiner Gemahlin verweigert. Vergebens wendeten ſich das Haus Oeſtreich und der Hochmeiſter des deutſchen Ordens an den Papſt, Jagiel zog (1386) feſtlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwigs ward vollzogen. Das Schickſal der funfzehnjährigen Frau iſt wohl unſerer Theilnahme werth. Der neue Gemahl — deſſen widerwärtige Häßlichkeit die deutſchen Chroniſten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, ſie hielt ſich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelms. Darüber berichtet die ältere Hochmeiſterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III. S. 609): „Keine Herrſchaft noch Freude ſchmeckte ihr, ſo daß ſie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug ſie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zu gute that, war ihr eine Pein, nur daß ſie ihm mußte gehorſam ſein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß ſie in ihrem Gemach auf einer Lade und ſaß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwiſchen ihr und Jagel. Auch ſtets, wenn er nach ihr ſandte zu ſeinem Lager, bewies ſie ihm ihren Unwillen. Oft ward ſie in der Beichte darum geſtraft, das nahm ſie zornig auf und hieß den Beichtvater ſchweigen. Mancherlei Liſt erdachte ſie und andere Leute mit ihr, wie ſie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getötet, der zwiſchen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil ſie lebte.“ — Ueber die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergeſellſchaften in Heſſen, und Frh. Roth v. Schreckenſtein, Geſch. d. Reichsritterſchaft, I.

ſich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und ſchrieb darum und bot ſeine Genoſſenſchaft an, in der Hoffnung ſich bei der „kleinen Reiterei“, wie ſie genannt wurde, einen Namen zu machen und ſo viel Geld zu gewinnen, daß er ſich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geſchätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im feſten Dienſt warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebſten mit einem Pferde, und es gab überall harte Geſellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder aus dem Frieden in den Unfrieden verſetzt waren und gern auf Koſt und Beutetheil mitmachten. Daneben ſammelte ſich ſchwächeres Geſindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landſtraße und den Waldſchenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundſchafter der befehdeten Stadt brachten ſorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir ſehen aus der Niederſchrift, welche der Rath von ihren Ausſagen machte, wie bunt zuſammengeworfen die Geſellſchaft war, welche ſich wegen der Beute einer ſolchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeſchnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandſchatzt. Ihre Geſellſchaft beſteht zuerſt aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfels, ſie führen gemeiniglich niederländiſche Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüſte, reiten faſt immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich roth getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein roth Pferd mit einer Bläſſe, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengſt mit Bläſſe, hat einen Krebs unter dem grauen Rock, und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in

der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel, mittler Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Gesell, ist auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Bösewicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Bösewicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächstdem sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Nothfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert ihm vor den Leuten Vorschub zu thun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Uebermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte, diese sandte er an Fürsten und Städte, und bat den Gegnern keinen Vorschub zu thun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen

liefen und ritten die Kundſchafter durch das Land, um einen Fang auszuſpähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtſchiff, einen Herrn vom Rath. Dann ritt der Hauſe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, ſorglich bemüht nicht geſehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reiſe mußte geglückt ſein, bevor die Städter ihre Schaar hinausſenden konnten. Es war oft ſaure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald, den Wirthen in Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirth gewonnen, ſo konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde ſah, zum Verräther werden. Viele Helden der Landſtraße, der Eppele von Gailingen, Rumenſattel, Schütteſam waren in der Herberge verrathen worden. War die „Name", der Fang, gemacht, ſo wurde alle Reiterkunſt daran geſetzt, ſie glücklich in Sicherheit zu bringen, wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Theil die Name treiben, während die Reiſigen gegen die Anrückenden Front machten, dann hielt der Hauſe ſtill, den Spieß auf Sattel und Bein geſtützt, bis der Führer den Leiſen ſang, — die Textnoten eines Liedes, welche nach deutſchem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei dem Kommando zum Angriff vorangingen.

Auf der Burg oder im Waldverſteck wurde die geſicherte Beute vertheilt, die Gefangenen in den Thurm an Ketten gelegt, beſtockt und gepflockt. Sie wurden oft ſehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Löſegeld zu erpreſſen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängniß gehalten, zuweilen Jahre lang. Man wußte, daß die Bauern am ſchwerſten daran gingen die Schatzungsſumme zu bezahlen, und behandelte ſie darnach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reiſen ſolcher, welche ſich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht ſelten eine wilde Grauſamkeit, die uns entſetzt. Noch im 15. Jahrhundert

vergaß man den Gewinn um Rache zu üben, man verstümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackte Hände und Ohren ab. Ja, es war eine gewöhnliche Praxis jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nachtrug oder deren Leben lästig war, im Thurm verhungern zu lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser und Brod, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdischer Finsterniß dem Verderben, und es geschah, daß ihnen, während sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt Mangold von Reichenau, der später Bischof von Constanz wurde, stieß fünf gefangenen Fischern von Constanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht stand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopf angezündet, und die sich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die Politik nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender, sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurtheilt war, und sie quälten nicht im Gefängniß, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert, das Vorrecht des Edelmanns war enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für

Haman von Reiſchach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Oeſtreich perſönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtthurm trauerte ein junger Geſell in der Weiſe des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Thurm „Schütt den Helm“ zu Neuenburg vor ſeiner Hinrichtung geſungen hatte: „Gott geſegne dich Laub, Gott geſegne dich Gras, Gott geſegne alles das da was', ich muß von hinnen ſcheiden. Lieber Engel ſteh mir bei, weil Leib und Seel' bei einander ſei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott geſegne dich Sonn', Gott geſegne dich Mond, Gott geſegne dich, ſchönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir ſcheiden.“

Es waren nicht immer die Schlechteſten, welche das Verhängniß traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber“, gehörte zu den tüchtigſten ſeines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreiſigen von Nürnberg geweſen, und in dieſer Zeit, wo man wohl den Werth eines Mannes erkennen konnte, „hielt er ſich ſo redlich, daß ihn männiglich lieb hatte“. Als er darauf wegen ſeiner Verbindung mit den Vitzthum dem Kurfürſten von Sachſen Fehde ankündigte, that er nichts, was nach der Meinung ſeiner Genoſſen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachſen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als ſie in hundert andern Fällen ungeſtraft geübt wurde, ſogar von Herren des höchſten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachſens als ein Meiſterſtreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor ſein Reiterſpiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geſchah es, daß die Bürger von den wilden Thaten ihrer Feinde ſo launig ſangen, wie von dem großen Helden der Landſtraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgeſagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, ſich ſein Roß beſchlagen ließ und dann den Thorwächter frug, wem die

Reiterſtiefeln gehörten, die am Frauenthor hingen, und als ihm der antwortete, es ſind des Eppele von Gailingen Stiefel, da riß der Reiter die Stiefeln herab, ſchlug ſie dem Thorwärter um den Kopf und rieth ihm ſeinen Herrn anzuzeigen, daß der Apel ſich ſeine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weit verfolgt wurde, ſprang er vom Hohenſteine mit ſeinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „keiner von euch hat ein gutes Pferd.“

Zuweilen glückte der Fang durch Verrath, den die eigenen Leute übten, um die Summe zu gewinnen, die auf den Kopf eines gefürchteten Fehders geſetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überraſcht. Der Ueberwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienſt der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit ſeinem Ritterſchwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenſchmidt, daß man ſeinen jungen Sohn ziehen laſſe, der nichts gethan als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde ſeines Vaters Tod vergelten.“ Und dieſe Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hauſe des Gerichteten dem hinterlaſſenen Kinde ſang, das lautete: „Ihr Herrn vom Rath, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann ſprechen, ſeinen Vater, den ſoll es rächen.“

9.

Aus den Hussitenkriegen.

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespältig zwischen deutschem und slavischem Wesen. Von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenceslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slavischen Interessen bestimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg schien der politische Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, deutsche Ordnungen erstarkten in Städten der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war unter Kaiser Karl IV. dem Luxemburger Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Ueber dem böhmischen Königstuhle schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichsadler. Karls Jahre, in Deutsch-

land nicht preiswürdig, waren vielleicht die beste Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine germanisirte Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Denn seit 1348 zog die Blüthe der deutschen Jugend nach der vielthürmigen Moldaustadt, um dort in der Corporation der ersten deutschen Universität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterschwert verlieh. Vor Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrtenschulen in Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo ernste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse und Würden der gesammten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künste holten. Nach dem Muster von Paris und Bologna wurde die Prager Universität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen System, welches die Innungen und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes genannt — hausten zum größten Theil in „Bursen," gemeinsamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der Meister, Magister. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Baiern, Polen, Sachsen; sie kürten ihren Rector, in der Regel aus ihrer Mitte. Aber diese älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künstlicher geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft der freien Künste anspruchsvoll die Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer Nation, sondern auch entweder einer Facultät oder dem großen Verband der Artisten angehörte. Im Anfange bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Interessen der Facultäten das akademische Leben. — Wie groß das Bedürfniß solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Cöln, Erfurt folgten noch im

vierzehnten Jahrhundert. Und die neue Art von Genoſſenſchaften, welche durch die Univerſitäten in das Leben der Deutſchen geſtellt wurde, hat allein von allen Vereinen des ſpäten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unabläſſig wird das wiſſenſchaftliche Denken des Menſchen beſchränkt und geirrt durch die Mängel ſeiner Erkenntnißquellen, in den Naturwiſſenſchaften durch die Sinne und die Inſtrumente, welche zur Ergänzung derſelben erdacht werden, in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch die Unvollſtändigkeit und Unſicherheit des überlieferten Materials. Und unabläſſig iſt der Gelehrte bemüht, dieſe Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufſuchen alter Ueberlieferungen zu beſſern. Größer aber iſt die Beſchränkung, welche dem Wiſſen jeder Zeit durch die Haſt der Combinationen und das übermächtige Eindringen der Phantaſie in die geiſtige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit ſieht überlegen auf ſolche Trübungen der Wahrheit in frühern Geſchlechtern zurück, welche durch ſtärkere Erkenntniß und beſſere Zucht der folgenden Geiſter überwunden ſind, aber keine iſt frei von neuen Irrungen, welche ihr eigenthümlich ſind. Der Hiſtoriker der Gegenwart iſt allzugeneigt, Leben und Politik vergangener Fürſten ſo zu deuten, wie er ſich die Politiker ſeiner Zeit vorſtellt, gedankenreich, ſyſtematiſch, mit Parteiintereſſen und geheimem Plan, aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächſten Vergangenheit, er ärgert ſich über die redneriſche und ſchönſchreibende Geſchichtſchreibung des ſechzehnten Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Thatſachen ihm ſehr auffällig erſcheint, und er ſucht die epiſche Zurichtung geſchichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zuſammenhang der Ereigniſſe dem alten Berichterſtatter ganz unweſentlich war gegenüber einer überlieferten Methode der Umbildung, in welcher das poetiſche Bedürfniß des Volkes ſich geltend machte. Aehnlichen Wandel in der täuſchenden Zugabe unſerer

Phantaſie lehrt die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften. Von der modernen Theorie über Entſtehung der Menſchen und Bildung des Sonnenſyſtems blicken wir zurück auf eine lange Reihe großer Hypotheſen und überwundener Syſteme, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, ſondern auch eine eigenthümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir ſind uns wohlbewußt, daß die kühne Arbeit der Phantaſie, welche die zahlloſen Lücken unſerer Wahrnehmungen ergänzt und ſich nothwendig und untilgbar in unſere feinſten Schlüſſe eindrängt, in jeder Zeit durch die Beſchaffenheit der geſammten wiſſenſchaftlichen Erkenntniß bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unabläſſig treibende Sehnſucht des Menſchen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menſchheit ſich begreiflich herzurichten.

Von ſolchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wiſſenſchaft in früherer Zeit der Theilnahme und Forſchung höchſt würdig. Wenn der Alchymiſt ruhelos Gold aus unedlem Metall oder ein Lebenselixir ſuchte, ſo war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zuſammenſetzung und Formenwechſel geheimnißvoller Naturſtoffe, und wenn der Aſtrolog aus der Conſtellation der Geſtirne das Schickſal des Menſchen beſtimmen wollte, ſo war der Zuſammenhang, den er zwiſchen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige Bedürfniß, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zuſammenhängendes zu erfaſſen. Der Sterndeuter und der Goldſucher haben nicht nur ihrer eigenen Wiſſenſchaft unentbehrliche Dienſte gethan, ſie haben gerade durch dieſen phantaſtiſchen Zuſatz das ganze Volk zur Theilnahme herangezogen, ſie haben auch andere Arbeit des Gemüthes und denkenden Geiſtes mächtig beeinflußt. Wicleffe und die Profeſſoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Prädeſtination wieder auf,

weil dieſelbe durch die Aſtrologie zu einer Lebensfrage für die Chriſtenheit geworden war, und die Myſtiker erfanden ſich genau wie die Alchymiſten lange poetiſche Bilder und Gleichniſſe, in deren Deutung ſie das Myſterium der Gottheit zu erfaſſen ſüchten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden das Intereſſe für Naturbeobachtung im Volke ſehr geſteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Aſtronomie, Kalenderweſen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeſchichte, Rechnen, Meſſen, Erdkunde, und erwieſen beſondere Theilnahme für alle mechaniſchen Künſte. Es iſt ſehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge ſchärfer und die Beſchreibung genauer wird, das Einregiſtriren und Theilen, das Definiren und Aufzählen weſentlicher Merkmale überall reichlicher; dieſen Fortſchritt ſchuf nicht vorzugsweiſe die ſcholaſtiſche Philoſophie, welche von Frankreich her in die Klöſter und großen Stadtſchulen drang, ſondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Faſſen der Form und Zuſammenſetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwickelung der Handwerkstechnik dem Gebildeten Intereſſe und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahr 1300 die alte epiſche Erzählungsweiſe in Vers und Proſa faſt plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der ſtädtiſchen Chroniſten haben oft eine erfreuliche Zuverläſſigkeit und Präciſion, trotz mangelhafter Kenntniß und engem Geſichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gaſſenlieder des Jahres, andere alle Curioſitäten an Geburten, Waſſernoth, merkwürdigen Thieren; die lüderlichen Verſe des Spruchſprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche ſein Kreuzheer übergeſchifft wird, und die Tiefe des Waſſers; auch in den kleinen poetiſchen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, reichlich detaillirte Erzählung. Wer aber wißbe-

gierig die Dicke des Baumstamms maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, welche der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Ruthenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem sorgenvollen Tage sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie geräth, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen anderer gelegt, der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbstthätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war in der Regel nur die Arbeit weniger großer Denker, welche sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbstthätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, welche den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am werthvollsten, die Weisheit, welche er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzutheilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehren werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rathes, die Kenntniß und das Ansehen des römischen

Rechtes ſteigt ſchnell. Die Aerzte ſind weniger ſelten; wenn ſie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, ſo ſtellen ſie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Peſt die Stadt verlaſſen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angeſtrengten und leidenſchaftlichen Prüfung untergeſtellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, beſtimmen auf Jahrhunderte das politiſche Schickſal der Nation.

Wer jetzt das Intereſſe der alten Kirche verficht, der ſollte ſich hüten das Schmachvolle ihres Verfalls im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigſtens ſcheint eine beſſere Argumentation für den ſittlichen Hintergrund der Lehre, welche ſie in ihrem Bekenntniß zuſammenſchloß, daß ſie ſich aus jener tiefen Verſunkenheit noch einmal erheben konnte. Es iſt wahr, daß jedes Urtheil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genoſſenſchaft grauſam gegen die vielen Einzelnen wird, welche ſich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorſichtiges Urtheil vor Zuſtänden einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erſcheinungen zu ſummariſch auf das Ganze zu ſchließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßſtab, der uns im ganzen betrachtet ſo ſicher iſt, wie irgend welche Kunde über Verhältniſſe alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der notoriſchen Schlechtigkeit einzelner Päpſte und Kirchenfürſten, und nicht in der Menge von ſcandalöſen Geſchichten, welche aus geiſtlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöſtern überliefert ſind, ſondern in dem abfälligen Urtheil ſolcher Zeitgenoſſen, welche unzweifelhaft den Wunſch hatten die Schäden ihrer Kirche zu beſſern. Wenn ſeit der Hohenſtaufenzeit über irgend etwas in Deutſchland Uebereinſtimmung beſteht, ſo iſt es über den Verderb der römiſchen Kleriſei und über das ſchlechte Regiment in Glaubensſachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage.

Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über den öffentlichen Scandal, Concilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn das heiligste Institut in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen so wenig zu entsprechen, so haben die Spätern ein volles Recht zu verurtheilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Reform der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und andern, daß diese Reformen durch mehre hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit reformsuchender Concilien, welche seit Costnitz anfing, endigte erst im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Concilien überhaupt aufhörten, und daß die energische Restauration der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholicismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholicismus sind auf sie zurückzuführen, die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst, oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Dogmen des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern welche sie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des In-

dividuums und einer Opferung für Gewiſſenskämpfe im ganzen nicht günſtig. Das harte, rührige, derb praktiſche Geſchlecht ſah mit Mißtrauen auf jeden Einzelnen, der ſich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte, als ſeine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Myſterien des Glaubens und den Inhalt der Dogmen nicht leicht. Die Kenntniß der Glaubenslehren war ſelbſt bei Anſpruchsvollen in der Regel ſehr mangelhaft. Es war gut, wenn ſie die heilkräftigſten Gebete lateiniſch herſagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel gethan das Leben der Laien mit geiſtlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Cultus erhalten hatte, that er wenig der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Er ſollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten faſten, doch hatten einige dieſer Fürſten des Himmels: Jakob, Philipp, Johannes der Evangeliſt und Bartholomäus freundlichere Sitte, ſie forderten ſolche Entſagung nicht. Dann waren die vier Fronfaſten, die langen Faſten bis Oſtern, der Pfingſtabend und zwei Marientage. Meſſe ſollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Chriſten aber ſollte ſein, daß er wenigſtens einmal im Jahre ſeinem Pfarrer beichtete; wer das nicht that und ſtarb, den ſollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Antheil, welchen im funfzehnten Jahrhundert Millionen am Chriſtenthum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, ſo hatte ſie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geiſtlichen beſaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemüthlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Biſchöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen

Ritterroß und der Harniſch waren ihre Tagesintereſſen, es gab Kirchenfürſten und Aebte, welche kein Latein verſtanden und nicht leſen und ſchreiben konnten. Nicht viel beſſer erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeiſtlichen, denen vorzugsweiſe die Seelſorge für die Laien oblag. Wenn ſie beim Gottesdienſt Gebete und Reden lateiniſch leſen mußten, ſo buchſtabirten ſie mürriſch, ohne Verſtändniß des Sinns und der Worte, ihnen ſelbſt war barbariſch, was ſie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müßiggänger und faule Bauch ſich in den Prieſterſtand dränge*). Und der Franciscaner Bernhard Baptiſé klagte in einer Predigt, die er auf dem Concil zu Coſtnitz vor den Kirchenfürſten und der verſammelten Geiſtlichkeit Europas hielt: „ſo ſchlecht ſind unſere Geiſtlichen geworden, daß ſchon faſt die ganze Geiſtlichkeit dem Teufel verfallen iſt**).

Dennoch gab die verdorbene Kirche vielen Millionen Troſt im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüſtliche Glaubensbedürfniß des Volkes richtete ſich das wenige, was der Kirchenglaube nahe legte, recht gemüthlich zu. Vor allem waren die Deutſchen damals Geſchäftsleute; ſie waren gewöhnt in irdiſchen Dingen verſtändig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeſchmack von Handelſchaft und Vereinsweſen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Faſten, Wallfahrten, Almoſen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche ſich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und ſtand ſeine Rechnung nach der Meinung anderer Leute ſehr ſchlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke gethan. Er hatte einem Heiligen beſondere Ehre erwieſen, er

*) Nic. de Clamengis, de praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613. p. 165.

**) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII. p. 880 sq.

wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnißvolle Urtheil über den Sünder gefällt werden sollte, die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der heiligen Jungfrau, welcher dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werkthätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb von der Verdammniß zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entscheidung und die Balance so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des einen auch für andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Thätigkeit zum Besten anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde diesen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehre Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache diese Gebete zu veranlassen. Wer den andern um etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hülfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der verpflichtete den Beschenkten für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hilfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann,

das Weib, welches in ihrer Klosterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung zugethan war, der Ritter, der einem Kloster Aecker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchenthür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unablässig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen wollte, wurde Büßer und Klausner, wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte endlich festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenseitiger Assecuranz für einander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Ueberschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zu Gute. Nach diesem Princip entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Auch diese Bruderschaften wurden charakteristischer Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewöhnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um mit einander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Corporation ein kleines Capital für den Himmel angelegt, er hoffte deßhalb nach

dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden, und er wollte ungern diese aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in athemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funken in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand, als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Uns ist möglich aus erhaltenen Predigten die Methode jener alten Volksredner zu ersehen. Einige Predigten gelten auch uns für edle Muster einer populären Beredtsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Energie und treffenden Vergleiche der Sprache und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer, so wie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört und sie wurden allmälig zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch

Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geschützt waren. Aber seit das gesprochene Glaubenswort in die Seelen der Hörer dringt, gewinnt leise und allmälig auch das deutsche Volk eigene Gedanken über die Dogmen des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt steht für diese ganze Periode bis zum dreißigjährigen Kriege oben an unter den Mitteln das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, welche das Gemüth des Volkes regieren, sind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche suchten gemüthvolle Menschen Rettung in stiller Beschauung, in innern Gesichten und schwärmerischem Versenken in die Gottheit. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gewinnt die Mystik überall Anhänger, als eine neue Methode des armen Christenmenschen die Gottheit zu suchen. In der Kirche des Mittelalters hatten sich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Phantasie so lange gesteigert, bis ihnen nach langer Angst und Unsicherheit eine Stunde exaltirter Spannung kam, dann sahen sie Gesichte, den Erlöser, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zusprachen. Es war für Hunderttausende derselbe aufregende Proceß, die Praxis der Askese war in den Mönchsorden festgestellt, wer Uebung hatte, erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten sich und schauten als kleine Dienstleute des Himmelsherrn, sie lebten nach der Stunde ihrer Exaltation vergnügt dahin, ihres guten Verhältnisses zum Himmel sicher; was sie in der Verzückung schauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Gestalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwischen dem Diener und dem Herrn gewesen.

Seit die prächtige Entwickelung der lyrischen Poesie unendlich größern Reichthum an poetischen Bildern und zugerichteten Anschauungen in die Seelen leitete, seit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwissenschaft viele subtile Geheimnisse der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeisterten kunstvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Theil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das massenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Besten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein sinniges, leidenschaftsloses und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menschen und alle Creaturen Gottes mit herzlicher Liebe umschloß, der Weg zur Gottheit war, selbstlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was diesen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, so weit wir aus ihren Schriften ein Urtheil gewinnen, in der Regel eine glänzende Anschauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwischten sich die Grenzen zwischen Gleichniß und der Idee die dahinter lag, die allegorische Deutung, welche sie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie sahen die christliche Kirche als einen hohen Felsen, von welchem Wasserbäche herabrannen, einen Felsengipfel über den andern aufgethürmt, auf dem höchsten Christus, und sie wurden begnadigt aufzusteigen von einem zum andern, oder sie wandelten in einem himmlischen Rosengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Christus begegnete. Alle Erkenntniß des Menschen wurde geschaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit sieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott, der Zustand der Seele auf jeder dieser Staffeln und das Glück derselben wird ausführlich geschildert, auf der siebenten wird man Gott gleich und schaut ihn „von Auge zu Auge", das unermeßliche Glück dieser letzten Staffel soll St. Paulus einmal genossen haben, vielleicht hat es Maria, sicher aber Jesus Christus.

Diese Art der christlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bilde schaute und in der allegorischen Deutung desselben das unerforschliche Geheimniß zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Rulman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls charakteristisch für die Jahrhunderte des Ueberganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitten inne der Mönchsaskese des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Speners.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Speculation das individuelle Sein aufzuheben zu einer Abstraction, die man von der Gottheit construirt. Der Mensch soll sich als Creatur vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werkthätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Uebung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am consequentesten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde, oder ob sie von der Berührung mit indischer Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die laute Opposition in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber nicht diese Frommen

haben den Kampf gegen das Papstthum aufgenommen, sondern die Lehrer der Universität, welche zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volke Zeugniß abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutsche Rebell wird, so wird er es selten aus dogmatischer Starrköpfigkeit, sondern weil ihm sein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt ist. Dasselbe galt damals von den Böhmen.

Denn die hussitische Bewegung begann mit dem Zorn und Aerger über unredliche Gewaltacte der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren steigerte sie sich schrittweise bis zum Abfall von der irdischen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Vissegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloses Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, spendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geistlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbischof mit dem König Wenzel theilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der sich gegen den Ablaß setzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Rohle, wagte leise zu raunen, das sei nicht Ablaß, sondern Betrug, Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in sehr auffälligem Hut mit den übrigen in Procession. Damals stand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Vissegrad, welche später die ruhmvolle Stätte seiner Reden werden sollte, und lauschte der Predigt des Magister Stekna, welcher dringend mahnte ein so großes Gnadenmittel nicht zu verachten*). Auch Magister Johannes gab seine letzten vier Groschen dem Beichtvater, so daß er zu Hause nur trocknes Brod zu essen hatte, und

*) Chron. Univ. Prag. ad a. 1392 bei K. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung I. S. 14.

wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein gespendetes Geld auf dem Vissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verschwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An dieses Jahr erinnerte die Opposition später von den Kanzeln, und Johannes Huß erzählte seinen Irrthum dem Volke und beklagte seine Thorheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten hatten die akademischen Händel zwischen den fremden Nationen und Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. Die Deutschen in Böhmen standen unter den Slaven als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität als die Mehrzahl, da war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und deutschgesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß die böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König stützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie die Stimmungen der Freunde und Verwandten, der böhmischen Bürger und Bauern, vertrat.

Im Carolinum begann der Streit zwischen Deutschen und Böhmen über die Lehren Wicleffe's, ein Magister der deutschen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Artikel wurden vom Domcapitel dem Rector übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei ihrem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten, noch darüber disputirten. Das that der Rector, aber Mitglieder der böhmischen Partei protestirten heftig gegen die Fälschung der Wicleffe'schen Lehre, Huß noch mit vorsichtiger Verwahrung gegen ihren Inhalt. Im Jahr 1409 brach das Schisma der Universität aus. Die Böhmen hatten beim Könige durchgesetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt

hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugetheilt wurden. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Franzosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien, dort war das Zahlenverhältniß zu Gunsten der Franzosen, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen*). Es kam zum Bruch, die Deutschen und Polen zogen aus — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann, — in der Mehrzahl nach Leipzig zu Gründung einer neuen Universität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalschweres Ereigniß für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Opposition gewesen war. Die Fremden, hochmüthig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Theil der Universitätswissenschaft repräsentirt, das Institut verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen ver-

*) Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Theil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß die systematische Opposition der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Reaction und den Jesuiten des sechzehnten Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Danziger zu Zeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten, als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade eben so sehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

mochten. Bis dahin waren Huß und seine Freunde durch das hohe Ansehen, welches die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, die Opposition wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Huß ward von Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Theil von dem Reste der Universität, sogar die Bürger Prag's erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahr 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wicleffe'scher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahr kam das entscheidende Aergerniß von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XI. gehörte; wer am Kreuzzug theilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünden bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Ein königliches Edict hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Huß, der keinen Antheil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitätsgefolge nach dem Rathhause, bat um das Leben der Verurtheilten und erbot sich selbst für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täusch-

ten ihn durch gewundene Rede, und ersuchten ihn den Aufstand des Volkes zu stillen, er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurtheilten tumultuarisch enthauptet. Das Volk tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Bethlehem, in welcher die Leichen bestattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Huß bezeugte den Getöteten, sie seien gemordet worden, weil sie dem Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann gethan, und appellirte von der Kanzel an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Hause der Landschaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Concilium von Costnitz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Ueberall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die frivole Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zu Theil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltacte der alten Kirche, welche immer neue Steigerung der Opposition hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Muth und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und in der Zeit: zuerst Slaven, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigenthümlich deutsches Verhängniß, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernen-

den der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesammten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes, noch ein besonders tadelnswerthes Ereigniß. Man war damals schnell bei der Hand hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn diesmal trugen nicht die Böhmen die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahr 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, welches die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher — entnommen. Das Bruchstück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rer. Lusat. I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Haide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der Einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich bei beiden Parteien hier und da die unver-

tilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn Einzelner erhebt. Der Berichterstatter, welcher von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urtheil.

„Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Uebermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus*), das war ein hohes Steinhaus. Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Stadthause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus, und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man mit einander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plaut**) mit ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen

*) Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im fünfzehnten Jahrhundert standen wohl auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirthschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehre Familien gedrängt über einander.

**) Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und bange war, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt — er war des Vogtes Gevatter —, der ließ hinabschreien und rufen, ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollte er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er herauf kam, da fragte ihn sein Gevatter der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der Vogt: „Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen." Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: „Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wollet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten". Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet euch, wir wollen euch und euren Kaplan flören*) und wollen euch wohl mit hinab und wegbringen." Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: „Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau: eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten." Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

---

*) Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.

Während dieſer Rede einigte ſich der Vogt mit den Bürgern, wie ſie ſich ergeben wollten, und ſie ergaben ſich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da ſtanden die Böhmen und Huſſen gar ſtark unten vor dem Steinhaus und nahmen ſie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen ſie los und frei hinweggehen. Aber ein großer Theil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über ſie kam, da erſtickten ſie und vergingen alle. Als ſich nun alle von dem Steinhauſe ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und ſonſt noch ledige Geſellſchaft, als Knappen und andere Handwerksgeſellen, die nichts hatten ſich loszukaufen und die beſorgten, gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und ſprach: „Liebe Geſellen, wehret euch heute eurer Hälſe und ſteht feſte; denn werdet ihr euch gefangen geben, ſo werden ſie euch quälen, martern und peinigen.“ Da ſprachen ſie wieder, ſie wollten es thun. Aber als ſie ſahen, daß ſich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben ſich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Huſſen hinauf und nahmen ſie herab und führten ſie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meiſter Ambroſius, ein Ketzer von Grätz*), der ſprach zu dem Herrn lateiniſch: „Pfarrer, willſt du widerrufen und widerreden, was du gepredigt haſt, ſo magſt du behalten das Leben, wirſt du aber das nicht thun, ſo mußt du gehen in das Feuer.“ Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und ſprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen ſolle die Wahrheit unſers heiligen Chriſtenglaubens um dieſer kurzen Pein willen. Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derſelben Wahrheit willen will ich lieber

*) Königgrätz in Böhmen.

ſterben.“ Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden ſie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die allum den Leib, daß man ihn nicht ſehen konnte. Dann zündeten ſie das Stroh an und ließen ihn ſo laufen und tanzten in dem Heere mit dem Feuer ſo lange, bis er erſtickte. Dann nahmen ſie ihn alſo tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll ſiedendem Waſſer, und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen ſie darin ſieden. So wurden ſie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher geſagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verſchleiert in Weibskleidern, und des einen Prieſters Kind, das er auf ſeinem Arm trug, begann zu weinen und zu ſchreien nach ſeiner Mutter, und der Prieſter wollte dem Kinde zuſprechen es zu beruhigen. So erkannten die Huſſen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; ſie folgten ihm nach und ſchlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünſchelburg.

1429. Aber zur Hand darnach, als die Huſſen heimgekommen waren, blieben ſie daheim kaum ſechs Wochen. Sie ſchrien wieder nach einer Heerfahrt und ſammelten ſich wieder gar ſtark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner ſtark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunſchweig, die Sachſen und die aus der Mark, und auch ein Theil aus den Reichsſtädten. Denn die Huſſen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, ſie ſchlugen tot und ſingen und lebten ſo ſchändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Huſſen und die Taborer ſo weit gezogen waren, bis ſie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsſtädte und viele andere Lande mit großem Heer geſammelt waren und im Felde lagen, da lagerten ſie ſich auch gegenüber in das Feld und ſchlugen eine Wagenburg. Und ſo lagen die Heere gegeneinander, nur daß ſie einander Briefe ſandten aus beiden Heeren. Die Meißner ſchrieben

also: „Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen.“ Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: „Ach, ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen.“ Als es kam bis auf den andern Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streite, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilends jagend auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und theilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei bei einander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wohl sechs Steinbüchsen am Frohnleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reisig, und stachen ihnen das Wasser ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof selbst

anzündeten und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller, und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hofe stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechzehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebraunt wurden. Diese selbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Wederau lagen, und das that er nach Berathung mit andern Schloßherrn, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt

ließen und nicht so jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Aeltesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und beriethen sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande Ketzer. Auch hätte diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. „Und darum," sprachen sie, „verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu." Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohl bekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherrn. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Lande Friede geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältniß zu dem Lande haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber*) nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Lande jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch gethan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehen vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch stürmen, noch morden, und niemand fahen, sondern stille liegen. Aber Eßwaare und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landschaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und sagten Hermann Zettritz,

*) Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geschäft derselben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des fünfzehnten Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellen auch sonst in diesen Kämpfen die leichtsinnigen Cavaliere vor.

er ſollte dem Lande Frieden ſchaffen, ſo gut er könnte. — Da zogen die Huſſen wieder gen Böhmen.

In denſelben Jahren kamen die Huſſen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar raſch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer geſammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Aelteſter da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als dieſe nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht feſt war noch paſſend zur Abwehr, und ſie ſich auch nicht getrauten darin ſich zu halten und zu wehren, ſo beriethen ſie ſich darin, machten kurzen Rath und ergaben ſich, ſo daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adliche und ſonſt gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löſte ſich durch vierhundert Schock Groſchen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener, und geſellte ſich zu ihnen und blieb bei ihnen faſt ein Jahr, und half ihnen die Kühe zuſammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Huſſe, Böhme oder Ketzer. Denn wie ſie damals Nimtſch ſelbſt inne hatten und allen Raub, den ſie in dem Lande einſtreichen konnten, dorthin zuſammentrieben, ſo hatte auch Hein von Czirnau daſelbſt das Schloß und Haus, den Falkenſtein, inne und war Herr darüber. Dieſer Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirſich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Aelteſten und Führer der Huſſen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu thun, wenn ſie ihm folgen wollten, und ſprach: „Um Löwenberg iſt gar ein volles Land, dort wollen wir wohl Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen iſt, und an welchen Enden ſie gar gut zu erſteigen und zu gewinnen iſt. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.“ Aber Hein von Czirnau ſprach ſo mit dem

Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen ſolches Gelübde that, folgten ſie ihm, rüſteten ſich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte ſie Hein von Czirnau auf den Falkenſtein, dort blieben ſie über Nacht. Dort rüſtete er ſich, wie er Willen hatte, denn er hatte in ſeinem Herzen beſchloſſen, daß er ihnen beweiſen wollte eine böhmiſche Treue. Und er ſandte gar raſch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle friſchen Geſellen, die er bekommen und haben konnte, daß ſie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten ſich zuſammen an einer Stelle im Hauſe. Als nun die Zeit kam, daß man ſchlafen gehen wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es ſo geſchickt und gefüget und die Huſſen gar weit von einander gelegt und geſtreckt. Und zunächſt legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirſich und Mihalko, zuoberſt in einen Erker und Gemach. Darnach lagerte man wohl fünfzig böhmiſche Geſellen in eine Kammer mitten im Hauſe und nahm von ihnen allen ihre Harniſche, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Geſellſchaft legten ſie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen ſchickten ſie in die nächſten Dörfer am Hauſe. Und da geſchehen war, daß ſie die Huſſen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüſtete ſich Siegmund von Czirnau mit den Geſellen, die er auf einen Ort geſandt und verſteckt hatte, die nahm er an ſich, und ſie zündeten viel Lichter und Fackeln und Lucernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Meſſer und beredeten es ſo mit den Wächtern auf der Mauer, daß dieſe anhuben grauſam, gräßlich und greulich zu ſchreien, ſo daß die Böhmen nicht wiſſen noch erkennen konnten, was die auf dem Hauſe vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerſt mit ſeinen Geſellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirſich und Mihalko, und er klopfte gar leiſe an die Thür mit zween Fingern. Da ſprachen die zwei Herren: „kto tho?

kto tho?“ d. i. wer da? Da ſprach Siegmund von Czirnau: „Pan Hein.“ Nun thaten ſie die Thür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle ſeine Helfer und Geſellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und ſchrien mit grauſamen Stimmen: „daywothe se, daywothe se,“ d. i. ergebt euch. Da ſprachen ſie: „O pan Hain, czom wtczmisch?“ d. i. was thuſt du, Hein, gegen uns? Da aber ſprach Siegmund von Czirnau: „Gebt euch nur gefangen, es iſt kein Hein mehr allhier.“ Und das war ſo, denn Hein von Czirnau hielt ſich wo anders im Hinterhalt. Und es geſchah in derſelben Nacht durch die Schickung Gottes, daß ſeine Frau, welche die Jünglingin von Teſchen hieß, verſchied und ſtarb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und ſetzten ſie in eine Kammer, die ſtand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach ſich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam ſo fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirſich hielten ſie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtſch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüſtete ſich und beſandte ſich, und es brachen auf wohl an vierhundert Pferde. Sie wußten wohl, daß die Böhmen und Huſſen den Willen hatten in das Land zu ziehen, aber ſie wußten nicht, an welchem Ende; deßhalb lagerte ſich die Landſchaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, ſehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, ſie würden auf Bolkenhain zukommen (wo er damals geſeſſen hatte), wie es auch geſchah. Darum ſandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeiſter ſagen und bitten, man ſolle die Wache ſtark und gut beſtellen, denn er hätte ſichere Botſchaft, daß die Böhmen und Feinde ins Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeiſter erließ Warnungen auf

die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden neben einander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Wachhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie die Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Thorthürme oder auf den Kirchthurm und auf andere Thürme; nur auf das Haus konnten wir nicht

kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wohl achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Hausthür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, so lange bis sie meinen Kram und das Geräth ganz und gar ausgetheilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch thaten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause gethan hatte, die gingen zu ihr an die Stubenthür und beklagten sie, es thäte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: „Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.“ — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen, und konnten doch nicht zu den Thoren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Thürme und Thorhäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Thoren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Geräthe durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Vögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da

ſprach ein jedermann: „Es iſt fürwahr Bolkenhain oder um Bolkenhain.“ Da rannten ſie und jagten gar raſch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, ſo daß ſie die Feinde und Böhmen daſelbſt erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Huſſen ſich wandten und umkehrten nach der Landſchaft hin, da wurden ſie gewahr, daß noch ein großer Hauſe der unſern über den Galgenberg kam, darauf erſchraken ſie und gaben die Flucht. Da ſchlugen die unſern auf ſie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büſche und ließ die Wagen mit unſerm Gut und Geräth ſtehen; das wurde ihnen wieder abgeſchlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reiſigen. Sie wurden unter die Städte getheilt.“ — — So weit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Huſſitenkriege verwüſteten das mittle Deutſchland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weiſe. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schleſien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerſtörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge nothdürftig geſtillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmiſcher Haufen und Aufſtände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girſiks durch zwei katholiſche Biſchöfe, ſeine ſeparatiſtiſche Stellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Chriſtenheit war zerriſſen. Mitten unter Deutſchen beſtand ein Gottesdienſt, der in blutiger Empörung dem Papſtthum abgerungen war. Das Beiſpiel ſollte für die Deutſchen nicht verloren ſein.

10.

Eine deutſche Frau am Fürſtenhofe.

(Um 1440.)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schleſier und Huſſiten ſind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn des Volkes charakteriſiren. Zunächſt freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Methode des Berichterſtatters Martin ſelbſt. In ſeiner knappen und doch lebendigen Darſtellung werden die Thatſachen berichtet, die Reflexion darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die Liſt des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfniß ſein Urtheil auszuſprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch iſt am wichtigſten, was geſchieht, nicht aber, warum es geſchieht und in welchem innern Zuſammenhange. Die Bewegungen einer Menſchenſeele bis zum Momente einer That ſind noch nicht ſo durchſichtig oder nicht ſo imponirend, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden auch die Menſchen, von denen er ſpricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der ſchnell gewonnene Entſchluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblicks, der meißniſche Heerhaufe, eben noch ſo tapfer, flieht in dem Grauſen der Nacht. So lange Hoffnung iſt zu leben, ſpannt ſich die Seele erfinde-

risch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer, von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung ist sich zu retten, aber gegenüber der Zumuthung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbettin ehren die stürmenden Böhmen und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmuth. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des Einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die stärkeren, weil bei ihnen der Einzelne am stärksten erfüllt ist von den Gefühlen, welche zum Zusammenschluß treiben und über die egoistischen Triebe hinaus heben. Die Vereinigung von Glaube und Heimathgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt für die Dogmen ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proselyten machen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsproceß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtolds und dem Scheiterhaufen von Costnitz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den Kreisen seiner Beweis-

führung, noch war die deutsche Volkssprache nicht zu gewandter Dialektik ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verschiedenheit der Sprachen die Hussiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeisterung einzelner Hussitenhaufen war, die Krieger waren in der Regel noch unfähig zu disputiren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüth bewegte. Erst durch die gedruckten Büchlein, durch die Humanisten und Luther kam solche Fertigkeit unter die Enkel der Hussiten, die böhmischen Brüder.

Diese kleinen Blicke in die gemüthlichen Regungen des fünfzehnten Jahrhunderts seien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenstarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem sie auftritt, ist der Hof einer deutschen Kaisertochter.

Wenige unserer Hofchargen mögen in dem lebhaften Bewußtsein leben, um wie viel behaglicher, sicherer und anständiger ihr Amt ist als der Dienst ihrer Vorgänger, denen Kaiser Wenzel seine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margarethe Maultasch mit festgeschlossener Fürstenhand einen Faustschlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten starke Nerven und eine feste Gesundheit haben, sie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der schlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf schweren Reisekleppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten stark trinken und die Fertigkeit besitzen, ihre Besinnung später zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn sie nicht von diesem und andern fürstlichen Gästen begossen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen stark betrunkener Männer von rohem Wesen zu scherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geschrei einer empörten Volksmenge gestört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiserhofe, daß einmal kein Geld auf

neue Schuhe in der Kasse war und daß die ehrlichen Bürger müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nöthigsten Bedarf an Fleisch und Brod zu liefern. Fast alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im fünfzehnten Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigenthümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadlichen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemüthlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen charakteristisch sind: von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten perfider Egoismus und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und unterwürfigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im fünfzehnten Jahrhundert begannen Sprache und Etikette viel von der Devotion zu zeigen, welche durch den Servilismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshofe, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds, Wittwe Kaiser Albrechts von Oestreich, des im Jahr 1439 verstorbenen Königs der Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wohl das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Uebergangszeit aus der gewaltthätigen Politik des Mittelalters zu einer verfeinerten der

Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laſter beider Regierungsmethoden, ohne die charakteriſtiſchen Vorzüge von einer zu beſitzen. Und nicht der Beſte ihres Geſchlechts war Kaiſer Sigismund, gewaltthätig ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbſtgefühl, intriguant ohne Energie, der gewiſſenloſeſte und dabei der launenhafteſte aller Menſchen; von großer geiſtiger Rührigkeit und Thatenluſt, ohne Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte ſein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuſchungen, Demüthigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen ſchimpflicher waren als ſeine Niederlagen. Auch ſeine Tochter Eliſabeth litt an dem Fluch ihres Hauſes. Sie war eine kräftige, herrſchſüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache ſie fertig ſprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schickſal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu ſtürzen. Doch wie ſie ſonſt in der Geſchichte verurtheilt werden muß, es ſcheint, daß ſie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraus hatte, ſie beſaß ein ſicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Dieſe Eigenſchaft verhinderte ſie zwar nicht aus politiſchen Gründen Unwürdigkeiten zu begehen, denen jede Zeit das Prädicat gemein gegeben hat, aber ſie feſſelte doch die Seelen anderer Menſchen feſt an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine wahrhaft vornehme Haltung auf andere ausübt, hat ſich mehr als einmal als verhängnißvolles Surrogat beſſerer Eigenſchaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adlichen Sinnes, bewieſen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*), ihr mit unerſchütterlicher Treue ergeben. Dieſe war als Kam-

*) Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner", „Kottenauer" waren ein fränkiſches Geſchlecht, fünf Mitglieder deſſelben ſagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vergl. Chron. d. d. Städte, II. S. 596.

merfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Rathgeberin ihrer Herrin. Eine warme Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigen Ereignisse ihres Lebens und ihren Antheil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten ist, näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend detaillirt, rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (No. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus herausgehoben.

Zum Verständniß genügt es daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnißvolle Bedeutung hatte: nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals als König

Albrecht starb, hatte seine Wittwe Elisabeth den Erben, welchem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und egoistischen Hader der einzelnen Aristokraten, welcher damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei zum Theil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Fraction zum Siege gebracht hat. Bei Albrecht's Tode war das Land nicht nur durch die Rohheit und die Gelüste seines Adels zerissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die nationale Partei vereinigte sich den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit dem deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg*) und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Darnach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß

*) Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Buda-Pest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin, ein Nachtlicht, auch eine Wachskerze bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues sammtnes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klaftern von einander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehen, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit reiner Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren Wunder und sie riethen, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe thun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Thür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara*) übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

*) Wan Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.

Nachdem das alles geſchehen, ſchied die edle Wittwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit ſchwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungariſchen Herren wollten nur, ſie ſollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, ſie ſollte den König von Polen nehmen; aber ſie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Aerzte geſagt, ſie trüge einen Sohn — und darauf hatte ſie Hoffnung, aber ſie konnte die Wahrheit nicht wiſſen und konnte ſich nicht darnach richten. — Und ihr ward gerathen den von Polen zu nehmen, und ſie ſollte unterdeß thun, was zu ihrem Beſten wäre, man würde dann ſchon eine Aushilfe finden, daß ſie davon käme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie ſie die heilige Krone von den ungariſchen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungariſchen Herren gern geſehen, daß die edle Königin ſich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und ſie kam nicht auf das Schloß. Das that ſie in ſtillem Ueberlegen, denn zunächſt hatte ſie Sorge, wäre ſie auf das Schloß gekommen, ſo wäre ſie mit Gewalt dort feſtgehalten worden, ſie mit ihrem Kinde; und ferner ſollte man deſto weniger daran denken, daß ſie nach der heiligen Krone trachtete. Deßhalb nahm die edle Königin ihre jüngſte Tochter, Frau Eliſabeth, aus dem Schloſſe zu ſich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die andern dort oben. Das nahm jedermann Wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgeſinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog ſich mit ihrer jungen Tochter Frau Elsbeth aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly*) kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und ſie beriethen

*) Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

ſich, wie man ein Mittel finden möchte die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es thun ſollte, weil niemand, dem ſie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit ſo gut wüßte als ich. Darüber erſchrak ich ſehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagniß, und ich dachte hin und her, was ich darin thun ſollte, wußte auch niemand um Rath zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht thäte und es entſtände etwas Uebles daraus, ſo wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein auf der ſchweren Reiſe mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rath gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da rieth ich zu einem von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Croat. Er ward in den heimlichen Rath gefordert und ihm vorgehalten was man von ihm begehrte. Da erſchrak der Mann ſo ſehr, daß er die Farbe wechſelte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu ſeinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er ſonſt ein Ungeſchick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er ſei ſchwer von dem Pferde gefallen. Und als es ſich mit ihm beſſerte, da machte er ſich auf und ritt weg nach Croatien. Und die Sache mußte länger anſtehen und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige ſeine Wunderwerke bewirken wollte, da ſchickte er uns einen Mann, welcher willig war die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der ..... *); der faßte die Sache weiſe, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der That bedurften, und nahmen etliche

*) Der Name ſcheint in der Handſchrift vernichtet.

Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen sammtnen Bettrock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vordern Thür, denn bei der Thürangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und that dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich darnach richten sollten, und daß sie bereit wären nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es Wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zur Thür legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deßhalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu thun und pochte bis in

die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz ersehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin, und sprach zu mir: „Frau, seht zu, daß wir Licht haben." Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag Nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft, und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöthen war, durch die Kapelle an die Thür und klopfte an. Da that ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Thür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der

Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem Diener und arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdeß die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deßhalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Fall Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele mit Harnischen an der Thür wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Thür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall zuerst an die Thür zu gehen, und das that ich. Als ich an die Thür kam, war das Getöse zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Gespenst war, und ging wieder an mein Gebet, und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell*) mit barfußen Füßen, und so lange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, so lange wollte ich am Samstag Nacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstag Nacht, so lange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade,

*) Maria-Zell in Steiermark.

die mir ſein Erbarmen ſo offenbar bewieſen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da däuchte mich wieder, daß ein großes Getöſe und ein Geraſſel mit Harniſchen an der andern Thür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenſtube war. Da erſchrak ich ſo ſehr, daß ich vor Angſt am ganzen Körper zitterte und ſchwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Geſpenſt, und während ich an der Kapellenthür geſtanden hätte, unterdeß wären ſie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, und lauſchte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langſam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Thür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenſtube war. Als ich an die Thür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet, und dachte mir wohl, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, ſtand ich auf und wollte in das Gewölbe gehn und ſehn, was ſie thaten. Da kam mir der Mann entgegen, ich ſollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Thür hatten ſie die Schlöſſer abgefeilt, aber an dem Gehäuſe waren die Schlöſſer ſo feſt, daß man ſie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entſtand ein ſo großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforſchen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da ſchloſſen wir die Thüre wieder überall zu und ſchlugen andere Schlöſſer anſtatt der Schlöſſer, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außenthür ſperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petſchaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Secret, das in der Frauenſtube iſt, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin

St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rothsammtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Theil der Federn heraus, that die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdeß war es fast Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wohl, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann Wunder, warum ich das thäte. Da sprach ich, das wollte ich auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später that.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren von dannen zu fahren, da nahm er, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach, und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause herab auf den Markt kamen, da

hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wohl zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und aufsaßen, da nahm ich sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf säße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wohl mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte die eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsammt der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wohl aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf die Schlitten, und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug sie an eine Stätte, wo sie wohl aufgehoben war.

Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wohl, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Wittwen zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehen. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten, und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt, und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren. Da stand Ihre Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit*). Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin,

*) Margit azzoni, Frau Margaret.

und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Diese lag in der Stube meiner jungen Frau*), und ich sprach: Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen. Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: „Heiliges Kreuz, wollen wir heute Nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren", und wollte nicht aufstehen. Und der Streit däuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschehe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: „Wo ist die Margaret?" Ich sagte Ihrer Gnaden die thörichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: „Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei." Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: „Gnädige Frau, wollt ihr mir gewähren, warum ich euch bitte, so will ich euch sagen, was ich in meiner Hand habe." Da sprach die edle Königin: „Ja, liebe Mutter." Da sprach die Amme: „Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen." Da ward die edle Königin froh, und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbettin in ein Bett gelegt wurde, und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, so lange ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander

*) Der vierjährigen Princeß Elisabeth.

gekommen ſind. Da ſprach die edle Königin: „Wohl iſt es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor dieſem hat es nie gelingen wollen.“ —

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, ſein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Croatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgeſinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und ſie fuhren mit den Windlichtern auf dem Waſſer und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh ſandte man nach dem Biſchof von Gran, daß er kommen und helfen ſollte den jungen König zu einem Chriſten zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meiſter Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich ſollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da ſprach ich: Gnädige Frau, ich bin Eurer Gnaden ſonſt allezeit Gehorſam ſchuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aeſſem Margit. Das that Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Eliſabeth, den ſchwarzen Rock ab, worin ſie um den hohen und theuren Fürſten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von rother Farbe, und die Jungfrauen alle mußten ſich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine ſichere Botſchaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Abſicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da ſandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange und wir hatten Sorge, es würde ſich zu ſehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Feſttage geſchehen, und Pfingſten waren die nächſten, die waren nicht

mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismunds Rock gewesen, das war roth und golden und waren silberweiße Flecke hereingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Thür. — —

*Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: „Nun, wie wollet ihr rathen? Unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.“ Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Uebel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin.“ Der Rath gefiel Ihrer Gnaden wohl und sprach: „Wir wollen so thun, und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen.“ Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; daß that ich deßhalb, wenn jemand in die

Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige seinen Brei machte.* — —

Am Dienstag Nachmittag vor dem Pfingsttage brach die edle Königin mit dem jungen König auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Croatien und die Herzöge von Lindbach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehen war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

*Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Theil den Herren, die uns feindlich waren. Deßhalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin saß mit ihrer jungen Tochter, Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen

und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, so lange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, so lange er nöthig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum aufthun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.*

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklosch Weida von der freien Stadt uns entgegen wohl mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf dem Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Croatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern

Seite, und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehn, und befahl zur Krönung zuzurichten, wie sichs gebührt und seit Alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei gewesen waren. Am Pfingsttag Morgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viel gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Thür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Thür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes des edlen Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, thaten sie die Thür auf, und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Miklosch Weida von der freien Stadt dazu bestellt den jungen König zum Ritter zu schlagen, deßhalb weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beschlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete:

Unversehrt. Dies Schwert schenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter schlagen sollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und schlug den König zum Ritter, und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich sie sehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die stand neben mir und sprach zu dem von der freien Stadt so: „istemere nem misertem!“ d. h. auf deutsch: „Um Gotteswillen thue ihm nicht wehe!“ Darauf entgegnete er, „nem“, d. h. „Nein“, und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbischof von Gran, das heilige Oel und salbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbischof nahm die heilige Krone und setzte sie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Christenheit ist König Laßla, König Albrechts Sohn und Kaiser Sigmunds Enkel, der ist am heiligen Pfingsttag mit der heiligen Krone von dem Erzbischof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn sie haben in dem Königreich Ungarn drei Gesetze, und wo eines derselben abgeht, da meinen sie, daß das Königthum nicht rechtmäßig sei. Das eine Gesetz ist: ein König von Ungarn soll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn soll krönen der Erzbischof von Gran, das dritte: die Krönung soll geschehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbischof dem edlen König Laßla die Krone auf sein Haupt setzte und sie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird selten gesehen an Kindern, die zwölf Wochen alt sind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit ist. Da las man die geschriebene Festordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit sitzen soll. Da nahm ich eine Decke aus seiner

Wiege, die war roth und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldnen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, so lange man das Amt sang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an seiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte, und das gemeine Volk sich verwunderte und sprach: das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Miklosch, schlug Ritter anstatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niedersetzen, da Gewohnheit ist, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niedersitzen soll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und sein edles Geschlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupt des edlen Königs halten, damit jedermann sah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgesetzt worden ist. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Scepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenstab, deßhalb weil er keinen Theil von Ungarn zu Lehen hat von dem heiligen römischen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geschlagen hatte, man streute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn so hoch und war so demüthig, daß ich arme Frau an diesem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächst bei dem edlen König,

deßhalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, gethan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: „Steht auf. Giebt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich euch und euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient, ihr habt an mir und meinen Kindern gethan, was ich selbst nicht hätte thun dürfen noch thun können." Da neigte ich mich demüthig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost."

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Uebertragung ihres Berichts wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte, und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den spätern Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessirt am meisten jene Nachtscene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemüthsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den Verrath, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wüthenden, oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst

und die Interessen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnißvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel Theil hat, sie fleht zu Gott ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht thue, und das heißt damals noch nichts anders als dies: wenn ihre That andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, giebt er ihr Recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen der Tochter des fünfzehnten Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Aeußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, welche einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnenthätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufsteigt, ist allgemein und vorzugsweise charakteristisch für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Individuums nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbsterkenntniß zu lösen, der Proceß der Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus. Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher sich mit souveräner Freiheit aus dem englischen Volksgemüth des sechzehnten Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch,

dem Werkzeug ihrer Missethat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung“, die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeare's uns wohl gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

11.

In den Turnierschranken.

(Um 1480.)

Nach den Hussitenkriegen war auf den deutschen Burgen die höfische Zucht fast vergessen, welche für höchst bäuerisch erklärt hatte, Nüsse mit den Zähnen aufzuknacken, die Aepfel vom Stiel aus zu schälen und die Birnen vom Blüthenende. Die Nachkommen jener höfisch geschulten standen in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänse mit sammt den Federn zu essen, einander aus sehr unsaubern Geschirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Gesellschaft unter dem Tisch zusammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals sah es in weiten Landschaften sehr schlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren sie als Stand betrachtet doch im Aufsteigen, auch sie wurden von den Reformen ergriffen, welche seit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche, Staat und Gesellschaft änderten.

Wir dürfen in den landschaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, welche aus den Rittergesellschaften des vorigen Jahrhunderts entstanden, von den Fürsten begünstigt oder angefeindet, den ersten Fortschritt erkennen. Die Reichsritterschaft

beanſpruchte als Corporation Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn ſtanden, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geiſtlichkeit und, in einigen Landſchaften, der Bauern zu Landtagen zuſammenberufen, um dem Fürſten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Theil der Geſetzgebung mitzurathen.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwickelung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürſtenmacht und der Geldwirthſchaft, endlich die ſtille Arbeit der Univerſitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Aermeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdeluſt wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unſichere Lage empfanden. Wer aber mit beſſerem Landbeſitz ausgeſtattet war, der bezog allmälig höhere Renten und ſuchte ſich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürſtenhof oder als reiſiger Söldner bei einem größern Kriegszuge. War ein Geſchlecht vollends durch ſtädtiſche Verbindungen zu ſtärkerem Wohlſtand gekommen, ſo wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung ſeiner Söhne in der Fremde.

Es iſt ein langſamer Fortſchritt zum Beſſern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er ſich zunächſt ſo vollzog, daß die Traditionen des alten Ritterthums wieder aufgenommen und nach Zeitgeſchmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Geſellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abſchließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war ſeit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den ſtädtiſchen Geſchlechtern viel ſchroffer, nur eine Anzahl derſelben wird als gleichberechtigt angeſehen, die Ausſchließung

eines jeden, der im Verdacht ſteht Kaufmannſchaft zu treiben, wird eifriger und gehäſſiger. Strenger wurden auch die Anſprüche, welche die geiſtlichen Stifter an ſtandesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; ſie verlangten nicht mehr vier, ſondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß ſich dieſe Forderung in den nächſten Generationen auf ſechzehn und zweiunddreißig ſteigert; einzelne derſelben, z. B. das vornehme Stift zu Straßburg, ſchloſſen ſich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geiſtlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV. vom Jahr 1483 befohlen, nur Altadliche von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeiſter. So geſchah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beſchwerliche Kunſt der Herolde für Männer und Frauen höchſte Bedeutung gewann. Und die Deutſchen erlangten in dieſer Zeit den Ruhm, welchen ſie nur mit einem Theil der Spanier und Franzoſen theilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel nothwendig ſei.

Noch beſtand die Ritterwürde als perſönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Prädicat „Herr“, der Pflicht einen Knecht als Schwertträger zu halten, und bei Feldzügen mit einer „Gleve“ oder einem „Spieß“, das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern ins Feld zu ziehen. Aber dieſe Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Anſehnlichen des Standes geworden, ſie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die weſentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das werthvollere Recht des Eintritts in Präbenden und geiſtliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, ſondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenſchilde. Der Schildgeborne, der die goldnen

Sporen nicht trug, hatte ſich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, ſeit 1450 wurde allmälig die Bezeichnung Junker üblich *).

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe ertheilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; ſogar die Gelehrten, welche die Doctorwürde auf einer Univerſität erworben hatten, beanſpruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin dieſe neuen da fernzuhalten, wo ſie ſelbſt in der Mehrzahl waren, aus Präbenden, geſelligen Vereinen, Trinkſtuben und dem Turnier. Durch Schwertſchlag wurde die Ritterwürde nur noch bei beſonderen Gelegenheiten ertheilt. Zunächſt bei großen Hoffeſten, am ehrenvollſten bei einer Kaiſerkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiſer und Papſt auf die Tiberbrücke, und der Kaiſer ſchlug ſelbſt den Ehrenſchlag, zuerſt ſeinen Fürſten, dann vielen andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlaſſen wurde in der erſten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten beſtand fort; ſeit der deutſche Orden in Preußen klein geworden war, ſuchte der ritterluſtige Geſell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebſten im heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genueſen über Rhodus nach dem heiligen Land. Hatte er keinen

---

*) Ueber das Zahlenverhältniß der Ritter zu den Junkern fehlt es an ſtatiſtiſchen Angaben. Im Jahr 1307 waren bei dem Fürſtentage zu Frankfurt verſammelt 32 Herzöge und Fürſten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Rathmänner u. ſ. w.). Aber da bei ſolchem Tage nur die Anſehnlichen erſchienen, wird das Verhältniß für jene Zeit höchſtens wie 1 : 5 anzuſetzen ſein, um 1450 war es muthmaßlich nicht einmal 1 : 10. Nur die gelegentlichen Unterſchriften in Urkunden geben einen Anhalt.

Schwertpathen, der den Schlag thun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Cypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machumeds nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einer der zahlreichen Tavernen ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten, — der Wirth zum goldenen Stern und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar machumedisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Ducaten. In der Taverne zog der Wandrer sein Büßerkleid an, wallte demüthig zur Klosterkirche am heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, welcher den Schwertschlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Candidaten die Beichte ab — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Pönitenz gemacht wurde —, dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stabe nieder und betete — wenn er ein Deutscher war, gewiß inbrünstig mit hochklopfendem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubniß des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Ducaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rück-

fahrt nach Rhodus oder an einen deutſchen Fürſtenhof, ſo war Brauch, ihm zu ſeiner Ritterſchaft ein Geſchenk zu machen, Armbruſt, Schwert oder Gewand.

Wie unweſentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterſchlag bei einem Hoffeſt erhalten hatten, erklären durften, ob ſie den Ritter annähmen oder nicht. Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu ſtandesmäßigem Aufwand mit Knecht und Roſſen nöthigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von ſeinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deßhalb vor, daß derſelbe Mann mehre Mal die Würde erhielt und fallen ließ. Wilibald von Schauenburg z. B. wurde nach ſeiner Verſicherung (etwa ſeit 1468) drei Mal zum Ritter geſchlagen.

Für die erſte Bildungsſchule eines adlichen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürſtenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, ſo wurde der Sohn Knabe im Dienſt eines vornehmen Herrn oder ſeiner Gemahlin mit einer gewiſſen Reihenfolge der Dienſtleiſtungen, aus dem Boten wurde der Vorſchneider und Tiſchdiener, der die Teller zu wechſeln hatte, die Speiſen zu rücken und das Handtuch nach Tiſche zwiſchen Leib und Waſchbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er ſich tüchtig, ſo bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüſſel und wurde ein Kämmerer ſeines Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verſtach ſeine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adlichen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raum Karte oder Schach ſpielten, die Windſpiele der Fürſten dazwiſchen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Muſik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Geſicht ſchlug, wenn es die Thür aufriß um hereinzugucken.

Am Fürſtenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er ſie annehmen, ſo bat er ſeinen Vater um die Ausſtattung, welche viel Geld koſtete, drei bis vier Roſſe, einen Knecht, Harniſch und Feſtkleider. Damit war ſeine höfiſche Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, ſich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu ſitzen und mit dem Frauenzimmer ſeiner Herrin zu äugeln. Er frug umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reiſiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die ſagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hofe, wie in der Hinterſtube des Kaufmanns; nicht nur von dem Oſten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutſchen Fürſtenhäuſer mit den übrigen Königen Europas eng verſchwägert, und in jeder Landſchaft ſaßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finſtern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botſchaft, daß der türkiſche Kaiſer einen Zug gegen die Johanniter beabſichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, ſo ſuchte der junge Edelmann gern einen Genoſſen für die Fahrt und warb bei dem Fürſten, dem er gedient hatte, um „Vorſchriften und Förderniſſe“, die Empfehlungsbriefe. Dieſe wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reiſe galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürſten Ehre. Dann zog die Geſellſchaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetſch machte, mit einigen Reiſigen und einem Packnecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reiſende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterſpiel gezogen und wohl tractirt. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm ſich dabei tapfer zu erweiſen und nahm er nach Beendigung Urlaub, ſo erhielt er ein Geld-

geſchenk oder Goldſtoff und Sammt zu Kleidern, und vielleicht die „Geſellſchaft“ des fremden Herrn, ſeinen Orden, wie ſie im fünfzehnten Jahrhundert an den meiſten Höfen vertheilt wurden, ſogar vom kleinen König von Cypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieſer Art. So reiſte Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, ſpähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Veſte und den Galeeren des Ordens nach einer türkiſchen Flotte, durchfuhr das heilige Land und beſah das Königreich Cypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schaar zur Unterſtützung der Beſatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer vertheidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, beſuchte auf der Heimreiſe den engliſchen und ſchottiſchen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beſchenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen öſtreichiſchen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder ſeiner Kaiſerin, in Schottland den Bruder der öſtreichiſchen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldenthat, auch lag ſolche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutſche war ſicher, in Frankreich überall Deutſche von Adel zu treffen, in anderen Ländern wenigſtens an der Küſte Landsleute aus Niederdeutſchland.

Kam der Reiſende in die Heimath, ſo wurde ſeine Reiſe die beſte Empfehlung zu einem anſehnlichen Dienſte am deutſchen Fürſtenhofe, denn der Deutſche, welcher von fremden Fürſten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Geſellſchaften“ heimbrachte, erſchien dem deutſchen Landesherrn damals ehrenwerther, und er gab ihm gnädig auch ſeinen „Salamander“, oder, wenn der Heimgekehrte nicht ſtarker Neigungen zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, ſogar ſeinen „Schwan“.

Im Hofdienſt und am eigenen Heerd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, ſich aus gutem Hauſe ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantaſtiſchen Treiben des dreizehnten Jahrhunderts an ſeinem Leben. Er hatte ſeinen Knabendienſt und ſeine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parcival und Herrn Iwein fahre, und jede Begegnung mit einem franzöſiſchen Reiſigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimath hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienſt bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren ſeit Gottfried von Straßburg jene Poeſie, welche bedenkliche Verhältniſſe durch glänzende Farben geſchmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literariſcher Bildung entſchwunden, der ſie einſt allzuempfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meiſten der deutſchen Fürſtinnen hatten ſo wenig gelernt und geleſen wie ihre Männer, ſie verſtanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit, und überzählten nicht nur die Stücke Goldſtoff in ihrer Truhe, und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gaſtgeſchenk überreicht wurden, ſondern zuweilen auch die Töpfe mit kunſtreich eingeſottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, laſen jetzt ſtatt der Geſchichte von Triſtan einen Tractat des Pater Ecſtaticus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Chriſti des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Geſell von geſundem Menſchenverſtand und ſcharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwerth eines geſchenkten Ringes genau abſchätzte, in Neigungen und dem Ausdruck ſeiner Gefühle ſeinem vertrauten Knechte nicht ſehr überlegen.

Demungeachtet galt aufſtrebenden Männern des niedern

Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswerthes Stück Ritterthum. Das Geheimniß lockte, die Gefahr und die Verehrung vor ſtattlichem und majeſtätiſchem Weſen, und leider wohl auch die eitele Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte ſeiner Rüſtung zufügte, und der ihm vor ſeinen bäuriſchen Genoſſen ein Anſehen gab. Es war nicht ſchön und kein Vortheil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin ſchenkte, und das Geld, welches ſie ihm für ſeine rittermäßige Ausrüſtung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt alſo wohl um ſie zu ſehen viele Meilen weit, verkleidete ſich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verſtecke zu, nicht ohne ſehr natürliche Belegenheit und Bedrängniß, und er putzte ſich und ſein Roß mit ihren Geſchenken. Aber zuverläſſig dauerte ſolche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war beſſer geworden. Der Reſpect vor Ahnen beſchränkte das Urtheil des Junkers in vielem, einen Vortheil hatte der heraldiſche Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es iſt auffallend, wie ganz und gar nicht in biographiſchen Aufzeichnungen und localer Geſchichte jener Zeit von den Burgfrauen die Rede iſt. Aber die Anſprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren geſteigert, ſeit ſie auf die Schilde ihrer Ahnen ſtolzer war als er, und ähnliche Privilegien in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanſpruchte. Sie war nicht mehr wie ſonſt die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im beſten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, ſie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den ſchildbürtigen Frauen ihrer Landſchaft einen Chor, welcher die

Händel der Männer, den Streit der Geſellſchaften, einen Ausſchluß Unwürdiger und die Preiſe, endlich die Freude über einen Sieg der heimiſchen Landſchaft vielleicht leidenſchaftlicher durchfühlte, als die Speerbrecher ſelbſt. Auch die Frau des Vaſallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde werthvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbſtachtung und brachte ihre Sittſamkeit in ähnliche Verſuchungen, wie einſt das einſame Hauſen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortſchritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Geſellſchaft größere Ehre erwieſen.

Die Frauen heiratheten jung und die Ehen waren kinderreich; ſorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Baſen vor der Vermählung die Geſundheit und Beſchaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmliſchen Bräutigam überwieſen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloſter geborgen. — Das Jahrhundert war frivol, genußſüchtig und zuchtlos, das Maß, wornach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemeſſen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutſchen auf den Burgen und in den Städten weit feſter gehalten, als in den Nachbarländern, wo die Unſittlichkeit der Frauen und gerade der anſpruchsvollen ſehr arg war. Wir haben ein Recht anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutſchen ein wenig mehr Poeſie und Selbſtachtung erhalten hatten, als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen dieſen Fortſchritt faſt nur aus einer geſteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hauſe. Der Ofen iſt allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasſcheiben der Fenſter ſchließen auch die Burgſtuben ab, der Hausrath iſt ziemlich reichlich und wird immer ſchmuckvoller und zierlicher. Es iſt wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menſchen zu ſchließen, aber wir ſehen doch, daß

der Deutſche ſeit 1450 ein Vergnügen darin findet, ſein Haus nicht nur auf der Außenſeite für die Fremden, ſondern auch im Innern für Weib, Hausgenoſſen und ſich ſelbſt zu ſchmücken. Hat ihm aber ſein Hausleben ſo viel größere Wichtigkeit erhalten, ſo iſt das ebenſowohl Verdienſt der Frau als ein Vortheil für ſie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürſtenhof, nach den Staubwolken der Landſtraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Geſellſchaften für die alte Ritterkunſt, welche der niedere Adel jetzt mit beſonderem Stolze hervorſuchte. Seit Ulrich von Lichtenſtein waren die Turniere nur von Städten und Fürſten veranſtaltet worden, immer ſeltener, ſie waren in Deutſchland faſt vergeſſen. Da werden ſie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerſt durch Fürſten, ſondern durch den niedern Adel, deſſen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahr früher dieſelben Künſte geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karls von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaiſerſohn Maximilian, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab, die nächſte Veranlaſſung ging von der kleinen Geſellſchaft „des Spängleins“ um Nürnberg aus, faſt der einzigen, die im vierzehnten Jahrhundert den Idealismus des alten Ritterthums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erſte Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten ſich in den „vier Landen“ der Ritterſchaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Baiern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es conſtituirten ſich zwölf löbliche Turniergeſellſchaften mit Banner und Zeichen, zum Theil unter gewählten Königen; in Schwaben die Geſellſchaft des Fiſch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Eſels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Geſellſchaft des Einhorns und des Bären; in Rheinland des Windhunds und des ge-

krönten Steinbocks*); endlich die große bairische Genossenschaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Uebergriffe Herzog Albrechts noch einmal zu einer politischen Gesellschaft, dem Löwenbund vereinigte, dessen Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürsten neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster des Goldenen Vließes, welches Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächst Herzog Albrecht von Oestreich die Gesellschaft vom weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Oestreich die vom Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust und wie es scheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied mehrer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche That, wie Diebstahl und Missethat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karls von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Oestreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Theilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels eine ernste Angelegenheit geworden, um welche viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „getheilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Aus-

*) R. von Retberg, Kulturg. Briefe S. 297.

ſchluß ſollte erfahren, wer Gotteshäuſer zerſtört, Straßenraub oder Wucher verſchuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben u. ſ. w. Jeder hatte zur Theilung Schild, Wappen, Geſellſchaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüſtung dieſer Zeit iſt durch Abbildungen und Beſprechungen bekannt. Die Turnierſpiele waren mannigfaltiger geworden, die Rüſtung allmälig ſehr maſſiv und unförmlich, hoher Stechſattel, Stechhelm, ſtarke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiſerner Plattenharniſch und Stechtartſche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eiſenſchienen gepanzert. Daneben beſtand das alte Scharfrennen mit niederem Rennſattel, ſcharfem Speer, leichterer Schlachtrüſtung, hölzerner Tartſche, Eiſenhandſchuhen, ohne Beinſchirmer und ohne eiſerne Pferderüſtung. Auch die begleitende Muſik war eine andere, ſtatt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen ſollten ſolchen Kampf nicht anſehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgeſtumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben und anderes Reiterſpiel.

Das „Zäumen“ war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken geſetzt; wer an einem andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier ſchlagen; keine Turnierbeleidigung ſollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rückſichtsloſigkeit geübt; der Stolzeſte mußte ſich harte Schläge gefallen laſſen, wenn ſein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Geſellſchaft war und ſein Club für ihn Partei zu nehmen pflegte, ſo waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verſtörten dieſe Feſte der Ritterſchaft ſehr bald, und es erwies ſich dafür ſchon im erſten Jahrzehnt ihrer

Einführung der Fürſtenhof als die beſte Zuflucht wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachſüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieſer Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adlichen, welche die Ritterſpiele beſuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgſaſſen dauerten trotzdem fort, ſie wurden erſt im nächſten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adliche als Junker oder Ritter ſich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln ſeiner Landſchaft verſucht und kam er in höhere Jahre, ſo wurde er wahrſcheinlich ein ſtrenger Hausvater, er ſuchte die Söhne auszuſtatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernſthaft der eigenen Sünden, trat in eine geiſtliche Bruderſchaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei ſeiner Leiche brennen ſollten, mit düſterem Behagen in einer Truhe neben ſeinem Bett. War er ein frommer Mann, ſo theilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter ſeine Kinder und zog ſich ganz in das Kloſter ſeiner Familie zurück, wo er in beſonderer Zelle oder Behauſung lebte, die Horen des Kloſters treulich beſuchte und von den Brüdern, welche ſeiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröſtet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche ſein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; ſein letzter Wille ſpendete den Armen Koſt und Gewand, damit ſie für ſeine Seele beteten.

Von ſolchem Leben ſoll jetzt ein Turniergenoſſe aus den Geſellſchaften des Eſels und Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des thüringer Waldes auf der fränkiſchen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Thale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landſchaft gewährte. Das feſte Haus, ſchon um das Jahr 1000 erwähnt, ſtand ſeit dem dreizehnten Jahrhundert im Beſitz eines weitverzweigten Geſchlechtes. Die Schauen-

burg waren Miniſterialen des Reiches und ſtolze Lehnsleute des Bisthums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufſtrebenden Familien, ſie waren nahe daran den Adel zu gewinnen, aber die ſtattlichen Güter wurden vielfach getheilt und entglitten ihren Händen, ſie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im fünfzehnten Jahrhundert war der Wohlſtand des Geſchlechtes ſehr verringert, ſie hatten die alte Stammburg verloren, ſaßen vielgetheilt auf mehren Häuſern des nördlichen Frankens und ihre jüngern Söhne ſuchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei *). Unter den Söhnen dieſes Geſchlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts heraufkam, ſein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederſchreiben laſſen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichſten deutſchen Biographien, welche in dieſer ganzen Periode verfaßt wurden, ſie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutſchen, als das gute Büchlein Georgs von Ehingen und die

*) Die alte Willkür der Orthographie und Ausſprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche den Genealogen ſchwere Stunden bereiten kann. Die fränkiſchen Nachkommen des Geſchlechtes, von welchem hier die Rede iſt, ſchreiben ſich jetzt Schaumberg, der älteſte Name ſcheint — nach den urkundlichen Notizen bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek (Schauenbach), er weiſt auf bairiſchen Urſprung und klingt an den Namen des Magdeburger Geſchlechtes Sconebecke. Vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert lautet der fränkiſche Name Scowen (Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen gebraucht der Verfaſſer der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handſchrift zu trauen iſt; mit beiden wird das Geſchlecht auch im Verzeichniß der fränkiſchen Turniergenoſſen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geſchichten und Taten Wilwolts von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)“, möge man alſo entweder leſen Wilibald von Schauenburg oder von Schaumberg.

Reiſen des böhmiſchen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiſerhofes erzogen, als junger Mann von Kaiſer Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei dieſem die Belagerung von Neuß und den erſten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachſen, der als kaiſerlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian ſtritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieſer Feldzüge, er unterwarf Friesland, ſtieg hoch im Vertrauen ſeines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung ſeines Gönners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachſen gekommen war. Dorthin zog er ſich nach dem Tode Herzog Albrechts mit ſeiner Kriegsbeute, er verwandte Geld die verfallene Burg ſtattlich und kriegsfeſt wieder herzuſtellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hausweſen zu gründen. Es ſcheint ihm aber gegangen zu ſein wie manchem ſeiner Zeitgenoſſen, der aus der großen Welt in die enge Heimath zurückkehrte, er konnte ſich in den kleinen Händeln der Landſchaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmüthigen fränkiſchen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanſpruchen er ſehr geneigt war. Das Leben auf der Burg ſeiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden ſein, denn er trat wieder in öſtreichiſchen Dienſt und dictirte als Stadthauptmann in dem Herzogthum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht entnommen iſt. Die Niederſchrift iſt in der Form ſehr ungelenk, und Wilibald erſcheint da, wo er von ſeinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebenſachen nicht immer zuverläſſig. Er iſt kein reicher und kein beſonderes kräf-

tiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im Folgenden werden zunächst einige seiner Stegreif-Abenteuer mitgetheilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt:

„Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete. Er hat ihn deßhalb an den kaiserlichen Hof und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, gethan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Cardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbarem Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peters Münster geleitet, wo Sie abstieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peters Altar in langem Gebet. Unser heiliger Vater der Papst trat etliche Schritte oder

Stufen höher als die kaiſerliche Majeſtät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der kaiſerlichen Majeſtät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deßhalb ausgegangen ſind, kennen, und ſo viel durchgeſetzt, daß die päpſtliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papſt und Kaiſer einander zuſprachen und empfingen. Darnach ward der Kaiſer in einen köſtlichen Palaſt geführt, der mit güldenen Tüchern und köſtlicher Tapiſſerie umhangen und zugerichtet war, um ſeine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenſo ein jeglicher, welcher der kaiſerlichen Majeſtät angehörte, nach Würde und Stand in ſchön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Chriſtmeß zur Mette hielt unſer heiliger Vater Papſt Paulus der Andere die Chriſtmeſſe, und war daſelbſt zugegen eine gar ehrenwerthe treffliche Botſchaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieſer ſang anſtatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epiſtel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, that der Kaiſer einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papſt einen koſtbaren Hut, wie ſich dazu gebührt, und man ſagte, daß er über 8000 Ducaten werth ſein ſollte. Und als der Kaiſer das Evangelium zu ſingen anfangen wollte, nahm ihm einer ſeiner höchſten Diener, der dazu beſtellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm ſein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiſer ernſtlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Darnach gingen Papſt und Kaiſer zuſammen ein zu dem Hochamt in St. Peters-Münſter, dort ſang unſer heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weiſe gehalten, wie ſichs gebührt. Dazu ward dem Kaiſer ein Stuhl bereitet darauf zu ſitzen, doch etwas niedriger als des Papſtes Stuhl. Dennoch fingen die Cardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiſer zu hoch ſitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffahrt zu merken war. Aber die Fürſten und Räthe, welche die kaiſerliche

Gerechtigkeit kannten, ſagten, er ſäße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papſt mit der Meſſe ſtill, bis dieſer in der Kirche öffentlich verleſen war, und es ward befunden, daß ſie der kaiſerlichen Majeſtät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieſer Erhöhung Ziegelſteine zu tragen. Darnach ward ſolches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiſer, ſeinen Fürſten und den ihrigen zu Rom geſchehen ſind, wäre ſehr lang zu beſchreiben.

Etliche Tage darauf zogen die päpſtliche Heiligkeit und kaiſerliche Majeſtät mit einander zu Roß unter einem ſchönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peters Münſter auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit koſtbaren Decken behangen, jeglicher einen ſilbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurde vor dem Papſt geführt. Dazu trug ihm ein Cardinal gar ein köſtliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiſer wurde das bloße Schwert durch einen Marſchalk von Pappenheim getragen. Auf derſelben Brücke forderte der Kaiſer alle ſeine Fürſten, Grafen, Herren und die Trefflichſten vom Ritterſtande, und ſchlug ſo in Gegenwart der päpſtlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerſeltenſte Ritterſchaft erhielten. Darnach ſchlug die kaiſerliche Majeſtät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieſer Junge von Schauenburg, weil ſein Vater der kaiſerlichen Majeſtät Rath war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geſchlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchſen, Kartaunen und andere große Geſchütze auf der Engelsburg abgeſchoſſen und viele höfiſche Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papſt und Kaiſer wieder mit großem Gepränge nach St. Peters Münſter und jeder in ſein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiſer von Rom auf und ward mit großer Zierde geleidet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara

und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet, mit dem köstlichsten Essen und Trinken, was nur erdacht und zu Stande gebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte*). —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie vor Alters gehalten worden, das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Baiern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Baarschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten u. s. w., woran noch größeres und mehres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und geriethen er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte.

---

*) Wilibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karls von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

Darauf ſagte Wilibald, er wolle ihm die Lügen ins Maul ſtoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht ſchonen und wieder ſchlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böſe Worte. Nun bedachte ſich der getreue Wilibald, wie Herr Martin ſeinen Verwandten ſo Unrecht thue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich gethan hatte, und beſorgte, wenn er nicht mehr dazu thäte, ſo würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von allen für einen gefährlichen, übermüthigen, unerſchrockenen Mann gehalten, und darum war um ſo mehr Acht auf ihn zu haben. Deßhalb bewarb ſich Wilibald bei etlichen Baiern und der Geſellſchaft vom Eſel um Hilfe, und alle ſagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb ſich auch. Aber Wilibald dachte ſorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichſten vornehmen könnte, er ſchlief des Nachts wenig und ſagte am Morgen ſeinen Geſellen, ſie möchten Achtung auf ihn haben und ſich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibalds Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, ſein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn ſogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn ſchlug. So hielt er ihn bis ſeine Geſellen herbeikamen. Die rückten um ihn und ſchlugen ihn über die Maßen ſehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Urſache ſolches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es ſollte ihnen aber auf dem Tanzhauſe heute geſagt werden. Da mußten Herrn Martins Freunde abziehen und die andern mit ihm gewähren laſſen. Darnach riſſen ſie ihn aus ſeinem Turnierſattel bis an die Sporen, legten ihn ſeinem Roß auf den Rücken, ſchlugen ihn auf den Bauch ſo lange, bis er das Roß hergab, dann hoben ſie ihn wieder auf

und ließen ihm die Stengler die Gurte zerſchneiden und ihn als einen Mann, der Turnierſtrafe werth iſt, in ſeinem Sattel auf die Schranken ſetzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhauſe darum zur Rede geſetzt, und gab dieſe Antwort: Es ſei kund, daß Herr Martin Zollner von der Ritterſchaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede geſetzt ſei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg gethan, darum hätte er ihn zu ſchlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, ſo werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder ſchlagen.

Da ließ ſich Herr Martin wie ein Prahler mit ſchmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder ſchlagen. So ſchieden ſie von einander. Als die Franken nach dem Turnierhof heim ziehen wollten, ſammelten ſie ſich mit dem Beſchluß ſo lange zuſammen zu bleiben, bis ihre Wege ſich ſchieden, und wiewohl ſie Verſicherung und Geleit hatten, nahmen ſie ſich doch in Acht und beſtellten ihr Feld. Unterdeß nahm Herr Martin ſeinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: Wenn hier ein ſtolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geſchlagen, der ſollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch ſchlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausforderе. Herr Martin ſprach, er höre, was er ſage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eiſenfreſſer auch heran, aber ihre Freundſchaft rückte dazwiſchen und erinnerte ſie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeſchichten mit der That und auf andere Weiſe als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und ſeine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelaſſen. Und das iſt wahr und vor Augen; denn es iſt einmal ein Turnierhof zu Kaſſel geweſen, worin etliche Fürſten, Grafen und Herren hart

geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der That gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Gesellschaft der Buchner austraten und ins Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Theilung beim Turnier versagt *).

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehn, mag er sich darum im nächsten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgethan und dem andern aufgesetzt. So wurden sie von einander geschieden, aber Herr Martin trieb darnach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß und sie fuhren oft gegen einander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vortheil auf ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht gethan. Und da die

*) Die Buchenauer und die Westphalen waren damals vor andern wegen ihrer Straßengeschäfte übel beläumdet.

Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Turnierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Thor und sagte, er wollte sich nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Theilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adams Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder thätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe, es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Theil Vormittags und der andere Theil Nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu thun, weßhalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte

Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort that. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und thun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntniß belassen wollte, so dürfe sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorn, in welcher er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntniß der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibalds war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegen einander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, durch, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt,

ſo daß ihre Roſſe auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit ſeinem Roſſe auf ſie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marſchalk, lagen unten den Roſſen, daß ihnen von den andern die Gitter an den Turnierhelmen und ſie ſelbſt allenthalben ſo hart getreten wurden, daß ſie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, ſeine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Geſellen Raum, daß ſie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute ſahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen verſuchen ſollte, machten dieſe ihre Ordnung auch anders das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürſt, er würde ſich zuvörderſt vor den Frauen und Jungfrauen ſehen laſſen, wenn er alſo gedrungen käme, wollte man ihn einlaſſen und hinter ihm ſchließen. Der Anſchlag gerieth, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürſt vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen ſollte, ihm ward gewichen und er eingelaſſen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterſchaft drangen ihm hart nach, ſie wurden laut von den Gegnern angeſchrien gemach zu reiten, was ſie ihrem Herrn denn anthun, ob ſie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen ſtärker und härter verſucht, ſo lange bis der Markgraf niedergedrängt war, da lag er, und es ging ihm wie es vordem den andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umſonſt war, rückten ſie wieder auf eine Ecke.

Unterdeß gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen ihn aufzuheben. Das ver-

mochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen dasselbe also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er thäte, der gemeine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt, wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre hinter einem seiner Gegner zu sitzen, und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schar zulassen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Noth haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgäflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Würtemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts Weiteres angethan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der

Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger That geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand rathen, auch sei er selbst der Meinung das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber so große Lust habe ihn zu schlagen oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen, dasselbe wolle er, Georg, auch wieder thun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Banket zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Geberden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtniß ihren Kindern zu verstehen geben, und begehrten darauf eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte darnach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu thun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherren und vom Adel mit einander zu schaffen hatten, ein-

ander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und ſolche Hantierung trieben. In dieſen Geſchäften diente er gern ſeinen guten Geſellen, die ihm ſchrieben, bewarb ſich darum und führte Pferde, womit er ſich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürſten und Ritterſchaft machte.

Nun iſt wohl wahr, was Ovidius ſchreibt, und bewährt ſich auch oft, daß jede Frau von Ehre beſondere Liebe und Luſt, auch Wohlgefallen zu männlichen, unerſchrocknen kecken ernſthaften Mannen trägt, weil ſie gedenkt, daß dieſelben eher und tapferer für die Frauen wagen und thun als hausgebackene und weibiſche Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß ſich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der verſprach er in der Abrede über ihre Liebſchaft ſich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, und um ihrer willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ ſie ſich wieder hören, wenn er ſeinem Verſprechen nachkäme, wollte auch ſie nicht von ihm laſſen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mittheilen, ſoweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zuſtände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geſchehen könnte, und ſie wollte, wie er bat, keinem Geſchwätz eines unnützen Kläffers Glauben ſchenken. Und ſie befahl ihm auch in ihrem Dienſt ritterlich und anſehnlich zu leben, dazu wollte ſie es ihm an nichts fehlen laſſen. Er richtete ſich nach ihrem Gefallen, ſuchte und veranſtaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und ſtach in köſtlicher Waffenkleidung, mit ſeidener Decke und was dazu gehört, meiſt alles in guter Seide, mit köſtlichem Schmuck ſeines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder ſechs laufende Knechte, die in ſeidenen Kleidern ſeiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu ſolchem Spiel mit guter Zehrung verſehen, ſtets wohlberitten und nach ihrem Wunſche mit ſeinen Knechten und Pferden im

Sommer und Winter anſehnlich und wohl gerüſtet, ſo daß viele Leute, die ſeine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf iſt, ſehr munkelten. Und wiewohl dieſer Handel niemandem genau kund wurde, ſo wurde er doch aus Vermuthung vielfach gegen ihre Verwandten verſchwätzt; deßhalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte ſich aus der Gegend entfernen, er würde ſonſt um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zu Theil werden. Nun aber ging ihm ſein Verſprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte ſtets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reiſen, weßhalb man nicht auflauern und ſein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Geſtalt, ritt zu Zeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutſcher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Ausſätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menſchen allezeit neuen Fund und Anſchlag eingiebt. Und wenn ſich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau ſollte, mußte er über ein Waſſer kommen und darnach noch Felſen und Mauer an ſiebzehn Klaftern hoch hinaufſteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenſter eine ſtarke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er ſie in der Finſterniß deſto eher finden möchte. An die Schnur band er ſein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies alſo zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und ſchlug den Haken des Steigezeugs ein, daß ihr Freund hinaufſteigen konnte. Und wie die Liebe ſtets mit bitterer Sorge, Angſt und Mühe gemengt iſt und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, ſo begab es ſich einſt, daß ſie einmal lange nicht bei einander geweſen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geſchehen, hatten ſie beide ſo große Freude, daß ſie das Steigezeug, das an dem Fenſter hing, vergaß. Aber da dies nicht beſchwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den

Fels ins Waſſer, worüber ſie beide übermäßig ſehr erſchraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handſchuh zuwege gebracht, die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettſtange, legte die quer unter das Fenſter und ließ das andere über das Fenſter hinuntergehen. Die Frau und er geſegneten einander mit den hübſcheſten Worten, die ſie zuwege bringen mochten. Jeder werthe Mann, der von Frauenliebe zu ſeiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlſchaft getrieben hat, kann wohl abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abſchied geweſen iſt. Darnach zog er die Handſchuh an, gab ſich für das Wagniß in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felſen hinabzukommen. Die Frau legte ſich in ihrer Treue auf die Bettſtange dieſe zu halten, daß ſie nicht überſchlug und ihren Allerliebſten zum Falle brachte, ſie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte ſie ſo hart, daß ſie in den Schrei ausbrach: „Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichſt mir die Hände!“ Da erſchrak der gute Geſelle über die Maßen ſehr und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hauſe ſtak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf ſtand er und erhielt ſich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leiſe zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er ſich zu Thal, aber die Leinwand ſchnitt ihm durch die Handſchuhe ſo ſehr in die Hände, daß er ſolches keineswegs länger ertragen konnte, er fing alſo die Leinwand in beide Arme und drückte die an ſich ſo gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Thale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Miſthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er ſich raſch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und that wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt,

ſah ſich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bauſch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin ſein mochte, kam ihm der Fürwitz das zu beſehen. Er trennte es auf und fand hübſche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenſchnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köſtliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er ſich viel mehr, weil er Gunſt und Liebe der Frau deutlich daraus merkte; als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz darnach begab es ſich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürſten, Fürſtinnen, Grafen, Herren, Ritterſchaft, viel höfiſche Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibalds Frau und höchſte Freundin war daſelbſt. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Muth machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein ſeltſames und abenteuerliches Ritterſpiel zu beginnen, und beſprach ſich mit Herrn Eberhard von Brandenſtein, der in ſeiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geſelligkeit und ein unerſchrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in ſeiner Tartſche einen Spiegel haben ſollte und auf dem Haupt keinen Rennhut, ſondern aufgewaſchenes und geſchmücktes Haar und ein hübſches Kränzlein, und wer von ihnen am nächſten zu dem Spiegel in der Tartſche träfe, ſollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden werth war. Sie kamen alſo in ihrem Schmucke auf die Bahn und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüſteten ſich zum Treffen, da ließen Herzog Ernſt und Herzog Albrecht, beide Fürſten von Sachſen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz den oberſten Marſchalk und durch Herrn Heinrich von Einſiedel ſagen, wollten ſie rennen, ſo müßten ſie ſich mit ihren Hüten und was ſonſt zum Rennen gehört, wie andere

Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten sie noch ein- oder zweimal umreiten und darnach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde, und deßhalb besprochen, sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Bretleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhards Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinodes verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Bret getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehern wurde ein Ritterrecht niedergesetzt zu entscheiden, aber mit Wilibald so viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Darnach begab sichs, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten mit einander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen von Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug, als die Bahn war, und die Leute bestäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüth einer werthen

Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugeſellt werde, denn ſie erlöſt ihn von unehrlichen Händeln und daß er ſich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande dort Ehr' und Preis zu ſuchen, und hindert ihn bei ſeinen Bauern in den Weinhäuſern zu bleiben und von blauen Enten zu ſchwatzen."

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantiſches Verhältniß zu einer Fürſtin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er ſich geſellte. Und eben ſo raſch ſchwand die letzte Romantik des abſterbenden Ritterthums aus den Seelen der Junker. Die Turniere des fünfzehnten Jahrhunderts waren nur eine rohe und ſchlechte Carricatur des glänzenden Ritterſports unter den Hohenſtaufen. Und es iſt ein Irrthum, wenn man ihnen irgend einen weſentlichen Antheil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuſchreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugſchrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde, und Männern und Frauen den Wunſch erregte, die krauſen Buchſtaben perſönlich kennen zu lernen.

12.

Die frommen Landsknechte.

(1492.)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem egoistischen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal auf die politischen Verhältnisse des Reiches aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Politik der deutschen Kaiser ausgeübt hat, und dem Hause Habsburg darum zum Verhängniß geworden ist, weil man dieselbe nicht rechtzeitig zu reformiren verstand.

Im Jahr 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Cardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Feldschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenöthigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14,000 gerüsteten Pferden, 80,000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren

Huſſitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11,000 Deutſche wurden in den Wäldern getötet. An dieſem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertſtreich, wohl die größte Schande, welches je ein deutſches Heer erfahren; ſeitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in ſeiner Zuſammenſetzung aus zahlloſen Contingenten und uneinigen Fürſten ein eben ſo kraftloſer Mechanismus geworden war wie das deutſche Reich ſelbſt; man ſuchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zuſammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborne Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geſchaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer iſt in ſeiner Taktik, ſeinen Gewohnheiten, in ſeinem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, welches durch die Vaſallenreiterei ſeit den Jahren Karls des Großen in die zweite Schlachtreihe zurück gedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbeſtanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Maſſe der aufgebotenen Landleute, welche dem Vaſallenheer nach Hofrecht folgten, ſondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche wie ihre Ahnen, ſich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinſamer That und zum Gehorſam unter dem Führer, der ſie gerufen hatte oder den ſie ſich ſetzten. Sie richteten ihre Genoſſen ſelbſt durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, ſie wollten Freie ſein, die ohne Erlaubniß eines Herrn reiſen durften und Urtheil finden über freie Männer. Aber zuverläſſig wurde auf die perſönlichen Rechte, welche die Genoſſen in der Heimath beſaßen, ſeit früheſter Zeit wenig Rückſicht genommen.

Im Jahr 1276 kämpft eine ſolche Schaar, die gegen Sold und auf Beutetheil geworben iſt, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und dieſen durch das ausfallende Löſegeld den Beuteantheil verringern, gerathen die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienſt *). Hundert Jahre ſpäter bezahlen Ulm und der ſchwäbiſche Städtebund Fähnlein derſelben freien Knechte, welche ſich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen, ſie waren damals eine ſehr tüchtige Schaar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbruſt, 70 Mann derſelben trieben 60 Reiſige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in dieſem Jahre ſehr gut. Seitdem ſpielen ſie bei jeder größern Fehde und jedem Kriege mit, unter verſchiedenen Namen und mit ſehr wechſelnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als ſchwarze Garde gegen die Dithmarſchen, bilden als Ruder die Bemannung der Hanſaſchiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutſchen Städte. Schon damals war viel Geſindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüſtem Raub benutzte; dieſe Marodeure, welche man Böcke nannte **), fanden als Gefangene hartes Gericht, ſie wurden im Gefängniß der Städte ſchwebend an Ketten geſchloſſen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reiſige mit eigenem Pferde der Beute nach, ſie geſellten ſich am liebſten den Burgherrn zu und müſſen für beſonders ſchädlich gegolten haben, denn unter Kaiſer Friedrich III. ward verordnet, daß ſie nirgend geduldet werden ſollten, wenn ſie nicht Diener eines Herrrn, eines Junkers, einer Stadt

*) Ann. Basil. ad a. 1276.

**) Von pocken, rauben.

wären *). Trotzdem dauern sie noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihr Contingent sandte, bestand es in der Regel aus diesen geworbenen Söldnern, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Harschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war jedes größere Kriegsheer zusammengesetzt aus den Contingenten, welche Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten — auch dieser Anzug zum Theil geworbene Leute —, daneben gemietheten Söldnern zu Fuß und zu Roß. Und dieser Theil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, in der Regel zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältniß zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Wagenburg, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfniß nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames politisches Institut, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Strapazen, aber immer Ge-

*) Reform v. 1442, §. 7.

nossen, die eigenwillig befanden, ob sie schlagen wollten oder nicht.

Sie schafften sich selbst Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchsenknechte, die erstern mit stärkerer Rüstung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Gesellschaft gleich berechtigt. Sie leisteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, das sie sich gesellt hatten. Ihr Troß war also nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger massenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahr 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20,000 Fußknechten 4000 Weiber; auch diese wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eignes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf*).

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindschaften, sie vertrugen sich schlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den östreichischen und burgundischen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebsten französischen und italienischen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politische Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundschaft zwischen Schweizern und Friesen. Beide wußten im fünfzehnten Jahrhundert zu erzählen, daß einst Friesen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karl des Großen sich in Schwyz niedergelassen und die Ahnherrn der Schwyzer geworden wären.

*) Ueber das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vergl. Bd. III. der Bilder, Nr. 1 und 2.

Beider Stärke beſtand in dem freien Bauernſtand, beide duldeten keine Herren über ſich, und in ihren Briefen nannten ſie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Theil Oberdeutſche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindſchaft behandelten dieſe Gegner einander in der Regel als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutſchen Landsknechten zuſammenſtießen, grobe und unchriſtliche Sitten, ſie nahmen niemand gefangen, denn ſie bekamen für jeden abgeſchnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und ſie ſchnitten Köpfe ab, wo ſie irgend Gelegenheit fanden; dieſe erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nöthig hatte, und daß keiner ſie zu bezahlen vermochte. Das Dienſtverhältniß beruhte auf Vertrag, beide Theile hatten zu leiſten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienſt. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geſchah ſelten regelmäßig, ſelten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zu gute kam, und zuweilen nach den erſten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abſchlagzahlungen: dann war nach Anſicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere ſtand frei, ſich anderweitig zu vermiethen. So kam es, daß den Landsknechten eine aufſäſſige und meuteriſche Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldſachen häufig durch böſes Gewiſſen gedrückt, hatten geringe Autorität und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld ſchaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung ſeiner Mannſchaft abgeriſſen war, dann wurde capitulirt, die Knechte nahmen einmal Gewand ſtatt Geld, und Hauptmann und Leute freuten ſich, daß ſie in gleichen Farben, z. B. ſchwarz und weiß einhergingen. Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn

er ſie feierlich anredete. Er mußte ſich eine wohlgeſetzte Rede ausdenken und darin durch gute Verſprechungen tröſten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor ſolcher Verhandlung mit den eigenen Knechten ſich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während ſolcher Geldnoth die Knechte, daß ein Geldtransport beim Heere angekommen war, ſo bemächtigten ſie ſich vielleicht gewaltſam des Geldes, um ſich den Sold zu ſichern, ja ſie nahmen den Geldtransport weg, wenn man ihnen auch gerade nichts ſchuldig war, weil ſie behaupteten, daß ſie ſich vorſehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als ſie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, ſo plünderten ſie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, vertheile. Selten gelang es, einen einflußreichen Subalternofficier oder die Anſtifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, dann brach die Meuterei aus, und der Feldherr mußte ſich vielleicht durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber dieſe Brüderſchaft, welche ſich am Fahnenſtock zuſammengeſchworen hatte, beſaß ſogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorſam, welcher für dauernde militäriſche Erfolge unentbehrlich iſt. Wie ſie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, ſelbſt erkannte, ob ein Geſell ſich als unehrlicher Soldat gehalten habe, ſo wollte ſie auch vor jeder Kriegsoperation, welche Leib und Habe in Gefahr ſetzte, mitſprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte ſie zuſammenrufen, anreden und für ſeine Abſicht gewinnen. Zuweilen verſagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und ſie nicht den Tod vor Augen ſahen, ſo wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirthe und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürch-

tete für seinen Kramschatz, oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute verthun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft im gemeinsamen Interesse fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Lansdknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche Subalterne gewonnen, welche berichteten, ob das Herr in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid unter einander die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde —, sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zwei großer quadratischer Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch schlecht organisirt. Sie

liefen nach einigen Schüſſen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den Rücken, die Lockerung der feindlichen Maſſe hing vorzugsweiſe von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zuſammenrennenden Haufen ab. Bei dieſem Zuſammenlauf waren die erſten Glieder — die Doppelſöldner — am meiſten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erſtochen; die Fahnen ſtanden deßhalb erſt im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieſes Zuſammenſtoßes zu verringern, wählte man im fünfzehnten Jahrhundert zuweilen verzweifelte Geſellen, welche bereit waren ihr Leben gegen beſondern Lohn in die Schanze zu ſchlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte ſich durch ſolchen Dienſt von der Strafe löſen. Dieſe „Katzbalger" wurden mit Hellebarden von der erſten Reihe der Knechte aufgeſtellt und ließen im Augenblick vor dem Zuſammenſtoß die Hellebarden in ſchrägen Hiebe auf die Speerſpitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken ſprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hintern Glieder, verhältnißmäßig ſicher, drückten ihre Vorkämpfer unabläſſig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei dieſem Wogen der Maſſen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde ſo groß, daß man die Ausſicht verlor, ſogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann ſchlugen die Muthigen ſo lange in einander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderem auch ſehr von Sonne und Wind ab. Die Entſcheidung aber war in der Regel vollſtändig, denn der Haufe, welcher ſich zuerſt zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher maſſenhaftes Niederſchlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das ſiegreiche Heer völlig den Zuſammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind im Stande war, noch eine taktiſch zuſammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerſtreuten

Sieger zu führen. Man ſuchte deßhalb wohl einen Haufen für ſolche Entſcheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reſerven wurden erſt in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgſte Schwäche dieſer Gewalthaufen war, daß ſie zwar eine ſtarke Front hatten, aber leicht zerſprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erſt als die Handrohre der Schützen ſchneller feuerten und dieſe Truppe verläßlicher ward, ſuchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu ſichern. Die Reiterei kämpfte in dieſer letzten Zeit ſelten gegen die Landsknechte, ſie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Action war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen alſo faſt gar nicht in einander. Die Artillerie endlich wurde in Poſitionen aufgefahren, die ſie in der Regel nicht verließ, ſie half die Aufſtellung ſchützen, aber leiſtete geringen Dienſt bei der Entſcheidung. Nach jedem Siege wurde „gebeutet“, die geſammte Beute auf einen Haufen zuſammengebracht und vertheilt.

Daß der Befehl über ein ſolches Heer keine ſorgenloſe Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten ſich für wichtige Fälle den Gehorſam zu ſichern, durch Redlichkeit, einen demantharten Muth, der jede Probe aushielt, durch imponirendes Weſen, dem ein Strich von volksthümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet ſein gegen zahlloſe Kränkungen, die er ſelbſt erfuhr, und gegen die Verwüſtungen und Unmenſchlichkeiten, welche durch ſeine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk ſich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Geſellſchaft überall wo ſie durchzog „ſich behalf“, indem ſie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deßhalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des

eigenen Kriegsherrn längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Ueberfällen der Bewohner zu wahren, dann marschirte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter seiner Autorität war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte als einen Contractbruch gegen sich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu thun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im niederländischen Kriege über 300,000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Noth und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er für den Kaiser gegen Frankreich im Felde lag — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnöthigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zu Gunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld ein neues zu werben, und dieser Uebertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Katastrophe für das Reich. Die

Bedingungen des Geschäftes waren durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hofe vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog diesen verzweifelten Weg eingeschlagen hatte sich bezahlt zu machen. Da endlich sandte der König seinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Versprechungen, und schloß einen neuen Vertrag ihn nach und nach zu bezahlen. Es ist durchaus nicht zu ersehen, daß diese vorübergehende Differenz das gute Verhältniß zwischen dem König und dem Herzog gestört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genossenschaft entschieden durch fast drei Jahrhunderte das Geschick unseres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird sehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren eine feste staatliche Organisation zu ersetzen. Wer jetzt gegen stehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unsere Vorfahren, welche nicht im Stande waren ein stehendes Heer zu unterhalten, eben darum in fast unaufhörlichem Kriegszustand und einer höchst jammervollen Unsicherheit der Person und des Eigenthums lebten, und wenn sie ein Heer warben, so viele Kosten und so großen Verlust durch Raub und Selbsthilfe der Söldner erfuhren, daß der nationale Schaden ganz unberechenbar größer war, als die Assecuranzprämie, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich daß trotz aller Kosten und aller Verwüstung doch die Erfolge der alten Heere höchst zufällig und unsicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, dessen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und monströs erscheint, eine entschiedene Besserung im Vergleich zu der früheren Zeit. Denn es war fortan doch möglich, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, und der Fürst, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann besaß, durfte Erfolge hoffen. Seitdem wurde den Fürsten erste Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzustellen, sich reichere Geld-

quellen zu eröffnen; dies Bedürfniß drückte zunächst den Landmann herab, welchem Ritter und Geistlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im dreißigjährigen Kriege kamen die Fürsten zu der Erkenntniß, daß ein stehendes Heer mit festem Sold und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft brutale Regiment des fürstlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus dem alten Aggregatzustand von Corporationen und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Rohheit und dem tyrannischen Zwang eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirthschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist in der Biographie desselben fränkischen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständniß wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karl des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung gegangen, sein Geschlecht erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Theile des Erbschaft abgetreten, andere versprochen wurden. Als Maria im Jahr 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Mar-

garethe, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarethe dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Intriguen Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahr 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängniß, indem er unter anderm eidlich gelobte der Regierung zu entsagen, und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verrieth seine Geiseln, von denen Philipp von Cleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilians brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahr 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilians mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahr 1493 den größten Theil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahr 1492 wie folgt:

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1,800,000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittle Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle gegen seinen

Sold nach England gebracht wurden. Dieſelben füllte er mit Leuten, Proviant und Geſchoß und allem, was ins Lager gehört, und ſchiffte ſo mit 22,000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da ſchickte er feierliche Botſchaft zu Herzog Albrecht von Sachſen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ ſie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs allerfreundlichſte auch ihm Hilfe und Beiſtand zu thun. Der hochgemuthe und ritterliche Herzog Albrecht, deſſen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte ſchicken, und ſobald er ſich gerüſtet, wolle er in eigener Perſon mit allen ſeinen Grafen, Landherren, Edlen und Reiſigen bei ihm ſein. Der Herzog ſchickte ſeinen werthen Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem Könige zu Hilfe, in der Abſicht ſpäter nachzuziehen.

Nun lag die engliſche Rüſtung noch zu Calais, und als der Hauptmann ſich auf zwei Tagereiſen genähert hatte, kam ihm eine Botſchaft von einem Capitän, welcher der Griſon hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute ſeines Volkes bei ſich hatte. Der ließ dem von Schauenburg ſagen, wenn er nebſt ſeinen Knechten mit ihm ziehe, ſo wollte er verſuchen ihm in die große Stadt Antricht, die ſie zu welſch Arras nennen, Eingang zu verſchaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewohl jede der beiden Städte ein feſtes Schloß hätte, wollten ſie ſich doch mit Gottes Hilfe unterſtehen auch die Klauſen (Citadellen) zu erobern. Der Hauptmann ſorgte, und mochte dem Griſon und ſeinen Geſellen nicht vollen Glauben ſchenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und ſagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich auf dieſen Anſchlag zu ziehen, und verſprach mit ſeinen Geſellen von der welſchen Garde, an 500 Pferden, deren Hauptmann er war, bei ihm

Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ ſich überreden, las aus ſeinen Knechten die 1500 beſten; die anderen 2500 ließ er ſeinem Stellvertreter, daß dieſer dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereiſe unter Calais, warte, ob ihm ſein Anſchlag gerathen würde.

Der Hauptmann kam mit ſeinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta — es war zu der Zeit an Hans von Oettingen als Mitgift ſeiner Gemahlin gekommen —, von da hatte er noch 18 (belg.) Meilen gen Arras, er beſtellte auf allen Straßen und Päſſen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit ſeinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indeß war Loi de Wadre mit ſeinem reiſigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm geſtoßen, er ließ Reiſige und Fußvolk zuſammenziehen, gab ihnen ſeinen Anſchlag zu verſtehen und ſagte ihnen, ſie ſollten ihm geloben und ſchwören, im Fall ſie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menſchen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu laſſen, er aber wollte ihnen wieder geloben und ſchwören, daß er jeglichem Reiſigen und Fußknecht einem wie dem andern ſtatt der Beute drei Monat Sold geben wollte. Darüber wurden ſie einig, ſchwuren alſo das einander zu halten und zogen auf ſolchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reiſigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde ſo ſchreien, daß die Wächter ſolches auf der Mauer hörten und vor dem Anſchlag gewarnt würden. Er legte ſich mit ſeinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Griſon käme oder das Wahrzeichen gäbe, das ſie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, ſollten ſie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre alles

in Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verrätherei besorgt, und mahnt die Knechte in die Ordnung, der Trommelschläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Allarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft daß die Stadt geöffnet sei, er solle mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß Wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Allarm gehört, und wenn sie darüber die Thore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verrätherei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verrätherei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadre's Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhafte Mann in allen Nöthen durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte also an kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht burgundisch schreie, alles tot zu stechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zu Hauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Thore noch zu. Sie machten ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die

Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüſt hinüberrutſchte, und als dieſer auf die Mauer kam, ward er gefragt ob er die Feinde um ſich ſähe oder vernähme. Der ſagte, er ſähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen ſeiner Trabanten mit Namen Kunz bei ſich, dem verſprach er eine Summe Geldes, der machte ſich auf dem gedachten Gerüſt zu dem erſten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu verſuchen ob ſie das Pförtlein öffnen könnten. Das geſchah, ſie ſchlugen die Schlöſſer ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinſchlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Kuiraſſer und Kriegsvolk der Franzoſen, die darin lagen, auch aufgeſtört und drangen in einer Gaſſe daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu ſich, lief den von der Stadt entgegen, ſchrie ſie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erſchraken, dachten, daß allbereits der ganze Haufe da wäre, und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indeß wurden die großen Thore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reiſigen, denen Botſchaft geſandt war, heran. Jeder Bürger, der in ſein Haus konnte, hatte dies verſperrt ſo gut er mochte, denn was außerhalb der Häuſer betreten wurde, ward erſchlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm ſein Pferd. Er ſaß auf, ſprengte von einer Schaar zur andern und befahl, was jedermann thun und laſſen ſollte. Er ließ ausrufen, alle, ſo burgundiſch ſein wollten, ſollten ſich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehen. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gaſſen ohne Wehr zu der Kirche, indem ſie ſchrien „zu Burgund“. Einer hatte ſich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie ſie das in ſolcher

Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den beſten Knechten beſetzen, ſo daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hauſe gehen. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch inne hatten. Die Schlöſſer aber beider Stadtſeiten hatten Pforten auf das Feld, ſo daß ſie ſich ohne alles Hinderniß nach Möglichkeit ſtärken und Leute ſo viel ſie wollten, einlaſſen konnten. Ferner lag der Hofmeiſter des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10,000 Mann zu Roß und Fuß ſtark mit tüchtigem Volk in den nächſten Flecken, vier, ſechs und acht Meilen Wegs. Daraus entſtand dem Hauptmann nicht geringe Beſorgniß; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit ſehr müde, hätte auch nicht vermocht wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis ſolches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß ſchanzen und gäb den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchſen im Rathhauſe gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim erſten Schuß zerſprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte ſtellten ſich zum Sturm, darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Geſpräch bittend. Dieſer gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieſer es verboten, und ließ die Forderung an dieſen gelangen. Der von Schauenburg forderte ſeine Knechte zu einem Geſpräch. Loi verhandelte mit den im Schloß, kam und ſagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung ſtehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und ſchrien laut, ſie wollten ſolche Bedingungen nicht annehmen ſondern ſtürmen. Wadre unterzog

ſich neuer Unterhandlung und beſtand zuletzt darauf, die Feinde ſollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und die Reiſigen darunter ſollten 1200 Gulden für Paſſeporten zahlen, ſo wolle man ſie mit Pferd und Harniſch ziehen laſſen. Denn die Knechte ſagten, die Reiſigen wären reich, ſie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harniſch, ſie möchten hinziehen und wieder an einen friſchen Krieg gedenken, wenn dies verſchlemmt ſei, ſie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Die Paſſeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzoſen meinten, ſie wären wohlfeil davon gekommen, ſie waren froh und der andere Theil noch froher, daß man ihrer ſo ledig war und die Sache beſſer beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadttheil zu bewahren. Herr Wilibald beſetzte den Stadttheil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler ſchlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog ſo mit ſeinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man ſtürmte ritterlich mit aller männlicher Kraft, der vorigen Müdigkeit vergeſſend.

Da die Franzoſen den ernſtlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen erſahen, wurden ſie weich und verzagt, und wiewohl ſie den oberſten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei ſich hatten, wichen ſie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerſtand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn der war groß, feiſt und unvermögend zu laufen, ſie brachten ihn ſammt ſeiner Taſche, darin viel goldene Ketten, Paternoſter, goldene Kreuze, mancherlei Zierrath gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieſer beſtellte die beiden Schlöſſer und Städte nach ſeinem Nutz und Vortheil ſo, daß er ſich getraute mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Nothdurft wohl bestellt waren und sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte, umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrath nach Landes Manier gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsbrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohl bekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von werthem edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Noth schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vortheil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelstein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden werth waren, vor ihn und die welschen Capitäne und sagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wohl und es wäre unütz etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirth nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum was sie als ritterliche und theure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: „Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall gerade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn ich es thäte, könnte ich meiner Herrschaft und mir Schaden bringen. Wir Deutschen und vor andern die von den Oberlanden pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen,

keiner Frau oder Jungfrau von adlicher Geburt etwas von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann thäte, würde er von seinen Genossen sein Lebelang für untreu und unwerth gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zu Theil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen." Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, er wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: „Die adliche, deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Theilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu thun, wie ich vorher gesagt habe." Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: „Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Thun zu beurtheilen."

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt der Frau das ihrige zu lassen, und darum dem werthen deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt inne hätten, er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deßhalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum Könige ziehen; sobald er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heim-

lich zu verſtehen gegeben, weßhalb der König von England erſchrocken war.

Und das war die Urſache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1,800,000 Gulden von den Seinen genommen, und um ſeinen Willen zu erlangen, ihnen zugeſagt den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieſer zwei Königreiche entſtanden und verlaufen, iſt ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu ſeiner Partei gehörte und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrſchaft geholfen; das aber durfte ſich der von England keineswegs merken laſſen, er wäre ſonſt von den Landherrn und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuſer verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder ſcharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von ſeinem bewilligten Geld 100,000 Gulden, damit er ſolches geſchehen laſſe. Darnach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unſere liebe gnädige Frau raſtete, lagerte ſich mit ſeinem Geſchoß und ließ ſehr arbeiten.

Es ward alſo zwiſchen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für ſeinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reiſe aus England gehabt, geben ſollte, dieſe Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander geſtellt und auf eine Million Goldkronen angeſchlagen. Da die Engliſchen ſie alſo anſahen, meinten ſie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wiſſen mit Aſche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen funfzig kaum eine werth waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß ſie mit Gold gefüllt

waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vertrag geschlossen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heran zu ziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdeß säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens darauf geben, welche Summe sich auf 60,000 Gulden belief. Er mühte sich hart in der Kürze solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es bei einander hatte, gedachten ihn tot zu schlagen, das Geld zu theilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu thun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu zerstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch ſchickten ſie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm ſagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten ſie ſich ſelbſt zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die ſagten ihm, die Verſchwörung wäre gemacht, er ſollte darauf denken ſie zu bezahlen wie er könnte, es würde ſonſt nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und ſich vor nichts ſchämte, er forderte alſo einen Hauptmann nach dem andern und ſprach zu jedem: „Thue nach Treue und Glauben, nimm hin dieſen Sack mit Gold, bezahle die Knechte die unter dir liegen.“ Darauf forderte jeglicher ſeine Knechte, indem er ihnen ſagte, daß er ſeine Bezahlung hätte, damit wichen ſie ab zu ihren Herbergen. Darnach unternahm er die Edlen und Reiſigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12,000 Gulden. Dieſe aber waren von anderer Zucht und beſſerem Gebahren. Der Biſchof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt daß er ſein Silbergeſchirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reiſigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verrätherei, ließ an vielen Orten Feuer legen, beſtellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, dieſe halb entzwei geſchnitten wurden, damit ſie entzwei riſſen, ſobald man hart damit arbeitete.

Unterdeß verzog ſich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen und die Schuld des Soldes wuchs wieder ſtark. Das Geſindel hatte den Gewinn faſt verſchlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen ſie zu Zeiten fortan ins Land auf Beute ſich zu helfen. Da ſie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden ſie ganz widerſpenſtig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gaſſen oder dem Lande war ſicher.

Nun iſt landkundig und unverborgen, wie der Römiſchen Königlichen Majeſtät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich ſich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römiſch Königliche Majeſtät ihre Tochter Frau Margarethe, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wieder holen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geſchickten Geſandten, Biſchof Wilhelm von Eichſtädt, Margraf Chriſtoph von Baden, Graf Engelbrecht von Naſſau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürſtin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie ſich Reiſige und Knechte dort hielten. Darum ſchickten ſie Botſchaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garniſon zu Roß und zu Fuß verhandeln ſollte, damit ſie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten ſie auch ausgemacht, daß in dem franzöſiſchen Lande von den Burgundiſchen nicht mehr geſchädigt und geraubt werden ſollte, das hätten ſie im Namen Römiſcher Königlicher Majeſtät und des Herzogs Philipps zugeſagt und ſich chriſtlich verpflichten müſſen. Wenn nun dieſes ihr Gelöbniß und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, ſo würde das ſehr ernſt genommen und dem Reich und der ganzen deutſchen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reiſigen Zugs und der Fußhaufen zuſammen, und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man ſei ihnen ſchuldig, ſie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, ſie hätten auch keine Ausſicht etwas zu gewinnen. Wenn man ſie bezahlen wollte, ſo könnten ſie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Geſandten ſich wohl gefallen laſſen. Wenn man ſie aber nicht bezahlte, könnten ſie ihre Hände und Füße nicht eſſen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, ſondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen,

wen ſie könnten, damit ſie ſich erhielten. Der Hauptmann konnnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen, und ließ die Botſchaft ſo ſcheiden. Die ſagte Frauen Margaretha und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botſchaft zu dem Hauptmann nach Arras geſchickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Geſellſchaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, dieſe anzuhören. Die ſagten: „Der erſten Botſchaft iſt ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt ſind wir wieder geſchickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garniſon aufs gütigſte anzuſprechen, zu erſuchen und zu bitten, von ſolchem böſen Vorſatz abzuſtehen, denn ein ſolcher Muthwill und Schande iſt an Deutſchen unerhört, ſeit die Nation in Würden ſteht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung iſt, daß eines Römiſchen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die ſie begleiten, von deutſchen Knechten aufgehalten werden ſollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die ſelbſt dem Reiche unterwürfig ſind. Was kann die edle und fromme Fürſtin dafür, daß man den Knechten Sold ſchuldig iſt? Sie bleibt billig des Schadens müßig, denn ſie kann dafür kein Pfand ſein. Aber es iſt wohl möglich, daß ſie von anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entſtehen. Wenn aber dies geſchähe, ſo haben ſie zu bedenken, daß die Römiſch Königliche Majeſtät, Herzog Philipps wie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, ſo dabei ſind, mit Namen aufgeſchrieben werden, und wo ſie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder ſich ſehen laſſen, darum ſterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre.“ Sie erzählten auch ſonderlich dem Hauptmann, was für ihn ſelbſt darauf ſtünde, ſie ſagten und ermahnten ihn ſeiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich

heraufgekommen wären und ihr Blut vergoſſen hätten. Und ſollte ſolcher Frevel unter ihm geſchehen, der dieſes Volkes oberſter Hauptmann ſei, ſo würde das ſeinem Namen und ſeinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf ſein, denn wer könnte etwas anderes denken, als daß dieſe Unthat mit ſeinem Willen, Wiſſen, Rath und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann ſprach: „Liebe Freunde, ihr habt gehört, welcher maßen wir beſchickt und angeſprochen ſind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unſer aller Ehre. Uns iſt die Wahrheit geſagt. Thun wir das, ſo ſind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unſicher, wo wir hinkommen."

Aber ein Kieſel iſt ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf ſeinem Vorſatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rath und ſprach: „Liebe Freunde und fromme Knechte, es iſt wahr, obwohl wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum ſeine Schweſter, die edle Fürſtin beſchuldigen, die weder an ſeinen Leuten noch Landen Theil hat? weßhalb ſie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürſten die bei ihr ſind, aufhalten? Das wäre großer Unrath. Weßhalb auch wollen wir die Ambaſſaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geſchloſſen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns ſchuldig iſt, das iſt Herzog Philipps. Was ſollen dies die anderen entgelten? Ihm wollen wir in ſeinem Lande rauben, brennen, fangen und wirthſchaften, ſo lange bis wir bezahlt ſind."

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den geſandten Herren vor, die ſahen das auch für beſſer an, als daß ſie aufgehalten werden ſollten. Darauf ward Frauen Margaretha Sicherung zugeſagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Paſſeport gegeben. Die zog ihres Wegs mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßſänfte, in einem herrlichen Stuhl ſitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück

Goldſtoff, um ſie vor der Sonne zu beſchirmen; ſo zog ſie in Brabant ein. Dort ward ſie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feuer und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten ſich und ſchwuren zuſammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beſchädigen, ſo lange bis ſie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen oder redlichen Sache zu verlaſſen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und ſchädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieſer Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hauſen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten ſie auf Bänke, marterten und ſchätzten ſie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern geſtraft, wie er oft zuvor gethan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abſchlagen laſſen. Sobald er das vornahm, hielten die Knechte zu einander nach ihrer alten Weiſe, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich iſt, und ſprachen alſo: „Daß dich Gotts Marter ſchände, du willſt Hauptmann ſein, kannſt befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gieb Geld her, oder wir wollen dich totſchlagen.“

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten ſie eine Gemeinde, darein forderten ſie den Hauptmann, und wiewohl er ſich oft verſah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring um anderes Uebel zu hindern, bot gute Worte und half ſo viel er konnte. Einmal ſchlugen ſie ihn darnieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abſchlugen und ihn beſchützten, ſo hätte ſie ihn erſtochen. Das währte ſo faſt an ein Jahr. Zuletzt fingen ſie ihn mit ſammt dem von Rouy, dem Loi de Wadre und dem von Voris, legten die in eine Kammer zuſammen und ließen ſie aufs beſte verwahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und

Nacht bewachen, und wollten ſchlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten ſich eben ſo gut wie die andern ausgegeben. Dennoch mußten ſie ſo im Gefängniß bleiben, und wenn die Knechte die Luſt ankam, ließen ſie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob ſie Mörder und Diebe geweſen wären. Und wenn ſie dann in den Ring kamen, ſagten ihnen die Knechte, man ſollte ſie bezahlen, oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die andern antworteten, ſie könnten das nicht hindern, ſie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn ſie Geld hätten, würden ſie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; ſie wollten gern um Geld ſchreiben und alles thun, was an ihnen wäre. Sie ſchrieben und mußten die Knechte leſen laſſen, was ſie geſchrieben hatten, ſie konnten aber von der Herrſchaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unſchuld der Hauptleute einſahen, ließen ſie dieſelben ledig und wirthſchafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Darnach ſchickten ſie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, ſteckten Strohwiſche auf die Stadtthore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und ſchrieen nach ihrer Gewohnheit: „wer kauft, der hat“.

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenſtreich nicht länger erwarten und machten ſich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Abſicht zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn ſolches geſchähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürſt ſollte fortan ſeinen Glauben oder Vertrauen in ſie ſetzen, ſie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre werth. Damit machte er eine ſolche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß ſie durchaus nicht mehr

zuſammen ſtimmen wollten. Denn die einen wollten ſolchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei ſein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter anderen Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloſer, der war früher in Frankreich geweſen und gar gut franzöſiſch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und ſagte: „Lieber Herr, ihr wißt, daß wir armen Geſellen unſeres Soldes und Geldes ſehr bedürftig ſind, wir können nicht länger verziehen, ſondern müſſen die Stadt um unſerer Forderung halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe beſiegelt, ſo wollen wir euch 4000 Kronen vorausgeben, und was euch bei Bezahlung der Knechte zu gute kommen mag, wollen wir euch gern gönnen und getreulich dazu helfen.“

O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie ſchrecklich dies dem frommen theuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach ſeinem Herzen antworten und ſprach mit anderen Gedanken: „Du weißt, daß unſere Boten bei den brabantiſchen Herren ſind, ich verſehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieſer Anſchlag umſonſt. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, ſo komm wieder. Dann wollen wir vornehmen was gut iſt.“

Die ganze Garniſon hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, ſie beſorgte, wenn es ſich ſchickte, würde er ſich auch wie die andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor ſeiner Herberge wachen, dazu beſetzten ſie alle Thore mit größtem Fleiß. Nun begab ſich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, ſie ſollten die Kühe nach Rotten unten ſich austheilen, damit ſie Nahrung hätten und die Bezahlung beſſer erwarten könnten. Sie thaten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen

dies Vieh zu theilen. Er ſaß im großen Sammtrock mit Schuhen auf einem Mauleſel und befahl ſeinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das raſch war, dorthin zu bringen, einen günſtigen Augenblick zu erſehen und ihm ſo nahe als möglich zu kommen, abzuſpringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadtthor zu dem Vieh, ließ das in Haufen von einander theilen und befahl den Knechten, wenn ſie die Haufen ſo gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Looſe geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfniſſes, der Knecht ſprang ab und brachte ſeinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und ſprach den Schweizerhauptmann an: „Her, du Kaneloſer, du haſt mir zugemuthet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wollteſt machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden ſollten. Den Böſewicht findeſt du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Urſach nicht länger bei euch zu bleiben.“ Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob ſich ein großes Geſchrei; ſie liefen nach der Stadt und ſagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde um auf ihn zu jagen, ſie machten ihm aber darum, weil er raſch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buſcha im Hennegau, und etliche ſagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichſten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächſten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre ſchickte ihm einen Knecht als Wegweiſer zu, der ihn ohne Noth durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachſen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras ſtünde, und wo nicht Geld geſchickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, ſie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, ſo wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachtheil es der Herrſchaft Burgund

bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzoſen käme. Aus dieſer Urſache wurde mit großer Mühe durchgeſetzt 40,000 Gulden aufzubringen.

Es wurden andere geſchickt um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgeſehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und ſie iſt noch auf den heutigen Tag ſammt dem Lande unter Gewalt und Herrſchaft der Burgundiſchen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Ueberlieferung des funfzehnten Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erſtaunt ſehen wir Modernen, wie damals auch die Beſſeren mit ihrer Soldatenpflicht umſprangen. Die ſchmähliche Weiſe, wie Wilibald in der Noth ein Uebel durch das andere vermeidet und gegen ſeinen oberſten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert ſehr an die Moral jenes fränkiſchen Heers in der Merowingerzeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde ſich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligſten iſt, daß auch die großen Herren der kaiſerlichen Partei dies Verfahren als Nothwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militäriſche Lehre wird übrigens aus dem Handſtreich auf Arras klar: der Soldat ſoll zuerſt Ordre pariren, ſoll ſich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für eine gewagte Expedition auf ſich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl ſeine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf ſeinem Wege lag. Zuverläſſig hat dem Hauptmann ſein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen weſentlichen Schaden gethan, er fuhr fort der vertraute Kriegsmann Albrechts von Sachſen zu ſein und ſpielte kurz nachher bei den Hoffeſten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands

beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiſer und Reiche als erbliche Statthalterſchaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann ſeine Kriegstüchtigkeit aufs neue, er widerſtand, wie er verſichert, der Verſuchung ſich dort an den Küſten der Nordſee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar geweſen ſei. Er hielt treu zu ſeinem Herrn, bis dieſer ſtarb. Da erſt ſchied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutſchen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgeſetzt wurden, ſicherten dem Enkel Maximilians, dem ſpätern Kaiſer Karl V., das Gebiet, welches der landreiche als ſeine Heimath betrachtete, ſie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht ſeines Hauſes. Er war ein ächter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elſaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heirathen, unabläſſige Verſuche das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu ſetzen, daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieſelbe ewige Geldbedrängniß und bei den höchſten perſönlichen Anſprüchen ſchmähliche Demüthigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geſchäfte, Wortbruch und alle diplomatiſche Kunſtſtücke des Schwachen. Als ein friſcher, kräftiger, ritterlicher Geſell trat Max in die Politik ein, aber auch ſein Ritterthum war genau ſo beſchaffen wie das der fränkiſchen Junker, es war in einem hart realiſtiſchen Weſen eine phantaſtiſche Spielerei, die in Wahrheit ſein Urtheil in den Geſchäften nur ſelten beeinflußte, ein eitles Coſtüm, in dem er ſich wohlgefällig beſchaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor ſeinem Enkel eine größere Stätigkeit der Pläne voraus und die größere perſönliche Tüchtigkeit in Feld und Geſchäften, Maximilian fuhr

mit seinen Einfällen unstät umher, sein Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurück thun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Politik seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz das Reich sich dienstbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europas galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urtheil wohl möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zu Theil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer; Vorbedingung für jede militärische Stärkung war dem Kaiser der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländischen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutschen Kaiser möglich geworden wäre ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unsühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geistlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, welcher damals die Geschicke Deutschlands leitete, war kein Deutscher.

Das war der Fluch, der sich an die weitsichtige Hauspolitik des ersten Habsburgers gehängt hatte.

13.

Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderſchaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdiſche Vorrechte ſuchten, und allen geſetzten Menſchen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimath, ſtand gegenüber eine große Geſellſchaft von Rechtloſen und Heimathloſen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinſamen Thätigkeit der anderen mitſpielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der ſtrengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunſtfertigkeit Geiſtlichen und Laien ſehr willkommen, die Luſtigmacher und Freudebringer des Volkes, die große Genoſſenſchaft der fahrenden Leute.

Dieſe Kinder der Landſtraße haben eine lange Geſchichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zu Theil geworden, denn ſie waren durch mehr als ein Jahrtauſend die volksthümlichen Bewahrer alter Poeſie, der Muſik und aller darſtellenden Künſte.

Auch ihre Geſchichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zuſammenhang des deutſchen Lebens mit dem römiſchen Alterthum iſt. So hatte ſich mit zahlloſem anderem das verachtete Geſchlecht der Gladiatoren, Hiſtrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenſtämme verbreitet. Sie führten den

blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römiſchen Pantomimen auf; ſie ſtanden vor den Hütten des fränkiſchen Häuptlings und pfiffen und ſpielten fremdartige Weiſen, welche vielleicht einſt mit den Orgien aſiatiſcher Götter nach Rom gekommen waren; ſie miſchten ſich unter die gothiſche Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof ſtrömte, und öffneten dort ihren Kaſten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateiniſcher Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Papus und wie ſonſt die antiken Väter unſerer Hanswürſte heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdeß erboten ſich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfſpiel mit ſcharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunſtgriffen und Gefahren des römiſchen Circus; dann ſchloß ſich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenſchaftlicher Spannung die Wechſelfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuſchauer um ſo mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während ſie die Elenden, die ſo für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuſchauer gab es noch andere lockende Künſte. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutſchen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn ſie das griechiſche Tambourin oder die aſiatiſche Klapper in den üppigen Windungen eines bacchiſchen Tanzes ſchwangen, ſo waren ſie den deutſchen Edlen und geiſtlichen Herren zwar in der Regel unwiderſtehlich, ernſten Leuten aber äußerſt anſtößig. Schon im Jahr 554 ſchritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt ſeine Prieſter väterlich vor dieſen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein ſehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An ſolche fremde Gaukler ſchloß ſich ſchnell ein zahlreicher deutſcher Nachwuchs. Die deutſchen Stämme hatten ſeit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epiſchen Geſängen und Liedern. Auch dieſe waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäuſern der Vornehmen, geehrte Gäſte, vertraute Boten, welche oft von ihren Gaſtfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einſt am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Rieſenwelt und von dem tragiſchen Untergang der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der ſüdlichen Länder geſungen. Dem neuen Chriſtenthum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimiſchen Geſänge unheimlich. Karl der Große ſammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutſchen Stämme, ſein pfäffiſcher Sohn Ludwig haßte und verachtete ſie. Allerdings waren dieſe Geſänge ſo voll Heidenthum, daß die Kirche Urſache hatte in Synodalbeſchlüſſen gegen ſie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeſchlecht, welches ſie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deßhalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, ſie fielen endlich, wenigſtens zum Theil, der Claſſe jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte ſich, das ſchönſte Erbe ſeiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbſchaft aus dem deutſchen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutſchland feierliche dramatiſche Umzüge an den großen Feſttagen der deutſchen Götter; ſchon damals ſcheint die Laune, mit welcher der fromme Germane ſeine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komiſche Vermummungen zugeſellt zu haben, die Geſtalten von Kobolden, Rieſen, den greiſen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donar's und wahrſcheinlich das weiße Zauberpferd Wuotan's, welche in der älteſten Form

dramatiſcher Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsſtreites, gegen einander agirten. Behend fügten die fahrenden Gaukler dieſe deutſchen Masken zu den grotesken römiſchen Figuren, welche ſie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Chriſtengemeinden in Deutſchland brüllte der Bär des trinkluſtigen Aſen neben dem Begleiter des römiſchen Weingottes, dem Satyr mit ſeinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germaniſirte ſich ſchnell das fahrende Geſchlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwiſchen den abgegrenzten Kreiſen des Volks umher, vor dem Geſetze heimathlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort das „fahrende und gehrende Volk“ durch wiederholte Decrete zu beargwöhnen, ja das Recht an den Sacramenten des Chriſtenthums Theil zu nehmen wurde ihm beſchränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten „Klopffechter um Geld“ zu erſchlagen ohne Buße, wie herrenloſe Hunde, oder, was beinahe ſchlimmer war, ſie gewährten dem beſchädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Meſſer getroffen, ſo durfte er nur auf den Schatten, welchen ſein Beſchädiger an die Wand warf, denſelben Schlag oder Stoß thun.

Mit dieſer „Unehrlichkeit“ aber contraſtirte ſehr die Beliebtheit, deren ſich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen ſie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfeſten ſtrömten ſie zu Tauſenden zuſammen. Dann war ihnen Trank, Speiſe, Kleider, Geld zu ſpenden allgemeiner Brauch, und wohl war es gerathen ſie gut zu behandeln, denn ſie waren als böſe Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachſucht, welche durch das Gefühl geſchärft werden mochte, daß ihnen ſolche Rache das beſte Mittel ſei ſich gefürchtet zu erhalten. Nur ſelten wagte ein Fürſt, wie Kaiſer Heinrich II., oder ein frommer Biſchof ihre Banden ohne Lohn

von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins fünfzehnte Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschiren mit Dudelsack und Fidel vor den bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolg der Heere gegen die Slaven, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Costüm bei großen Mahlzeiten, oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Totensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend, und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmannes. Heut ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeit lang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift thut. Oder er kleidet sich noch auffallender als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adlichen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß, ist uns keine Spur geblieben, wohl aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahr 1000 ritt ein solcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genossen der Hochzeit eines sächsischen Edlen zu. Da gesellte sich ihm auf der Landstraße ein Fremder, der die Gestalt eines vornehmen Mannes hatte; dieser lud die

Fahrenden ein in seinem Hause zu übernachten, und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Thal und dichten Wald kamen sie in den hellerleuchteten Hof des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhofe hatten die Männer solche Pracht des Tischgeräthes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirth über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand.“ Da erschrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gaste geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöse.“ Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erst sollt ihr die Gaben empfangen,“ sagte der Wirth, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten.“ Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheidewege verschwanden die Führer. Und zu Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiter zu reiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündlein suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben *). — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf

*) Aus den Visionen, welche der bairische Mönch Othloh (c. 1000 bis 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI. Vis. 23.

noch etwas von der altheimiſchen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Ausſehen eines gaſtfreien Rieſen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden beſſer, das Leben aller Claſſen iſt frivoler, kecker, rückſichtsloſer, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenſpiel und Tanz, Geſang und mimiſchen Darſtellungen ſo allgemein, daß die Kunſtfertigen ein ſtändiges Bedürfniß der Städte und Höfe werden. Deßhalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen, ſie geſellen ſich zu dem Ritterthum als Rufer, Herolde, Lobſänger und Spruchſprecher, ſie werden Hausnarren an den Fürſtenhöfen, Pritſchmeiſter in den Städten, Geſellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuſer an die Stadtmauer und verfallen ſo der wohlwollenden Aufſicht einer ſtädtiſchen Polizei. Seitdem theilen ſie ſich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienſtbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieſes Symbol der Unfreiheit iſt für ihn ein werthvolles Privilegium, welches Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimathlos umherſchweifen, wird ſchlechter; in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts werden ſie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiſerliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchſprecher, weil ſie geiſtlichen und weltlichen Stand verächtlich antaſten, denn ſind ſie bei den Geiſtlichen, ſo ſingen ſie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geiſtlichen, „welches zu Zwieſpalt und Ungehorſam gereicht“. Endlich kommt den Angeſeſſenen der Ehrgeiz, ſich in einer Innung oder nach italieniſchem Muſter in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu laſſen, ſo den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Thätigkeiten dieſes fahrenden Volkes verdienen be-

ſondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Thierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutſchland. Ihre Kämpfe, bei denen ſie um Geld ihr Blut vergoſſen, müſſen nicht ſelten eine Unterhaltung der Kaiſer geweſen ſein; denn als Kaiſer Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schaar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merſeburg und Magdeburg Kämpfe ein, ſtellte den Gefangenen eine Anzahl ſeiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ ſie von dieſen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen ſolche Kämpfer, ſo Aachen durch das ganze vierzehnte Jahrhundert gegen feſten Monatsſold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt, einmal ſollte dieſer Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hoſen und Gürteln verſehen werden, ſie wurden von einem Meiſter unterrichtet, der die anſehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt *).

In dem nächſten Jahrhundert geſellten ſich die Fechter, welche ſtädtiſche Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche ſtarken Groll gegen einander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, ſie rühmten ſich von einem Herzog von Mecklenburg privilegirt zu ſein, und fanden ſpäter in den Kurfürſten von Sachſen milde Gönner; ſie riefen im Kampfplatz, wenn ſie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, ſieh, wie man thut, ſchreib gern mit Dinte, die ausſieht wie Blut **).“ Die Sanct Marcus-Brüderſchaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und ſtärkte ſich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, ſchwing dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den ſollſt du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen ſein Gefieder.“ Sie war von König

*) Laurent, Aachener Stadtrechnungen. S. 12.

**) Benedict Edlbeck, Britzſchmeiſter: Ordentliche Beſchreibung des groſſen ſchieſſen in Zwickaw. 1574. S. 82.

Maximilian 1487 mit einem Privilegium beſchenkt worden, ihre Meiſter vom langen Schwert ſtanden unter einem Hauptmann und hielten ſeitdem auf der Herbſtmeſſe von Frankfurt am Main ihre Zuſammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit ſein wollte; er mußte gegen vier Meiſter fechten, dann in öffentlicher Verſammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Beſtand er die Proben, ſo wurde er mit dem Paradeſchwert kreuzweis über die Lenden geſchlagen, mußte den Genoſſeneid leiſten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderſchaft und das Recht, andere in ſeiner Kunſt zu unterrichten und Fechtſchule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranſtalten. Lange Zeit waren dieſe Schaukämpfe eine Freude der Fürſten und Bürger, ſie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürſten von Sachſen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meiſter vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen beſonderen Vorzug *).

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römiſchen Spiele, wenn auch die Kämpfe ſelten ein ſo blutiges Ende nahmen. Denn die Fürſten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freiſchießen und andern großen Feſten aufgeführt wurden. Sie recrutirten ſich in dieſer Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürſchnern — und gaben durch das ganze ſechzehnte Jahrhundert auch aus eignem Antrieb öffentliche, nicht gefahrloſe Vorſtellungen, wobei Haufe gegen Haufe und Einzelne gegen einander kämpften.

*) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt dieſe Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutſcher Nation Herlichkeit. 1609. S. 171. — Vergleiche Chriſtoff Röſener: Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunſt der Fechter. — Adrian, Mittheilungen aus Handſchriften, Seite 277, iſt die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig ſpätere von Augsburg nebſt den Rechnungen der Meiſter vom Schwert abgedruckt.

Dieſe Genoſſenſchaften der Fechter überlebten den dreißigjährigen Krieg, ſie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunſthiebe, ſie legten ſich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, ſondern nach franzöſiſchen Kunſtwörtern, aber ſie erhielten ſich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenſchaftlich Partei für die beiden Factionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter ſtritt, und häufig gaben ſie ihre Vorſtellungen in Privathäuſern *). Eines der letzten großen Fechterſpiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angeſtellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit ſeinem kleinen Paradedegen von dem Thronſeſſel des Kaiſer Matthias die Huldigung des eroberten Schleſiens entgegennahm, gerade als die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geſchlechter, dann vergingen auch ſie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epiſchen und lyriſchen Volksdichtung gehabt haben, iſt in früherem Bande erwähnt. Er iſt deutlich aus den Heldengedichten in Volksweiſe zu erkennen. Oft ſuchen die Spielleute ihre Standesgenoſſen ſelbſt in die alte Dichtung hineinzudrängen und ſorgen dafür, daß ihre poetiſchen Ideale keine ſchlechte Rolle ſpielen. So iſt ſchon in den Nibelungen die helle Geſtalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommiren ähnliche Figuren mit grotesken Anſtrich in den ſpäteren Gedichten der populären Sagenkreiſe, z. B. der Mönch Ilſan im Roſengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutſchen Epos ſchwärzten die fahrenden Leute verſchönerte Abbilder ihres eignen Lebens

*) Wagenseil, de civitate Noriberg. p. 161.

ein, ſie, die verachteten, vom Heiligſten der Kirche faſt ausgeſchloſſenen, wußten ſich ſogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Uebermuth ihres Handwerks auszubreiten. Denn ſie krochen in die erſten ſtreng kirchlichen Anfänge des deutſchen Dramas, in die heiligen Spiele des Oſterfeſtes ein. Schon im erſten Mittalter war der Geſchichte von der Kreuzigung und Auferſtehung in dem Kirchenritual ein dramatiſcher Anſtrich geworden: Wechſelgeſänge zwiſchen Chriſtus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geiſtlichen im Kirchenchor geſungen, die feierliche Niederlegung eines großen Crucifixes in einem künſtlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Oſtermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferſtehung, Lobgeſänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an die einzelnen Rollen im dramatiſchen Geſange ſtärker hervorzuheben, ihnen außer dem Geſange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemeſſene Tracht und einzelne Attribute zu unterſcheiden. An andern Kirchenfeſten geſchah Aehnliches mit den Legenden der Heiligen, und ſchon im zwölften Jahrhundert werden in den deutſchen Kirchen ganze Stücke dramatiſch aufgeführt, zunächſt noch lateiniſch von Geiſtlichen im Chor. — Aber im dreizehnten Jahrhundert dringt die deutſche Sprache in den Dialog der Perſonen, ſogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt ſich, Laien fangen an mitzuſpielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelaſſen, und ſticht wunderlich ab gegen einzelne dazwiſchen bewahrte lateiniſche Chorgeſänge und Reſponſorien, welche nach und nach ebenfalls deutſch werden. Jetzt zeigen ſich unter den bibliſchen Perſonen der Spiele dieſelben komiſchen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz, welchen die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigſten tritt der Narr als Knecht eines Quackſalbers auf. Seit älteſter Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, beſonders ſolche welche der Kirche verdächtig waren, uralten römiſchen Aberglauben,

altdeutſche Beſchwörungsformeln und wohl noch anderes, was unſauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchfeſten und Märkten fehlten auch die Buden der Aerzte nicht, dieſelben Buden wandernder Doctoren, welche ſich ſchon auf griechiſchen Vaſenbildern finden, ſie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes ſelbſt und des poſſenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutſchland gekommen. Die Aerzte und Knechte traten in den geiſtlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgeſponnene Epiſoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere populäre Perſon führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrſcheinlich ihr erſtes Debüt in der Kirche, den Teufel. Lange ſchon hatte dieſer hölliſche Geiſt draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer geſpien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrſcheinlich war er ſchon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuſchauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das dreizehnte Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitſpieler beim heiligen Oſterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden geſellten ſich leichtſinnige Kinder der Kirche, vagirende Mönche — leider auch Nonnen und Beguinen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die erſparten Goldgulden der Bauern und den Vorrath ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Prieſter werden", dann kamen ſie aus Rom, ſogar mit geſchorener Krone, und ſammelten zu einem Chorhemd; oder ſie waren Schwarzkünſtler, dann trugen ſie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten ſie in ein Haus, ſo riefen ſie: hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meiſter der ſieben freien Künſte, ein Beſchwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer, darauf machten ſie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten ſich auf den Heerſtraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner ſind nach ihrer Sprache und nach dürftigen hiſtoriſchen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimath und Zuſammenhang mit ſeinen indiſchen Verwandten erſt zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngern Völkerſprachen ſchon vor ſich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Weſten, die Jahrhunderte dauerte, müſſen ſie mit Arabern, Perſern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieſer Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie ſind möglicherweiſe um 430, wahrſcheinlich um 940 in Perſien. Sie zeigen ſich um 1100 als „Iſmaeliten“ und „Kaltſchmiede“ in Oberdeutſchland*), ſie ſind im vierzehnten Jahrhundert auf Cypern, im Jahr 1370 in der Walachei (als Unfreie) angeſiedelt. Der Name Zigeuner iſt aus ihrer Sprache verderbt, ſie nennen ſich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte

*) Zu den Kaltſchmieden (Kupferſchmieden) wurden auch die Tengler, Keſſelflicker gerechnet. Die älteſte Nachricht über ſie in einer freien Bearbeitung des erſten Buches Moſe, in rohen Verſen, welche vor 1122 geſchrieben, iſt abgedruckt in Hoffmann's Fundgruben II., dort werden ſie als fremde Händler den Juden gegenübergeſtellt. Die merkwürdigen Verſe lauten:

Von Iſmael ſtammen die Iſmaelitiſchen Leut', ſie hauſiren durch die Welt weit,
Wir heißen ſie Kaltſchmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was ſie haben feil, das hat einen Makel und iſt nicht heil.
Wenn er (der Kaltſchmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben ſoll,
Und hat er verkauft ſeine Waaren, ſo erſetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimath, es ſcheint ihnen überall gleich gut,
Das Land ſie durchſtreichen, das Volk ſie mit Gaunereien beſchleichen,
So betrügen ſie die Menſchheit, ſie rauben aber nicht mit Oeffentlichkeit.

Angabe, daß ſie aus Kleinägypten kämen, mag richtig ſein, da Kleinägypten damals nicht das Nilthal, ſondern die aſiatiſchen Grenzländer bezeichnet zu haben ſcheint.

Im Jahr 1417 endlich erſcheinen ſie in großen Haufen mit lächerlichen Anſprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächſt in Deutſchland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerſte Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachſenen ohne die Kinder, zieht bis zur Nordſee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder ſitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie ſind komödiantenhaft aufgeputzt, ſie führen Jagdhunde als Zeichen adlicher Geburt; wenn ſie aber in der That jagen, thun ſie es ohne Hunde und ohne Geräuſch. Sie weiſen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürſten und Herren vor, auch vom Kaiſer Sigismund. Sie behaupten, ihre Biſchöfe hätten ihnen befohlen ſieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie ſind aber große Gauner, und übernachten im Freien, um beſſer ſtehlen zu können. — Im Jahr 1418 zeigen ſie ſich an vielen Orten in Deutſchland, und in demſelben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Rendezvous mehrer Horden geweſen ſein muß. Dort zählen ſie nach der niedrigſten Angabe tauſend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Aegypten verjagt ſein, tragen viel Geld in den Taſchen, das ſie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, eſſen gut und trinken gut und bezahlen auch gut; ſie haben ſich nirgend wieder ſo gehalten.

Seitdem zogen ſie in verſchiedenen Haufen von Romanien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren ſchlauen Lügen nur an ſehr wenig Orten, die Menſchen zu täuſchen. Sie erwieſen ſich faſt überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrſager und höchſt unverſchämte Diebe. Sie ſelbſt zerſplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden;

ihre Führer, welche sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach decimirt.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit giebt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit, sie hat fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Theil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elephanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gûlo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Thiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigenthum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande ein eigenthümliches Zigeuneridiom entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib, und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebsdialekt an, dem er auch in freundlichem Austausche Wörter seines Sprachschatzes mittheilte. In Deutschland verstand er Rothwelsch oder

Jeniſch, in Böhmen die Hanthyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Dieſen Fremden war in Deutſchland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, ſo arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V. gebot ſie auszuweiſen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürſten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten ſie durch Wahrſagen und geheime Künſte, als Aerzte an Menſchen und Thieren, als Roßtäuſcher und Hauſirer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenſtein brauchte ſie als Spione, ſpäter auch die Schweden; ihre Dirnen wußten ſich Officieren und Gemeinen werth zu machen, die Weiſen der Bande verkauften Amulette und beſchlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen ſie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die ſich dort theilte und die ſehr feindſelig betrachtet wurde, weil man ihr nachſagte, daß ſie das Land irgend einem Feind auskundſchafte. In der That waren ſie eine große Landplage geworden, gegen welche die Geſetzgebung mit charakteriſtiſcher Rückſichtsloſigkeit donnerte. Ueberall kamen Befehle ſie zu vertreiben, ſie galten für Spione der Türken, ſie galten für Zauberer, ſie waren rechtlos; noch nach dem Jahr 1700 ward in einem kleinen rheiniſchen Fürſtenthum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis um 1750 wird in Oeſtreich, dem Reich, Preußen durch Edicte immer wieder befohlen, alle Erwachſenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuſchneiden*). Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohlthuenden Gegenſatz bildet das Verhalten des neunzehnten Jahrhunderts;

*) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones für Schleſien VI. zum J. 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menſchenfreundlicher — vergeblicher — Verſuch gemacht, durch Unterſtützung der Erwachſenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu beſſern. —

Um das Jahr 1500 verlor ſich der Name „fahrende Leute“, und viele fröhliche Thätigkeit der beſitzloſen Umherſchweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genoſſenſchaft der Gauner erhielt ſich in einer gewiſſen Organiſation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rothwelſch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehren Proben die volle Ausbildung eines alten Gaunerdioms.

Es beſteht zum größten Theile aus hebräiſchen Wörtern, wie dieſe von Leuten gebraucht werden, die nicht ſelbſt Juden ſind, daneben ſteht auch ehrliches deutſches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zweckvolle Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächſt in dem Beſtreben den wahren Sinn der Rede durch ein täuſchendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel. Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter laſſen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehren bricht die rohe Laune verzweifelter Menſchen. Und wie die Sprache, waren auch die Praktiken der Gauner ſchon zu großer Virtuoſität ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almoſenvertheilen, hatte überall in der Chriſtenheit maſſenhaftes Bettlerweſen großgezogen, ſchon in den erſten Jahrhunderten des deutſchen Chriſtenthums iſt es Klage frommer Geiſtlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künſtlich gemacht waren, ſie zogen nackt mit einer Keule, ſpäter in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land, und ſammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerenſclaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis ſie ein Pfund Wachs, ein ſilbernes Kreuz und

ein Meßgewand zuſammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weiſen Brief und Siegel vor, ihnen liegen beſonders Handtücher für ihren Prieſter, Garn zum Altartuch und Bruchſilber zu einem Kelch am Herzen; ſie ſchweifen als Epileptiſche umher und halten Seifenſchaum im Munde, oder nehmen als Prieſter in eine fromme Bruderſchaft auf, wieder gegen Bruchſilber; ebenſo wandern die Weiber: falſche Kindbetterinnen, ſolche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einſiedeln als Wundergeſchöpf lebe und täglich ein Pfund Fleiſch haben müſſe. Wo ein großes Feſt gefeiert wurde, ſtrömten auch ſie in Schaaren zuſammen. Es war eine gefährliche Genoſſenſchaft, nicht immer vermochte die eiſerne Härte der alten Zeit ſie zu bändigen. Baſel ſcheint einer ihrer geheimen Sammelplätze geweſen zu ſein, ſie hatten dort eine Gerichtsſtätte, auch das berühmte „Liber vagatorum“ mag in der Nähe entſtanden ſein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geſchrieben, enthält in Gaunerſprache eine ſorgfältige Aufzählung der Gaunerklaſſen und ihre Kunſtgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern ſo wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der älteſten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luther's ſchließen die Berichte dieſes Bandes. Es iſt kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerſtraße eine Aenderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdiſcher Intereſſen wird er den Deutſchen der große Reformer, ſeinen Gegnern wie ſeinen Getreuen.

Digitized by Google

Von dem Tode des Kaiser Friedrich Rothbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

C 42581

Inhalt.

Seite

Einleitung. Die innere Einheit der Periode von den Hohenstaufen bis zum dreißigjährigen Kriege . . . . . V—VIII

1. **Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.** Das Ritterthum als persönliche Ehre der gepanzerten Reiter, Edle, Dienstmannen. Die Ritter als Dienende. Das Kind und seine höfische Zucht. Ritterschlag und Recht ihn zu ertheilen. Vorrechte des Ritters. — Seine Rüstung. Turnierwaffen. — Die Waffenübungen: die Tjost, das Forestiren, Tafelrunde und Artushöfe, der Buhurt, der Turney, und Schilderung, Zahl der Kämpfer, Bedeutung der Spiele. — Die Trägen, das Unpraktische der Ritterspiele. Verwilderung der Ritter. — Die Gefangennahme Ulrich's von Lichtenstein durch seinen eigenen Lehnsmann, nach dem „Frauendienst". — Aenderungen in der Bewaffnung und Verfall im nächsten Jahrhundert. — Die Rittermäßigen. — Das Ritterthum nach dem Ritterspiegel des Johannes Rothe um 1400 . . . . . 1—45

2. **Aus deutschen Dörfern** (1200—1500). Ritter und Bauer. Zustände des Landvolks, Schilderung des Dorflebens zur Zeit des Neidhart von Reuenthal. Streben des Landmanns nach dem Ritterschild. — Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre und Erzählung vom Bauer, der ein Ritter werden wollte. — Ehen zwischen Rittern und Bauern. Die freien Bauern. — Der Landmann im fünfzehnten Jahrhundert. Sein Verhältniß zu der gelehrten Bildung . . . . . 46—73

3. **Aus der Heimath der Habsburger.** Kaisermacht und Papstmacht. Das Reich um 1273. — Charakteristik Rudolfs von Habsburg. Seine Wahl, Kämpfe mit Ottokar, bedrängte Stellung im Reich, Familieninteresse, Urtheil über seine Bedeutung. Bericht über den Elsaß und über Rudolf nach den Aufzeichnungen der Predigermönche von Colmar. Habsburger und Luxemburger . . . . . 74—108

4. **Auf den Straßen einer Stadt** (nach 1300). Eigenthümliches des vierzehnten Jahrhunderts. Das Leben in der Genossenschaft, Wachsthum der Städte, Ritterbürtige und Kaufleute. — Handwerker und Innungen. — Das Aussehn einer größern Stadt um 1300. Umgebung. Das Stadtvieh. Das Pflaster, Wasser, die Straßen, Kirchen, Schulen und Rathhaus, Glocken und Uhren. — Ein Markttag. Die Arbeit der Handwerker. Frachtwagen. Gäste und Gastspenden. Die Bäder. Die Ritterbürtigen vom Lande. — Das Leben im Hause, Kleidung, Speise und Trank. — Der Abend auf den Gassen. Neues und

Seite

Merkwürdiges. — Die Wirthshäuser. Die Nacht. Größe der Städte. Tüchtigkeit des Handwerkers, Gebräuche des Handwerks. Die Vorsage der Schmiedegesellen. Der wandernde Handwerker als Colonist . . . . . 108—155

5. **Besiedelung des Ostens.** Schlesien. Kämpfe der Deutschen und Slaven. Fortdauernder Zug nach dem Osten. Die slavische Einwanderung im Osten der Elbe, unsichere Spuren germanischer Ureinwohner. Das slavische Schlesien unter den Piasten. Deutsche Mönche. Anlage deutscher Dörfer und Städte. — Eigenart der deutschen Schlesier. Ihr Schicksal unter den Luxemburgern; in der Hussitenzeit; im dreißigjährigen Krieg . . . . . 156—177

6. **Besiedelung des Ostens.** Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politischen Genossenschaft. Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause. Ihre älteste Regel und Zusätze. — Der Orden bis zu seinem Verfalle kein adlicher Orden. Seine Gebietiger, Priester, Ritter, Sarjanten, Techniker, dienende Brüder; Zahlenverhältniß der Ritter und Nichtritter. — Hermann von Salza und die Tendenz auf Landerwerb. Die heidnischen Preußen. Colonisation in Livland. Die Methode Preußen zu besiedeln. Die ersten Kreuzfahrten. Ebben und Fluthen der Erfolge. Heldenzeit des Ordens. Begeisterung. Wildheit. Die Sagen und Martin von Golin. — Das vierzehnte Jahrhundert des Ordens. Gute Verwaltung. Inneres Siechthum. Die Preußenzüge des Adels. Die Reisen nach Lithauen und Grenzerleben. Kriegsbrauch des Ordens. Unrühmliche Beutefahrten. Der Zug Herzog Albrecht's von Oestreich im Jahr 1377, nach Peter Suchenwirt. — Schneller Verfall des Ordens . . 178—228

7. **Besiedelung des Ostens.** Vom Bord der Hansen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel der Oberdeutschen und Niederdeutschen. Verschiedenheit der Geldwährung. — Die Hansa. Lockerer Zusammenhang der Städte. Die Osterlinge. Der Fischfang und der Hering. Der Hanse in der Heimath. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. — Verkehr in der Baye. Niederlassungen und Höfe des Hansen. Schoonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hansen nach niederdeutschen Chroniken. Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. — Schiffe von Wismar im Eise 1394. — Die Schlacht im Norsund 1427. — In der Baye 1443. — Paul Beneke von Danzig 1473. — Verfall der Hansa. Die Neuzeit . . . . 229—272

8. **Krieg und Fehde** im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volksthümliche Auffassung des Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwischen Dorf

Seite

und Stadt. — Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorsichtsmaßregeln, Rüstungen. Außenhäuser. Polizei. Absage. Beutezüge. Vertheilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geschütze. Batterien. Städtebünde und ungünstige Stellung der Städte beim Vergleich. — Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeschäfte. Haß gegen die Städter Gesellschaften der Rittermäßigen. — Die Gesellen des Fehders. Die Reisen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache. 273—311

9. **Aus den Hussitenkriegen.** Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Universität Prag. Das wissenschaftliche Denken. Interesse an den Naturwissenschaften. Oeffentliche Lehre. — Verfall der Kirche. Unwissenheit der Laien und Geistlichen in Glaubenssachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderschaften. — Wirkung der Predigt. Die Mystiker. Verlauf der hussitischen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Huß. — Bericht des Martin von Bollenhain . . . . . 312—346

10. **Eine deutsche Frau am Fürstenhofe** (um 1440). Entwicklung des Volksgemüths zur Hussitenzeit. Leben an den Hö.en. Die letzten Luxemburger. Die ungarische Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewissenskämpfe im funfzehnten Jahrhundert . . . . 347—374

11. **In den Turnierschranken** (um 1480). Verfall der höfischen Zucht. Allmälige Erhebung des niedern Adels. Die Ritterwürde Ritterschlag am heiligen Grabe. — Erziehung des adlichen Knaben am Fürstenhofe. Reise in die Fremde. Frauendienst. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Gesellschaften. — Die Schauenburge im Itzthal. Bericht des Wilib. von Schauenburg über seine ritterlichen Fahrten 375—409

12. **Die frommen Landsknechte** (um 1492). Nicht durch Maximilian geschaffen, früheres Vorkommen. — Besserung der Wehrkraft im Reiche. Genossenschaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältniß zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerspenstigkeit. Die Lage der Befehlshaber. — Der niederländische Krieg. Bericht des Landsknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urtheil darüber. Kaiser Maximilian . . . . . 410—444

13. **Die fahrenden Leute.** Ihre Herkunft aus dem römischen und germanischen Heidenthum. Ihre Thätigkeit im Mittelalter. — Vollark und der Teufel. Allmälige Versöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geistlichen Spiele. Fahrende Schüler. — Zigeuner und ihre Sprache. — Rothwelsch und die Bettler. — Schluß . . . . . 445—463

Druck von Otto Wigand in Leipzig

662581

Digitized by Google